Heft 2, Juni 2007/ 87. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V.
Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Schriftleitung und Redaktion: Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr

Internet: http://www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 10,00 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen
des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Kto.-Nr. 16468-751,
BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
Kto.-Nr. 2003201,
BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 50 98-61
Fax (07 21) 50 98-89
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Schloss Salem im Frühling
Foto: D. Kühnel

Inhalt

Zu diesem Heft und darüber hinaus 228

Vorbildliches Engagement für die Erhaltung von Kulturdenkmalen
Der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg 2006
Gerhard Kabierske 230

Salem: Kloster, Schloss, Touristenmagnet
Salem als Zisterziensergründung
Christoph Bühler 249

Wilhelm Hausenstein
1882–1957
Leonhard Müller 265

Auswahlbibliographie 272

Und das ewige Licht …
Über ein Motiv bei W. Hausenstein
Johannes Werner 274

W. Hausenstein und das Morgenland
Johannes Werner 277

Badische Charta und badische Liberalität
Die Verdienste Wilhelm Hausensteins um das Badische
Heinrich Hauß 282

Das Badische
Von Wilhelm Hausenstein 291

Wohnsitz Baden-Baden für Wilhelm Hausenstein?
Reiner Haehling v. Lanzenauer 296

Bemerkungen zu Hausensteins Ästhetik der Orts- und Platzbeschreibungen
Zur Wahrnehmungs- und Bedeutungsgeschichte von Orten
Heinrich Hauß 298

Der Freiburger Münsterplatz: „Freiburger Harmonie“
Aus: Abendländische Wanderungen. Städte, Kirchen, Landschaften und Figuren. 311

Der Basler Münsterplatz
Aus: Besinnliche Wanderungen, Städte, Kirchen, Landschaft und Figuren 318

Der Karlsruher Schlossplatz
Aus: Badische Reise (1930) und Lux Perpetua (1947) 321

Platz der Concorde
„Ein Platz aus Luft und graublauem Licht“ 323

Piazza in Venedig
Ein Platz, der „ein enormer Salon war und die Nacht des Himmels im Plafond hatte“ 324

Naturschutzbildung für junge Füchse und alte Hasen
10 Jahre Naturschutzzentrum Karlsruhe-Rappenwört
R. Heinzmann/H. Dannenmayer 325

Das Mahnmal zur Erinnerung an die deportierten badischen Juden und Jüdinnen in Neckarzimmern
Jürgen Stude 333

Zur Geschichte der St. Martinskirche in Staufen (Breisgau)
Werner Schäffner 339

Die „Zuflucht“ an der Oppenauer Steige im Wandel der Zeit
Schutzhütte – Buschwirtschaft – renommiertes Höhenhotel – Jugendherberge – und nun?
Heinz Nienhaus 349

Die Kelten an Hoch- und Oberrhein
Eine Wanderausstellung
Hermann Althaus 362

Gedenktage Badischer Geschichte
Redaktion: Heinrich Hauß

Historische Gedenktage
5. März 1847–5. März 2007
160. Todestag Sigismunds von Reitzenstein 366

Daten der badischen Geschichte: 1807
Neue Ordnung der Staatsverfassung nach dem Beitritt Badens zum Rheinbund 367

Vor 170 Jahren am 25. April 1837:
Franz Joseph Buß hält in der 2. Badischen Kammer die sogenannte Fabrikrede 367

Aktuelle Informationen
Redaktion: Heinrich Hauß

Vorgesehene Veränderung an der Nordseite des Marktplatzes in Karlsruhe
„Das ist die sensibelste Stelle der Stadt". Wird die Stadt auch sensibel reagieren? 369

Politische Identität durch Skandale?
Eine fatale Sicht des Handschriftenstreits 369

„Architekturschaufenster Waldstraße 8" in Karlsruhe beschließt Satzung 370

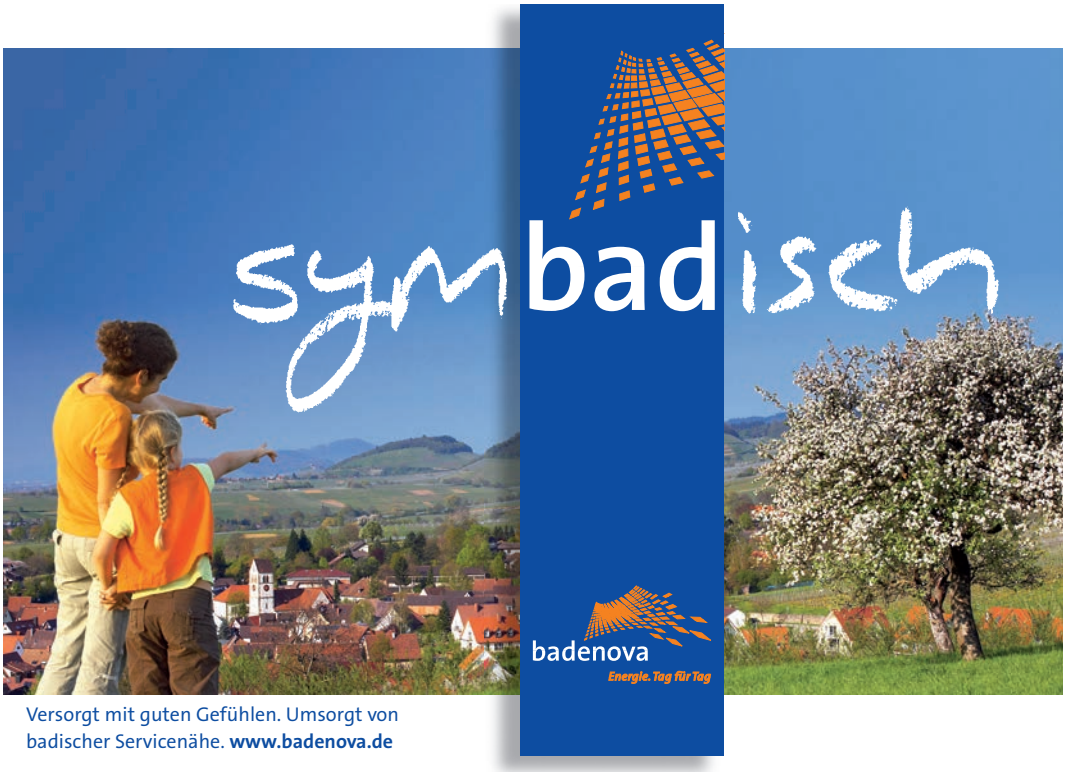
Stand der Reinhold-Schneider-Forschung 370

„Badische Heimat" ging im „Panzerschrank" auf Zeitreise
Zu Besuch im Bruchsaler Stadtarchiv 370

Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2006
Baden-Baden 372
Freiburg 372
Lörrach 374
Mannheim 374
Rastatt 375
Schwetzingen 376

Briefe an die Redaktion 378

Buchbesprechungen 379



Versorgt mit guten Gefühlen. Umsorgt von badischer Servicenähe. **www.badenova.de**

„Zu diesem Heft und darüber hinaus“

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,
liebe Mitglieder,

Dialog, Gespräch, Austausch – das war mir schon immer ein Anliegen. Diese Punkte haben die vergangenen Monate meiner Tätigkeit an der Spitze des Landesvereins geprägt. Und diese Thematik wird auch im vorliegenden Heft in unterschiedlichen Zusammenhängen angesprochen.

Den Schwerpunkt des vorliegenden Heftes bildet Wilhelm Hausenstein. Er wurde am 17. Juni 1882 geboren und starb am 3. Juni 1957. Wir begehen also in diesem Jahr seinen 125. Geburtstag, und gleichzeitig ist sein 50. Todestag. Hausenstein erreichte zwar nicht den Bekanntheitsgrad von Hebel, Hansjakob und Scheffel. Es ist aber durchaus berechtigt, ihn mit diesen drei herausragenden Badenern in eine Linie zu stellen. Er war Badener vom Ursprung her und gleichzeitig überzeugter Europäer. Besonders gegenüber Frankreich bemühte er sich zeitlebens um Ausgleich, Verständigung und Vermittlung. Sein autobiographischer Roman „Lux Perpetua“ aus dem Jahr 1947 erschließt das Verständnis für den Geist und die Geschichte Badens. Im Roman steht das Motiv der „Liberalitas Badensis“ als grundlegendes Element seiner Bildungsgeschichte im Vordergrund.

Unsere badische Liberalität befähigt uns zu offener Kommunikation – von einem fundierten eigenen Standpunkt aus, aber gleichzeitig ohne Vorbehalte gegenüber anders Denkenden. Dies spiegelt sich auch in Person und Werk von Wilhelm Hausenstein wieder, dessen Text „Das Badische“ mit Fug und Recht als eine badische Charta bezeichnet werden kann. Da die Werke Hausensteins, wenn überhaupt, leider nur noch in Antiquariaten erhältlich sind, hat unser Schriftleiter, Heinrich Hauß, den Aufsätzen einige Textproben beigegeben.

Gespräch und Kommunikation setzen eine gemeinsame Sprache oder zumindest ein Verstehen und Beherrschen der Sprache des Gegenübers voraus. Ein ganz wichtiger Aspekt hier in unserem grenzüberschreitenden Oberrheinraum ist natürlich Verständnis für die Sprache des Nachbarn. Der Landesverein ist bereits seit dem Jahr 2000 engagiert im „Salon du livre“ in Colmar, wo wir unseren Verein und badische Literatur präsentieren. Wir suchen hier noch Unterstützer. Wenn Sie Interesse an einem Engagement haben, wenden Sie sich bitte an unsere Geschäftsstelle. Ein in diesem grenzüberschreitenden Kontext stehender Beitrag, über den ich mich sehr freue, war ja im letzten Heft die Abhandlung unseres Kultusministers Helmut Rau zum Thema „Französisch am Oberrhein“, in dem er die Beweggründe für das Bemühen um eine stärkere Verankerung des Französischen im schulischen Bereich darstellte. Mit diesem Aufsatz wurde ein neuer Akzent gesetzt: Wir wollen uns zukünftig in unseren Vierteljahresschriften auch aktuelleren politischen und gesellschaftlichen Themen zuwenden. So ist für das nächste Heft ein Beitrag über die Vorarbeiten zu einer europäischen Metropolregion geplant, die grenzüberschreitend den Oberrhein umfassen soll.

Im Gespräch sind wir auch mit den Mitstreitern vom Schwäbischen Heimatbund, dessen Vorstand mit dem Vorsitzenden Fritz-Eberhard Griesinger an der Spitze uns am 26. April im Haus der Badischen Heimat in Freiburg besuchte. Lesenswert ist in diesem Zusammenhang der Aufsatz von Dr. Gerhard Kabierske „Vorbildliches Engagement für die Erhaltung von Kunstdenkmälern. Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg 2006“. Die gemeinsame Verleihung des Denkmalpreises mit dem Schwäbischen Heimatbund halte ich für eine ganz wichtige Maßnahme zum einen, um unser Ziel einer lebenswerten Heimat durch den Erhalt von Denkmälern, gerade auch aus dem konkreten Wohnumfeld, zu realisieren, zum andern auch,

um eine Brücke zu gleichgesinnten Organisationen, wie eben dem Schwäbischen Heimatbund zu bauen, bzw. aufrecht zu erhalten.

Auch die Kontakte zur Landesregierung und zu Abgeordneten möchte ich gerne im Sinne einer politischen Sensibilisierung intensivieren und ausbauen. Wir haben ja durchaus auch Mitglieder in unseren Reihen, die landes- und kommunalpolitisch aktiv sind. Derzeit spreche ich gezielt zudem viele Bürgermeister an, um sie für eine Mitgliedschaft ihrer Gemeinde zu gewinnen. Außerdem habe ich mich am 27. Februar mit dem Präsidenten des Schwarzwaldvereins, Eugen Dieterle, getroffen und eine intensivere Zusammenarbeit besprochen.

Ins Gespräch sind wir auch mit dem markgräflichen Haus eingetreten. Am 14. April fuhr der Landesvorstand auf Einladung des Prinzen Bernhard nach Salem. Unser Schriftführer, Dr. Christoph Bühler, berichtet in einem schön bebilderten, instruktiven Beitrag über diese Fahrt und die Hintergründe. Wir alle haben noch den sogenannten Handschriftenstreit in Erinnerung und wollen natürlich nicht bedeutendes badisches Kulturgut zugunsten einer Sanierung des Schlosses Salem opfern. Aber auch dieses Schloss Salem ist badisches, ist baden-württembergisches Kulturgut, für das wir uns einsetzen müssen. Die Problematik wurde jedenfalls sehr deutlich, und es fand ein guter Austausch und Dialog statt. Für dieses Schloss im äußersten südöstlichen Zipfel Badens im Schnittbereich zu Württemberg lohnt sich jedenfalls der Einsatz.

Zu berichten ist noch, dass am 9. Mai in Karlsruhe im Rahmen einer Mitgliederversammlung der dortigen Regionalgruppe Gerlinde Hämmerle, meine ehemalige Kollegin als Regierungspräsidentin uns durch die Ausstellung im Karlsruher Schloss „Baden und Europa 1918 – heute“ führte, und dass am 24. Mai in Freiburg ein gemeinsam mit der Freiburger Museumsgesellschaft veranstalteter, hervorragend besuchter Vortragsabend von Dr. Kurt Hochstuhl zum Thema Bürgertum und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert stattfand.

Dass wir im Jahr 2009 das große Jubiläum „100 Jahre Badische Heimat“ feiern dürfen, habe ich ja bereits avisiert. Wir haben beschlossen, dass wir unter der Federführung des Freiburger Regionalgruppenleiters, Dr. Bernhard Oeschger, eine Wanderausstellung hierzu konzipieren, die dann in den verschiedenen Regionalgruppen im Rahmen eines kleinen Festakts präsentiert werden soll. Darüber hinaus ist die Herausgabe einer Chronik geplant, die durch den Leiter des Freiburger Staatsarchivs, Dr. Kurt Hochstuhl koordiniert wird. Schließlich beabsichtigen wir, an frühere Traditionen anzuknüpfen und eine Schriftenreihe der Badischen Heimat zu gesamtbadischen Themen zu starten. Im zweiten Halbjahr wird sich ein Vorbereitungskomitee konstituieren. Wer sich an diesen Vorbereitungen der Jubiläumsaktivitäten beteiligen möchte, möge sich bitte an unseren Geschäftsführer, Karl Bühler, wenden.

Das am 26. März vor Ort vorgestellte Mannheim-Heft stieß auf einen ausgesprochen guten Zuspruch, es war regelrecht ein „Renner“. Die Entscheidung für eine erhöhte Auflage hat sich damit als richtig erwiesen. Nochmals mein Kompliment an Volker Keller, den Vorsitzenden der Mannheimer Regionalgruppe.

Und nun wünsche ich Ihnen viel Spaß bei der Lektüre des neuen Hefts und verbleibe

mit herzlichem Gruß

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Gerhard Kabierske

Vorbildliches Engagement für die Erhaltung von Kulturdenkmalen

Der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg 2006

Angesichts knapper öffentlicher Gelder und der gegenwärtigen Tendenz, Kultur und gebaute Umwelt vor allem unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu sehen, wird das Engagement der Bürger für die Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmalen immer wichtiger. Der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg, der einzige Preis dieser Art für private Eigentümer im Land, hat deshalb auch im 29. Jahr seiner Vergabe nichts an Bedeutung verloren. Im Gegenteil: Er soll dem Denkmaleigentümer mehr denn je signalisieren, dass ein vorbildlicher, nicht allein durch materielle Größen bestimmter Umgang mit seinem Besitz von der Öffentlichkeit immer noch wahrgenommen und honoriert wird.

Der Preis wurde, wie seit dem Jahr 2000 üblich, gemeinsam vom Schwäbischen Heimatbund, dem Landesverein Badische Heimat und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg ausgeschrieben, wobei die Wüstenrot Stiftung durch ihr besonderes Entgegenkommen erstmals für die nötige Finanzierung sorgte.

Die Preisträger wurden wiederum von einer achtköpfigen Jury ausgewählt, die sich aus Vertretern des Schwäbischen Heimatbunds, des Landesvereins Badische Heimat, der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, der Wüstenrot Stiftung, des Landesamts für Denkmalpflege sowie des Städtetags und der Architektenkammer Baden-Württemberg zusammensetzt. Auch in diesem Jahr hatte das Gremium keine leichte Aufgabe. In einer ersten Sitzung mussten die 83 eingegangenen Bewerbungen begutachtet werden. Zwölf Objekte wurden in die engere Wahl genommen. Nach der Besichtigung der Gebäude im Rahmen einer dreitägigen Rundfahrt wurden schließlich fünf davon Preise zuerkannt. Ob Stadthaus mit mittelalterlichen Bauteilen oder Industriebau des frühen 20. Jahrhunderts, repräsentativer Adelssitz oder ärmliches Taglöhnerhaus – das Ergebnis spiegelt die ganze Breite der Kulturdenkmallandschaft im deutschen Südwesten, macht aber auch die beachtliche Qualität der verschiedenen Nutzungs- und Sanierungsansätze deutlich.

Die Preisverleihung fand am 3. März 2007 vor mehr als 600 Gästen im ehemaligen Kraftwerk der Pulverfabrik Rottweil statt, als Bau von Paul Bonatz aus der Zeit des Ersten Welt-

Ein Detail aus der ehemaligen Arbeiterkantine der Pulverfabrik Rottweil: Vorbildliche Reparatur und originalgetreuer Nachbau von Fenstern und Türen, dazu qualitätsvolle neue Bauteile

kriegs selbst ein beeindruckendes Kulturdenkmal. Die Festansprache hielt Wirtschaftsminister Ernst Pfister, in dessen Zuständigkeitsbereich auch die Landesdenkmalpflege in Baden-Württemberg fällt.

Prämiert wurden ein Bauensemble innerhalb der ehemaligen Rottweiler Pulverfabrik, das „Senftenschlössle“ in Untermünkheim, der Vogtshof in Hausen ob Verena, ein Taglöhnerhäuschen in Vogtsburg-Burkheim sowie die Häusergruppe Sigismundstraße 10–12 in Konstanz. Die Auszeichnung ist mit Urkunden für die Eigentümer sowie die beteiligten Architekten und Restauratoren verbunden. Als Zeichen der Anerkennung erhält jeder Bauherr 5000 Euro und eine Bronzeplakette für sein Gebäude. Zusätzlich sprach die Jury in diesem Jahr eine besondere Anerkennung aus für den Erhalt und die Sanierung der Standseilbahn in Stuttgart-Heslach.

„Jakobskirche“, Arbeiterkantine und Aborthäuschen der ehemaligen Pulverfabrik in Rottweil

Nahe der mittelalterlichen Innenstadt von Rottweil stößt man im Taleinschnitt des Neckars auf eine völlig andere Welt: die ehemalige Pulverfabrik, deren Aufstieg und Niedergang eng mit den Licht- und Schattenseiten deutscher Geschichte verbunden ist. Schon im 16. Jahrhundert diente hier eine Mühle der Herstellung von Schießpulver. Ab 1840 sollte sich aus dieser Keimzelle ein Unternehmen entwickeln, das für seine Pulverproduktion bald über die Region hinaus von sich reden machte. Max von Duttenhofer, mit Erfindungsreichtum, Geschäftssinn und nicht zuletzt einer gehörigen Portion Rücksichtslosigkeit gegenüber seinen Arbeitern der Inbegriff eines

Die „Jakobskirche“ im Hintergrund, vorne die ehemalige Arbeiterkantine, beides Beispiele der Industriekultur der Zeit um 1910–15

Industriepatriarchen der Kaiserzeit, führte den ererbten Betrieb nach 1870 mit Rüstungsaufträgen national und bald auch international zum Erfolg. Rasch breitete sich beiderseits des natürlichen Neckarlaufs ein Industriequartier aus, wie man es in einer Kleinstadt eigentlich nicht erwarten würde. Auch nach Duttenhofers Tod 1903 gedieh die Fabrik, nun Teil eines Großkonzerns, dank der Aufrüstungspolitik jener Jahre prächtig. Dem Auftragsboom des Ersten Weltkriegs folgte, bedingt durch den Versailler Vertrag, zwar eine Phase der Demontage und Umstellung auf zivile Produkte, aber es verwundert nicht, dass die Rottweiler Pulverfabrik im Zuge der Kriegsvorbereitungen des NS-Staates in den dreißiger Jahren schnell seine größte Ausdehnung erreichen sollte: Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs umfasste das von einer 15 km langen Umzäunung umgebene Areal nicht weniger als 140 Gebäude, in denen mehr als 2000 Menschen unter teilweise äußerst harten Bedingungen arbeiteten.

Der Ausgang des Zweiten Weltkriegs bildete die größte Zäsur in der Werksgeschichte. Jegliche Produktion für das Militär wurde durch alliierten Beschluss eingestellt. Dem Nachfolgeunternehmen „Rhodia“ war mit der Produktion von Kunstfasern Anfang der sechziger Jahre nochmals ein gewisser Erfolg beschieden. Die Mitarbeiterzahlen von früher wurden jedoch nicht mehr erreicht, und sie gingen rapide zurück, bis das Werk 1994 endgültig stillgelegt wurde. Dem riesigen Areal, auf dem immerhin rund vierzig Bauten als Kulturdenkmale ausgewiesen worden waren, drohte das Ende als gigantische Industriebrache.

Doch sollte in Rottweil die Reaktivierung besser gelingen als anderswo. Mit dem „Gewerbepark Neckartal“, der mit einer vielfältigen

Der ehemalige Speisesaal der Arbeiterkantine mit eiserner Dachkonstruktion von 1909. Die neuen Einbauten für Büros und Ausstellung bestechen durch ihre Leichtigkeit.

Struktur aus Arbeiten und Wohnen, Freizeit und Gastronomie, Dienstleistung und Kultur innovative Wege beschreitet, konnte erfolgreich gegengesteuert werden. In den letzten Jahren ist es gelungen, für eine ganze Reihe von Bauten adäquate Nutzungen zu finden und die vernachlässigte Bausubstanz durch schonende Einzelerneuerung zu retten. Bereits 1999 wurde die Sanierung des Badhauses als Restaurant und Theaterstätte mit dem Denkmalschutzpreis belohnt.

Zum Erfolg des Rottweiler Modells hat nicht zuletzt das Engagement von Hermann Klos und Günther Seitz beigetragen, die von Anfang an Motoren des Vorzeigemodells waren. Schon 1993 hatten sie sich mit ihrer aufstrebenden Firma „Holzmanufaktur Rottweil GmbH“, die sich der Reparatur von Holzbauteilen widmet und dabei auch denkmalpflegerische Ziele verfolgt, als Pioniere inmitten des Niedergangs angesiedelt. Sie sicherten sich ein zentral innerhalb des Werksgeländes gelegenes Bauensemble, das zwischen der willkürlichen Ansammlung von Industriehallen wie eine dörfliche Mitte wirkt und ursprünglich sozialen Zwecken diente. Der auffälligste Bau ist das 1913/14 errichtete Wasch- und Umkleidegebäude mit einem Schlafsaal für die Nachtschichtarbeiter, das wegen seines basilikalen Querschnitts und der westwerkartigen, von einem Uhrtürmchen bekrönten Eingangsfront im Volksmund „Jakobskirche“ genannt wird. Welcher Jakob dabei Pate stand – der heilige Jakobus als Schutzpatron der Arbeiter oder gar „Der wahre Jacob“, ein damals bekanntes sozialdemokratisches Satireblatt – ist bis heute nicht geklärt. Das benachbarte architektonische Gegenstück, das man im Kontrast zur „Kirche“ vom Erscheinungsbild her als „Rathaus“ oder „Festhalle“ interpretieren möchte, ist die 1909 erbaute sowie bereits 1913 und zwei Jahre später erweiterte Arbeiterkantine, zu der sich als dritter Bau ein dahinter gelegenes Aborthäuschen gesellt, das letzte von ursprünglich sechs.

Das Ensemble ist ein bemerkenswertes Zeugnis für die Baukultur, die in den Jahren vor und während des Ersten Weltkriegs die Industriearchitektur nicht nur in Rottweil auszeichnete. Unter Duttenhofer hatten die zahlreichen Fabrikneubauten einzig ökonomischen Prämissen zu genügen. Im Zuge der Reformbestrebungen nach der Jahrhundertwende, die sich beispielsweise 1907 in der Gründung des Deutschen Werkbunds manifestierten, änderte sich dies. Soziale Aspekte spielten nun im Hinblick auf die innenpolitisch immer heiklere Arbeiterfrage eine Rolle, aber auch der gestiegene Anspruch an Gestaltqualität. Mit Albert Staiger für die Jakobskirche und Heinrich Henes für die Kantine wurden jetzt bekannte Architekten herangezogen, die von der Stuttgarter Bauschule geprägt waren. Sie verstanden es, beeinflusst vom Vorbild Theodor Fischer, innovative Materialien und Techniken wie den Betonskelettbau oder Eisenkonstruktionen mit einer vereinfachenden, nur noch vage an barocke und klassizistische Vorbilder erinnernden Formensprache zu einem modern-funktionalen, aber auch repräsentativen Ganzen zu verbinden. Weitere Neubauten jener Jahre auf dem Fabrikgelände – das ebenfalls von Henes stammende Laboratorium, das Badhaus, die Neckarbrücken des Betonpioniers Emil Mörsch sowie schließlich als Höhepunkt das imposante Kraftwerk von Paul Bonatz – sind weitere Beispiele dieser beachtlichen firmeninternen Bautätigkeit, die nach 1918 auf solchem Niveau keine Fortsetzung finden sollte.

Die ursprüngliche Qualität war allenfalls zu erahnen, als die Holzmanufaktur in den neunziger Jahren ihre Bauten übernahm, deren Unterhaltung lange Zeit vernachlässigt worden war. Die Dächer waren undicht und die Wände durchfeuchtet, das Erscheinungsbild litt unter vielen verunstaltenden Veränderungen wie der Vermauerung von Fenstern und nachträglich eingezogenen Trennwänden. Besonders getroffen hatte es die Arbeiterkantine, deren Portikusvorbau schon in den dreißiger Jahren hatte weichen müssen und dessen Hauptspeisesaal mit einem vom eisernen Dachstuhl abgehängten Rabbitzgewölbe 1981 ausgebrannt war. Hermann Klos und Günther Seitz ließen sich von diesem schlechten Zustand nicht abschrecken, da sie erkannten, wie viel alte Substanz noch vorhanden war und erhalten werden konnte. Zunächst wurde nur das Notwendigste repariert, um die Bauten für ihren neuen Zweck nutzbar zu machen, und es waren dafür vor allem Kreativität, Impro-

visation und Flexibilität notwendig. Die Mieter lernten ihre Gebäude kennen, wuchsen in sie hinein, eine ideale Voraussetzung, als sie sich – inzwischen Eigentümer geworden – an die Gesamtrenovierung machten, die etappenweise 2001 bis 2005 erfolgte.

Nach einem Konzept des Architekten Alfons Bürk mit Entwurfsbeteiligung von Eva Zähringer und seit 2002 unter der Gesamtabwicklung von Bernd Liebmann wurde die Gebäudegruppe behutsam saniert und intelligent den Bedürfnissen der Holzmanufaktur angepasst. Die Jakobskirche wurde ohne gravierende Eingriffe in die Grundrissstruktur zur Schreinerwerkstatt, wobei der ehemalige Schlafsaal im „Obergaden“ als Depot für die Sammlung historischer Fenster, Türen und Beschläge dient. Im Aborthäuschen, dessen ursprüngliche Einteilung schon länger entfernt worden war, treffen sich heute die Mitarbeiter zur Vesperpause. In das Kantinengebäude wurden Büro-, Ausstellungs- und Veranstaltungsräume integriert. Ein großer Speiseraum mit einer erhalten gebliebenen eindrucksvollen Kassettendecke von 1915 wird darüber hinaus als Restaurierungsatelier genutzt. Bemerkenswert ist vor allem die Art und Weise, wie mit dem durch den Brand schwer beschädigten Kantinensaal umgegangen wurde. Die Außenwände mit den alten Fensteröffnungen und der filigrane Eisendachstuhl von 1909, nun offen sichtbar, wurden wieder hergestellt. Eine neu in den Raum eingestellte Konstruktion in Stahl und Glas mit schlanken Holzleisten schafft Unterteilungen für Büros und bietet darüber auf Plattformen Flächen für Ausstellungen. Leichtigkeit und Transparenz bewirken, dass die hallenartige Wirkung trotz der veränderten Nutzung nicht verloren ging. Für das notwendige Licht von oben sorgt ein in die Dachfläche eingelegtes Lichtband, das nach langen Diskussionen und der Prüfung vieler Varianten zu Recht als die angemessene Lösung für diesen Ort gewählt wurde. Wie beim Rabbitzgewölbe im Inneren wurde auch beim bereits lange verschwundenen Portikus bewusst auf eine Rekonstruktion verzichtet. Dagegen war es planerisches Ziel, möglichst viel der vorhandenen Substanz weiter zu tradieren. Der Originalputz wurde gefestigt und die ursprüngliche Farbfassung rekonstruiert, selbst historische Glasscheiben wurden, soweit es ging, wieder verwendet. Und natürlich wurde besonderer Wert auf das Holzwerk gelegt: Die hervorragende handwerkliche Qualität, für die die Holzmanufaktur überregional steht, fällt auch hier bei den Fenstern und Türen auf, die samt ihren Beschlägen aufgearbeitet und wo notwendig durch Nachbauten nach vorhandenen Mustern ergänzt wurden.

Die Radlerherberge im „Senftenschlössle“ bietet stimmungsvolle Zimmer mit Geschichte

„Senftenschlössle“ in Untermünkheim
(Kreis Schwäbisch Hall)

Bis zum Jahr 2003 bot das „Senftenschlössle“ mit bröckelndem Putz, ausgebleichtem Fachwerk sowie mit verunstaltenden Einbauten für Einfachstwohnungen einen traurigen Anblick. Freilich war allen Verantwortlichen klar, dass es sich um ein wichtiges Zeugnis der Geschichte von Untermünkheim im Kochertal handelte, an dessen Eigenschaft als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung niemand zweifelte.

Bereits 1361 wird der Bau als steinernes Haus erwähnt, das wahrscheinlich von einem

Wassergraben umgeben war, der vom heute verdohlten Eis- oder Sperberbach gespeist wurde. 1515 wurde das „Wasserhaus zu Mümckhen“ von Melchior Senft zu Sulburg erworben, einem reichen Patrizier aus dem nahen Schwäbisch Hall, der sich mit anderen Ratsmitgliedern der Stadt überworfen hatte und deshalb nach einem Wohnsitz außerhalb der Mauern Ausschau hielt. Er ließ das Gebäude für seine Zwecke ausbauen und die beiden massiven Stockwerke des Steingebäudes um ein mächtiges und dekoratives Fachwerkgeschoss mit hohen Giebeln und einem Krüppelwalmdach aufstocken. Der Bau erhielt damals seinen fast turmartigen Charakter, den er bis heute bewahren konnte.

Es war vermutlich Melchiors Sohn, der 1532 im ersten Obergeschoss einen Erker anbauen ließ, dessen Konsolenansätze an der Südfassade noch heute zu erkennen sind, ebenso wie im Innern der steingefasste Segmentbogen mit dem eingemeißelten Baudatum, der den Zugang zum Erker rahmte. Das zuvor holzsichtige Fachwerk wurde markant dunkelrot gestrichen, während die massiven Sockelgeschosse außen mit einer Quaderbemalung geschmückt wurden, dessen radiales Strichmuster die Plastizität der vorgeblichen Steine betonen sollte. Bereits 1565 scheint der Erker wieder verschwunden und die Quadermalerei monochrom überstrichen worden zu sein. Zudem wurde der kompakte Baukörper auf der Nordseite durch einen Anbau mit Pultdach vergrößert. Auch dies war noch eine Veränderung der Familie Senft zu Sulburg, die dem „Senftenschlössle“ bis heute den Namen gaben, obwohl die Eigentumsverhältnisse im Laufe der weiteren Jahrhunderte häufig wechselten und der soziale Rang der Bewohner allmählich immer weiter sank.

Im 20. Jahrhundert war schließlich vom ehemals repräsentativen Bild eines ländlichen Adelssitzes nicht mehr viel zu erkennen. Der Wassergraben war längst zugeschüttet und die Bebauung des Dorfes bis unmittelbar an das Gebäude herangerückt. Es diente zuletzt als Wohnhaus mit Mietwohnungen, lange Zeit war das Erdgeschoss zudem als Stall genutzt worden. So trist die Innenräume auch wirkten, es sollte sich herausstellen, dass über Zwischendecken, hinter dicken Wandverputzen und Verkleidungen sowie unter Bodenbelägen viel historische Substanz die Zeitläufe überlebt hat.

Da sich die Gemeinde Untermünkheim als letzter Eigentümer von einer inzwischen dringend anstehenden Sanierung überfordert fühlte, schrieb sie das Anwesen 2002 zum Verkauf aus. Nachdem sich potentielle Investoren in einer Gemeinderatssitzung vorgestellt hatten, erhielt die „Interessengemeinschaft Sanierung historischer Bauten“ mit nur einer Stimme Mehrheit den Zuschlag für das Objekt. Hinter diesem Namen verbargen sich die Diplompädagogen und Soziologen Harald Brode und Petra Jaumann, der Holztechniker Tomas Bauckhage und der Software-Ingenieur Martin Pfahls, eine denkmalbegeisterte Gruppe, die in der Region zwischen Neckar und Main bereits eine ganze Reihe ähnlicher Objekte in ihre Obhut genommen hatte und damit über einschlägige Erfahrung verfügte. Die gelungene Sanierung des ehemaligen Spitals im nahen Neuenstein brachte den Mitgliedern im gleichen Jahr 2002 schon den Denkmalschutzpreis ein. Auch wenn sie sich in Untermünkheim nicht – wie andere – als finanzkräftige Unternehmer hatten präsentieren können, so überzeugte doch ihre offensichtliche Begeisterung für die Sache den Gemeinderat.

Wie bei ihren früheren Projekten machte sich die Gruppe auch am Senftenschlössle mit sehr viel persönlicher Eigenleistung an die Arbeit. Restauratorische Untersuchungen klärten zunächst außen und innen die Befundlage. In stärkerem Maße als erwartet stieß man auf historische Putze und Farbfassungen, die bis in die Erbauungszeit zurückreichen und nachweisen, dass die einzelnen Räume durch sehr unterschiedliche kräftige Anstriche des Fachwerks, besonders in Rot, Gelb und Grau, sowie mit der Betonung durch Beistriche jeweils einen sehr individuellen Charakter besaßen. Es war ein Hauptziel der Bauherren, den ursprünglichen Farbklang wieder herzustellen, die Nachprüfbarkeit durch den Einblick in kleinformatige Originalbefunde zu gewährleisten, sie generell aber unter einer schützenden Japanpapier- bzw. Kalkputzschicht mit einem mineralischen, diffusionsoffenen Anstrich zu konservieren. Was die Fassaden anbelangt, so entschied man sich für die Rekonstruktion der Farbigkeit des frühen 16.

Im ehemaligen Adelssitz kann man heute übernachten. Das imposante „Senftenschlössle“ nach der Sanierung.

Nur durch Zufall entdeckt: Wertvolle Wandmalereien des 16. Jahrhunderts versteckten sich unter dem Verputz

Jahrhunderts, wobei die spätere auffällige Quaderbemalung des Steinsockels durch ein Belegfeld an der Südfassade in Erinnerung gebracht wird.

In einem separaten Raum des Fachwerkgeschosses stieß Harald Brode eher zufällig auf eine überaus anspruchsvolle Ausmalung mit floralen und figürlichen Darstellungen, die wohl zur Erstausstattung aus der Zeit von Melchior Senft zu Sulburg gehörte und stilistisch der Stufe zwischen Spätgotik und Renaissance zuzurechnen ist. Die Malereien wurden auf vorbildliche Weise freigelegt und gesichert, aber nicht ergänzt. Um ihre Erhaltung für die Zukunft zu gewährleisten, wurde sogar auf eine intensivere Nutzung des entsprechenden Raumes verzichtet.

Überhaupt spielte die Frage nach einer adäquaten Nutzung des Bauwerks bei der Sanierung von Anfang an eine große Rolle. Da ein eigener Garten fehlt, war das Objekt für eine reine Wohnnutzung wenig attraktiv. Die Gemeinde hatte bereits überlegt, aus dem Senftenschlössle eine kleine „Radlerherberge“ mit Übernachtungsmöglichkeit für rund zwölf Personen zu machen – ein wirtschaftlich durchaus Erfolg versprechendes Angebot in dieser von Fahrradtouristen gerne besuchten Gegend des Kochertals. Die Käufer griffen die Idee auf und setzten sie um, sehr zum Vorteil des Gebäudes, war es doch damit möglich, die historischen Grundrissteilungen abseits konventioneller Hotelstandards oder der Zwänge einer modernen Wohnnutzung weitestgehend zu bewahren. Ein „alternativer“ Gast, der in seinem Kurzurlaub mit dem Fahrrad durch eine angenehme Kulturlandschaft fährt, dürfte sich normalerweise nicht daran stören, dass sein alles andere als alltägliches Zimmer nicht über eine eigene Toilette und Dusche verfügt.

Im Gegenteil, für den Individualtouristen ist das besondere Ambiente fern jeglicher Norm gerade besonders reizvoll. Wo gibt es sonst noch ein komplett erhaltenes Plumsklo zu besichtigen? Hier ragt es als Holzerker im zweiten Obergeschoss spektakulär aus der Ostfassade.

Das heißt jedoch nicht, dass man sich als temporärer Bewohner des Senftenschlössles mittelalterlichen Verhältnissen ausliefern müsste. Für entsprechende sanitäre Sammeleinrichtungen ist auf jedem Stockwerk gesorgt, und es gibt selbstverständlich auch eine moderne Zentralheizung. Deren Heizkessel ist im Dachgeschoss installiert, wo er am wenigsten stört, wie überhaupt die moderne Haustechnik behutsam in die historische Bausubstanz integriert wurde. Die größtmögliche Schonung der originalen Oberflächen war stets erklärtes Ziel, ebenso sollten die neuen Installationen optisch nicht in den Vordergrund treten. Neu eingefügte und ersetzte Details, wie zum Beispiel die Türen, ordnen sich erkennbar als Nachbauten oder neutral gehaltene Bestandteile dem Ganzen unter.

Vogtshof in Hausen ob Verena
(Kreis Tuttlingen)

Der Vogtshof im Ortskern von Hausen ob Verena zählt zu den bedeutenden Bauwerken in der Umgebung von Spaichingen. Es handelt sich um ein für die Region zwischen Alb und Schwarzwald charakteristisches „Quereinhaus“, das über einem massiven Sockelgeschoss und zwei Geschossen in Fachwerkbauweise unter seinem durchgehenden Satteldach Wohnteil, Stall und Scheune vereint und von der Längsseite her erschlossen wird.

Seit den achtziger Jahren bereitete das ortsbildprägende, nahe der Kirche gelegene Anwesen den Verantwortlichen allerdings beträchtliche Sorgen. Eine erste Bestandsaufnahme durch den Architekten Alfons Bürk bestätigte den Eindruck der Denkmalpfleger, dass es sich um ein hochkarätiges Kulturdenkmal handelt, nicht zuletzt wegen der für die Lage auf dem Land ungewöhnlich reichen Innenausstattung aus dem 18. Jahrhundert, zwei aufwändig mit Holzvertäfelung und Holzdecken gestalteten Stuben. Deutlich wurde

Wieder im Lot – der Ostgiebel des Vogtshofes, der vor der Sanierung einsturzgefährdet war

durch die Dokumentation allerdings auch, dass dringender Handlungsbedarf bestand, um die weitere Existenz des Gebäudes zu sichern. Der große Ostgiebel hatte sich im Laufe der Zeit um 1,50 m nach hinten geneigt und die gesamte Fachwerkkonstruktion aus dem Gefüge gebracht. Die Fassaden waren außerdem durch einen schon lange zurückliegenden Umbau in starkem Maße geschädigt, sodass ein Absturz großer Oberflächenteile drohte. Hinzu kam, dass es über Jahrzehnte hinweg keine ausreichende Bauunterhaltung gegeben hatte. An eine Abhilfe war allerdings vor knapp zwanzig Jahren noch nicht zu denken, da die damaligen Eigentumsverhältnisse dies vereitelten. So mussten erste Notmaßnahmen zur Stabilisierung genügen, wie die Sicherung des großen Ostgiebels mit einer provisorischen Verbretterung, die freilich das Erscheinungsbild nicht gerade verbesserte.

Die endgültige Rettung sollte erst gelingen, als das Haus über die Liste der verkäuflichen Kulturdenkmale im Regierungsbezirk Freiburg angeboten wurde. Annedore und Dr. Wilfried Stark aus Paderborn erwarben das Haus und stellten sich 2002 bis 2005 der besonderen Herausforderung einer umfassenden Sanie-

Eine der beiden Stuben im Vogtshof mit ihrer Vertäfelung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts

rung. Sie waren eher zufällig auf das Objekt aufmerksam geworden, und der erste Eindruck war für sie alles andere als ermutigend gewesen. Architekt Bürk gelang es jedoch, sie zu überzeugen, dass hier durchaus noch etwas zu retten war und sich die beträchtliche Investition in das gefährdete Schmuckstück lohnen würde. 2003 wurde die Gesamtplanung Bürks genehmigt. Akribische Forschungen und Baudokumentationen von Annette Fischer, der Holzmanufaktur Rottweil, der Restauratoren Kristina und Karl-Philipp Jung, des Ingenieurbüros Lohrum sowie des Schreiners Steven Ryle waren vorausgegangen und begleiteten auch die gesamte Bauphase.

Die Geschichte des Hofes wurde allmählich in allen ihren Facetten nachvollziehbar. Laut dendrochronologischer Bestimmung 1685/86 erbaut, gehörte das Anwesen bis ins spätere 19. Jahrhundert der vermögenden Familie Gluntz, die lange den Ortsvogt von Hausen ob Verena gestellt und ihren Status mit diesem repräsentativen Bauwerk demonstriert hatte. Der vierachsige Ursprungsbau, wahrscheinlich für Hansjörg Gluntz und seine Frau Ursula errichtet, war ein Sichtfachwerkbau mit barockem Zierfachwerk. Bereits wenige Jahre nach Fertigstellung wurde er um eine fünfte Achse erweitert, um den Stall- und Lagerbereich zu vergrößern.

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts sollte dann ein tiefgreifender Umbau dem Hof sein späteres, bis heute prägendes Aussehen verleihen. Um ein steinernes Massivgebäude vorzutäuschen, verschwand das Zierfachwerk hinter einer ungewöhnlichen Ummantelung aus ca. 8 cm starken Steinplatten, die auf dem vorkragenden Sockelgeschoss aufgesetzt und mit einem flächigen Wandputz überzogen wurden. Anstelle der früheren horizontalen

Blick in die Küche des Vogtshofes. Alt und Neu gehen eine harmonische Verbindung ein

Bandfenster sorgten nun neue Einzelöffnungen mit balusterartig profilierten Seitenleibungen und auskragendem Fenstersturz sowie dekorativ bemalten Schlagläden für ein moderneres Aussehen. Hinzu kamen jetzt auch die bereits erwähnten Innenausstattungen. Die großen Stuben, im ersten wie im zweiten Stockwerk jeweils an der Nordostecke des Baues gelegen und über Eck von zwei Seiten belichtet, erhielten in jeder Etage unterschiedliche, aber durchaus gleichwertige Wand- und Deckenvertäfelungen von einer handwerklichen und gestalterischen Qualität, wie man sie zeitgenössisch eher aus städtischem Kontext kennt. Die Täfer sind aus Tannen- und Fichtenholz gefertigt und durch Kassetten gegliedert. Einzelne Elemente werden zusätzlich betont, etwa Türen, die von gedrechselten Halbsäulen flankiert und von Holzgesimsen bekrönt werden, die sich über den Säulen verkröpfen. An anderer Stelle sorgen ein integrierter Wandschrank, eine Durchreiche zur Küche oder in die Kassettendecke eingelegte Felder aus Nussbaumholz mit Intarsien für zusätzliche Akzente.

Trotz kleinerer An- und Umbauten, die außen vor allem die Südseite betrafen, wo an die Stelle von offenen Galerien ein Toilettenanbau trat, wurde die Gesamterscheinung des Anwesens im 19. und 20. Jahrhundert nicht mehr grundsätzlich verändert. Reparaturen und Auswechslungen betrafen Details wie einzelne Fenster und Fensterrahmungen. Frühere Zustände waren durch erhalten gebliebene Originalteile immer noch am Haus ablesbar.

Grundlage für das Konzept der Sanierungsmaßnahmen seit 2002 war der Zustand des Gebäudes nach seinem Umbau im 18. Jahrhundert. Die damals hinzugekommenen

prächtigen Stuben der Obergeschosse sollten auf jeden Fall erhalten und dabei ein größtmögliches Maß an originaler Substanz gerettet werden. Dass dies angesichts des fortgeschrittenen Schadensbildes keine leichte Aufgabe werden würde, war von Anfang an klar. Um das Hausgefüge ins Lot zu bringen und die verloren gegangenen kraftschlüssigen Verbindungen wieder herzustellen, musste die gesamte hölzerne Ausstattung vorsichtig ausgebaut und gelagert werden. Anschließend wurde das gesamte Holzgerüst von seiner Ausfachung befreit. Als dann auch noch die Dachdeckung abgenommen und der hohe Dachstuhl komplett demontiert wurde, vermuteten viele Betrachter schon einen Abbruch. Es war die Bauphase, die Familie Stark manch schlaflose Nacht kostete. Dennoch sollte es vor Ort bald wieder bergauf gehen. Die Konstruktion wurde gerichtet und neu zusammengefügt, wobei die durch Feuchtigkeit marode gewordenen Reste des später verdeckten barocken Zierfachwerks und die konstruktiv falsche Ummauerung des Fachwerkkerns, die zu den schweren Schwitzwasserschäden im Wandquerschnitt geführt hatte, nicht erhalten werden konnten. Ebenso wurde die Ende des 17. Jahrhunderts hinzugefügte Gebäudeverlängerung im Bereich des Stalls nicht wieder aufgebaut. Ansonsten erfolgte ein präziser Wiederaufbau mit den Originalteilen, seien es Blockstufen, Bodendielen, Türblätter, Kachelöfen, Biberschwanzziegel oder selbst kleinste Details wie Beschläge, die alle wieder an ihren historischen Ort zurückkamen. Beschädigte Holzelemente wurden repariert, wobei die handwerkliche Qualität der Arbeit beeindruckt, für die neben dem Schreiner Steven Ryle auch in diesem Fall die Holzmanufaktur Rottweil verantwortlich zeichnete. Nachbauten, etwa von Fenstern, Fensterrahmungen und Klappläden, erfolgten, ebenfalls in exzellenter Ausführung, ausschließlich nach Mustern, die am Haus selbst vorzufinden waren.

Trotz der unabdingbaren Eingriffe war es beim Vogtshof möglich, dem Denkmal seinen authentischen Charakter zu bewahren. Es ist gelungen, ein einheitliches Erscheinungsbild mit der Erhaltung bestehender Befunde und einer Ablesbarkeit baulicher historischer Überlieferungen zu vereinbaren. Aber auch die für eine moderne Wohnnutzung erforderlichen haustechnischen Installationen oder Baudetails – genannt seien nur die modernen Sanitäreinrichtungen, die überraschend unauffälligen, unter der Decke aufgehängten röhrenförmigen Heizkörper oder die schlichten Treppengeländer – ordnen sich zurückhaltend dem Gesamtbild ein, ohne ihre Entstehungszeit zu verleugnen.

Von hervorragender handwerklicher Qualität – Reparatur und Nachbau des Holzwerks im Vogtshof

Taglöhnerhäuschen in Vogtsburg-Burkheim
(Kreis Breisgau-Hochschwarzwald)

Einfacher kann eine Behausung kaum sein. An einer abschüssigen Straße hinunter in die Vorstadt, direkt unterhalb der Burgruine des malerischen Weinorts Burkheim am Kaiserstuhl gelegen, ist das kleine Häuschen ein Dokument für die Bescheidenheit der Wohnverhältnisse armer Leute in früheren Zeiten. Das gesamte Grundstück misst gerade einmal 39 qm, wobei das Haus vorne nicht breiter als 3,80 m ist. Rechts und links schließen sich ähnliche, wenn auch größere und heute stärker veränderte Häuser an, und auch auf der Rückseite markiert bereits die Außenwand die

Nur 3,80 m breit. Das Taglöhnerhäuschen mit Kniestock-Verglasung, durch die Licht in das neue Bad fällt

Parzellengrenze. Kleintierstall und Lagerraum im Keller, erschlossen von der Straße über einen vertieften Zugang mit Rundbogen, darüber im Erdgeschoss Küche und Stube sowie der zweigeteilte, von Rauch geschwärzte Dachraum bildeten das nur schwach erhellte Obdach für eine Taglöhnerfamilie. Von deren kargem Leben erzählen auch die Überbleibsel der Alltagsgegenstände, die in Füllungen zutage kamen: Fragmente grober Schuhe, Scherben einfachster Gebrauchskeramik und schlichter Kachelöfen oder Bruchstücke von Eisen- und Holzgerätschaften. Sorgfältig geborgen und von Valerie Schoenenberg wissenschaftlich aufgenommen, sind sie – heute wieder an Ort und Stelle präsentiert – äußerst aussagekräftige Zeugnisse, obwohl sie normalerweise nicht für Wert erachtet werden und deshalb selten den Weg ins Museum finden.

Die Untersuchung der Bausubstanz durch das Büro Lohrum lieferte das Bild einer recht bewegten Baugeschichte, die im Kellerbereich bis ins Mittelalter zurückreicht. Auch wenn dort – im Unterschied zum Keller des westlichen Nachbarn – die Stadtmauer ausgebrochen ist, so hatte deren ursprünglicher Verlauf doch die spätere Ausrichtung vorgegeben. Der Kern einer Kellerwand, die zahlreiche Baufugen aufweist, dürfte dem 15. Jahrhundert angehören. Errichtet wurde das bescheidene Anwesen, so wie es heute dasteht, im späten 17. Jahrhundert, einer Zeit, die in Burkheim nach den schweren Zerstörungen des Dreißigjährigen und des Holländischen Krieges im Zeichen des Wiederaufbaus stand. In der Folge dürfte nahezu jede Generation kleinere oder größere Änderungen vorgenommen haben. Später zugesetzte Öffnungen an der Giebelwand belegen, dass das östliche Haus nachträglich angebaut wurde. Wie durch dendrochronologische Bestimmungen belegt, gab es dann um das Jahr 1845 einen größeren Umbau, bei dem über dem Erdgeschoss neue Deckenbalken eingezogen wurden. Seit diesem Zeitpunkt führte auch die heutige steile Holztreppe von der Küche hinauf unters Dach. Nicht näher datierbar, aber dem späten 19. oder frühen 20. Jahrhundert zugehörig, sind weitere Veränderungen: Die marode Kellerdecke über dem Stallbereich wurde durch eine Betonkonstruktion mit Eisenträgern ersetzt, in der Küche statt eines Rauchfangs ein geschlossener Kamin eingebaut und durch eine Trennwand eine separate Kammer abgeteilt. Vor allem änderte sich jedoch das Äußere zur Straße hin. Um zusätzlichen Lagerraum unter dem Dach zu gewinnen, wurde die Dachfläche angehoben, der entstandene Kniestock einfach verputzt. Noch in den 1960er Jahren baute man im Wohnraum des Erdgeschosses einen neuen Kaminzug ein und erneuerte den Fußboden mit der darunter liegenden Decke. Bald jedoch setzte der Niedergang ein, der mit dem Auszug des letzten Bewohners 1989 besiegelt schien.

Nach zehn Jahren Leerstand befand sich das Häuschen in einem erbärmlichen Zustand. Vor allem die Dachdeckung auf der Straßenseite war seit geraumer Zeit undicht, sodass das Regenwasser ungehindert eindringen konnte. Niemand wollte sich mit einer vom Zuschnitt und von der Erhaltung her derart problematischen Immobilie belasten. Der Abbruch schien nur eine Frage der Zeit, denn für ein freies Grundstück gab es durchaus Interessenten. Lediglich die Einstufung als Kulturdenkmal und der Kontext der historischen Burkheimer Altstadt als geschützte Gesamt-

anlage gewährte dem Objekt zwischenzeitlich eine Überlebenschance.

Als Mitarbeiter der Unteren Denkmalsschutzbehörde des Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald war Dieter Hahn dienstlich schon länger auf den Problemfall in Burkheim aufmerksam geworden. Bald sollte ihm der rasche Verfall des Baues auch in seiner Freizeit keine Ruhe mehr lassen. Obwohl selbst in einer ganz anderen Gegend ansässig, entschloss er sich zusammen mit seiner Frau Angela zum Kauf, um damit das drohende Ende abzuwenden. Noch vor Unterzeichnung des Kaufvertrags machten sie sich daran, das schadhafte Dach zu sichern, um einem Einsturz zuvorzukommen.

Parallel zur Bauuntersuchung entwickelte das Ehepaar Hahn zusammen mit der Architektin Petra Habammer ein tragfähiges Konzept für die Sanierung. Diese konnte trotz der außerordentlichen Enge auf der Baustelle mit Hilfe des Bauleiters Willi Sutter und unter viel Eigenleistung in der zweiten Hälfte des Jahres 2005 in nur wenigen Monaten realisiert werden. Für die neuen Eigentümer war es selbstverständlich, auf einen weitestgehenden Erhalt der Originalsubstanz hinzuarbeiten. Zudem sollte der besondere Charakter, das Einfache, ja Ärmliche der Taglöhnervergangenheit spürbar bleiben. Der Schlüssel für eine solch objektgerechte Erneuerung lag jedoch vor allem in der Entscheidung, das Haus künftig nur als Ferienwohnung zu nutzen. Für einen temporären Urlaubsaufenthalt von maximal drei Personen war es möglich, das Objekt in seinen bescheidenen Dimensionen und einfachen Materialien zu belassen und es nicht mit Erwartungen an die Erfüllung heutiger Alltagsfunktionen zu überlasten.

Dennoch war der Sanierungsaufwand beträchtlich. Die Betondecke mit ihren Metallträgern über dem Stall war wegen des lange eindringenden Regenwassers völlig korrodiert und wurde durch eine Holzbalkendecke ersetzt, wie es sie schon früher an dieser Stelle gegeben hatte. Durch den Abbruch der Zwischenwand wurde der ursprüngliche Grundriss der Küche wieder hergestellt, in die man nun direkt durch die Haustür eintritt. Wegen Sicherheits- und Schallschutzwünschen der Nachbarn musste der westliche Giebel zusätzlich mit einer Vorwand in Trockenbau versehen werden. Und natürlich war auch ein modernes Bad notwendig. Es wurde im Obergeschoss unter dem später angehobenen Dach zur Straße eingerichtet. Die Frage, wie Licht in diesen neuen Raum kommen sollte, wurde unter den Beteiligten lebhaft diskutiert. Eine Gaube, wie sie die Richtlinien für die Gesamtanlage Burkheim üblicherweise vorsieht, kam hier nicht in Frage, hätte doch ein Aufbau die von der abschüssigen Straße gut einsehbare Dachfläche in ihren Proportionen zerstört. Als Alternative wurde schließlich eine großflächigere Verglasung des Kniestocks genehmigt, die dem Äußeren an dieser Stelle einen modernen Akzent verleiht, der auch bei neuen Elementen im Innern, etwa der Küchenmöblierung oder der Haustür, angestrebt wurde.

Die Küche gleich hinter der Haustür, ursprünglich und auch nach der Sanierung als Ferienhaus Mittelpunkt des Taglöhnerhäuschens

Krumme rauchgeschwärzte Balken, raue von Schlämmen überzogene Lehmgefache, die leiterartige Stiege, das alte Kellertor oder die groben Innentüren, die man eigentlich nur in einem alten Wirtschaftsgebäude erwarten würde, – alle diese Elemente, die üblicherweise kaum weiter tradiert werden, wurden meist nur gereinigt und repariert an ihrem angestammten Platz belassen. Dazu zählt neben

Rußgeschwärzte Balken und Decke sowie ein Holzverschlag als Hühnerstall mitten im Haus, Zeugnisse der Lebensweise der früheren Bewohner des Taglöhnerhäuschens

den jetzt in Vitrinen präsentierten Fundstücken aus dem Leben der ehemaligen Bewohner auch der hölzerne Kasten, in dem oben im Dachgeschoss, unmittelbar neben der steilen Stiege, Hühner gehalten wurden, die ihren Auslauf offensichtlich nur innerhalb des Hauses hatten.

Häusergruppe Sigismundstrasse in Konstanz

Mitte der neunziger Jahre standen die Mitglieder der Erbengemeinschaft Swars – Geschwister Uhl vor der schwierigen Entscheidung, was aus ihrem Anwesen in der Altstadt von Konstanz werden sollte, das sich seit 1917 in Familienbesitz befindet. Die Bausubstanz war dringend erneuerungsbedürftig, die Wohnverhältnisse in dem völlig verwinkelten und unansehnlichen Gebäudekomplex nicht mehr zumutbar und eine wirtschaftliche Nutzung trotz zentraler Lage in der Fußgängerzone unmöglich geworden. Nachdem auch über einen Verkauf nachgedacht worden war, fiel schließlich doch die Entscheidung zugunsten einer Sanierung, die man gemeinsam anpacken wollte – kein leichtes Unterfangen angesichts von 13 Miteigentümern, deren Vorstellungen unter einen Hut gebracht werden mussten. Es kam ein Prozess in Gang, der bis zum Abschluss der Baumaßnahmen nicht weniger als ein Jahrzehnt dauern und für die Bauherren, Architekten und Denkmalpfleger manche Überraschung bringen sollte.

Von Anfang an war allen Beteiligten klar, dass in dem Anwesen bedeutende alte Teile steckten, auch wenn die Zusammenhänge zunächst noch nicht nachvollziehbar waren. Umfangreiche Bauaufnahmen und die Auswertung archivalischer Quellen durch die Bauforscher Burghard Lohrum, Stephan King bzw. Mirko Gutjahr und Frank Löbbeke zu Beginn der Planung wie auch begleitend während der Bauphase 2001 bis 2005 brachten erst nach und nach Licht in eine komplexe Bauabfolge, die ihrerseits Mosaiksteine zum Bild der historischen Entwicklung von Konstanz lieferte.

Bodenfunde ergaben, dass das Grundstück, damals noch am Ufer des Bodensees gelegen, bereits vor 1200 von Gerbern genutzt wurde. Mit zunehmender urbaner Verdichtung innerhalb der Konstanzer Stadtmauer errichtete im 13. Jahrhundert ein reicher Bürger hier ein zweistöckiges Steinhaus, das – zur heutigen Sigismundstraße hin orientiert – immer noch den direkten Blick auf den See hatte, dessen Uferbereich erst später angeschüttet wurde. Beim großen Stadtbrand von 1398 fielen alle hölzernen Teile des Hauses den Flammen zum Opfer. Stehen blieben die massiven Außenmauern mit schlitzartigen Fenstern, die sogar heute noch Spuren der Feuersbrunst erkennen lassen. Beim Wiederaufbau erhöhte man den Steinbau um ein auskragendes Fachwerkgeschoss, von dem sich Zierfachwerk und vor allem eine gotische Stube mit Bohlenwänden und gewölbter Holzdecke erhalten haben. Der früheste namentlich bekannte Eigentümer dieses Hauses „Zur Stiege“ war 1486 ein Apotheker namens Gabriel Schnider. Im frühen 16. Jahrhundert erwarb der reiche Kaufmann Hans Conrat Schneck das Anwesen und ließ es für seine Zwecke ausbauen. Parallel neben dem Altbau, ebenfalls giebelständig zur Straße hin orientiert, wurde 1621–23 ein zweites Gebäude, das „Haus zur Salzscheibe“, errichtet. Es ist ein typisches Wohn- und

Nach der Freilegung bildet eine gläserne Halle die notwendige Zäsur zwischen den historischen Häusern

Ein moderner Treppenlauf im bewussten Kontrast zu den restaurierten Bauteilen aus Mittelalter und Renaissance

Handelshaus der Renaissance mit Staffelgiebel und rundem Treppenturm sowie mit einer äußerst repräsentativen Stube mit Kassettendecke. Das ältere Haus, mit einer Brücke über den Hof hinweg an den Neubau angebunden, ließ Schenck nach hinten verlängern. Eine Sommerstube mit einer intarsiengeschmückten Holzdecke ziert hier das erste Obergeschoss.

Wenn die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bauteile auch im Wesentlichen erhalten blieben, führten zusätzliche Baumaßnahmen vor allem im 19. Jahrhundert zu einer völligen Verunklärung des älteren Bestandes. Die Straßenfront des Hauses „Zur Stiege“ wurde neu hochgezogen. Um mehr Platz für Mietwohnungen zu schaffen, überbaute man den schmalen Hof zwischen den Gebäuden, sodass der Treppenturm außen nicht mehr in Erscheinung trat. Ein Querflügel im hinteren Grundstücksteil verdichtete die Überbauung des Grundstücks noch weiter. Im 20. Jahrhundert diente der Komplex schließlich sogar als Nebengebäude mit Wohnungen, Lager und Zulieferung für ein Kaufhaus in der nahen Bahnhofstraße, zu dem eine Verbindung hergestellt worden war.

Nachdem die Baugeschichte in den Grundzügen bekannt war, entschlossen sich die Eigentümer unter Federführung von Jürgen Uhl, einige Architekten zu einem Wettbewerb einzuladen – ein im privaten Bauwesen ebenso ungewöhnlicher wie lobenswerter Schritt, sind doch kreative Ideen in einer Situation gefragt, in der viele Aspekte berücksichtigt werden müssen. Im Herbst 2000 ging der Auftrag an eine Arbeitsgemeinschaft der Konstanzer Architekten Ewald Maedel und Fredy d’Aloisio. Die Planung hatte einerseits zum Ziel, die historisch wertvolle Substanz zu erhalten sowie die alten Strukturen wieder sichtbar zu machen, was den Rückbau der minderwertigen Ergänzungen des 19. und 20. Jahrhunderts bedeutete. Andererseits sollte das Gebäude nach der Sanierung in einem lebendigen Stadtzentrum attraktiv für gehobene Wohn- und Gewerbenutzungen sein und sich wirtschaftlich tragen, was als Ersatz für verlorenen Raum den Ausbau der beiden hohen Dachstühle bedingte.

Mit dem Beginn des Rückbaus begannen 2001 die Arbeiten, die manche unvorhergesehene Wendung brachten. So erwies sich die Standfestigkeit der alten Häuser als äußerst

Repräsentative Renaissancestube als nobler Rahmen für heutiges Wohnen in der Konstanzer Altstadt

labil. Sie waren ohne ausreichende Fundamentierung auf den weichen Untergrund des ehemaligen Seeufers gesetzt. Aufwändige Maßnahmen für eine nachträgliche Gründung waren die Folge. Ebenso kamen neue bauhistorisch interessante Befunde zutage, die in die Planung integriert werden mussten, etwa die Außenwand der mittelalterlichen Bohlenstube des Hauses „Zur Stiege“, die sich hinter späteren Mauern der Hofüberbauung versteckt hatte. Mit langem Atem umschifften die Beteiligten alle Untiefen, die sich auftaten, auch wenn einige Ziele aus Kostengründen zurücktreten mussten, wie beispielsweise die Freilegung aller historischen Holzdecken. Nur eine davon konnte von den späteren Farbschichten befreit werden. Die gotische Segmentbogendecke des Hauses „Zur Steige“ und die Renaissance-Kassettendecke im Haus „Zur Salzscheibe“ wurden farblich neu überfasst.

Nach Abschluss der Sanierung 2005 ist aus einem zuvor belanglos erscheinenden Gebäude wieder ein Schmuckstück geworden, an dem die wechselhafte Geschichte abzulesen ist. Den wertvollen historischen Bauteilen wurde ihre Würde zurückgegeben, es ist aber auch gelungen, durch eine konsequent moderne Formensprache bei allen neu hinzugekommenen architektonischen Elementen einen spannenden Dialog zwischen Alt und Neu zu erreichen. Dabei ist vor allem die haushohe, zur Straße und zum Hof hin völlig verglaste Halle zu erwähnen, die an die Stelle der Überbauung zwischen den beiden alten Häusern getreten ist. In seiner Transparenz, mit den modernen Materialien Stahl und Glas im bewussten Kontrast zu traditionellem Stein, Putz und Holz, schafft dieser Neubauteil die notwendige Zäsur zwischen den beiden historischen Häusern. Die ehemalige Hofsituation an dieser Stelle ist

Der Dachstuhl, ehemals als Lagerraum verwendet, hat trotz Ausbau den ursprünglichen Charakter bewahrt

wieder erlebbar, nicht zuletzt durch die Freilegung des eindrucksvollen Treppenturms. Führte in diesem Bereich bereits im Mittelalter eine dem Gebäude den Namen gebende Außentreppe in das Obergeschoss des Hauses „Zur Stiege“ und verband in der Renaissance eine hölzerne Brücke die beiden Bauten über den Hof hinweg, so nimmt heute die gläserne Halle Treppenläufe und Verbindungsstege auf. Über sie werden jetzt die Obergeschosse beider Häuser erschlossen, da die alten Treppen heutigen feuerpolizeilichen Anforderungen nicht mehr entsprechen.

Gelungen ist auch der werkgerechte und formal anspruchsvolle Ausbau der beiden imposanten Dachstühle, die den ursprünglichen Charakter als Lagerräume bewahrt haben. Das Holzwerk wird vollständig gezeigt und auf eine Unterteilung in einzelne Räume verzichtet. Bad und Toilette sind containerartig eingestellt, um damit den Raumzusammenhang so wenig wie möglich zu stören.

Standseilbahn in Stuttgart-Heslach

Sie zählt zu den Eigentümlichkeiten der Landeshauptstadt und wird von den Stuttgartern geliebt, überregional ist sie aber kaum bekannt: die Standseilbahn, die vom Südheimer Platz im Stadtteil Heslach hinaufführt nach Degerloch und dabei in drei Minuten eine Höhendifferenz von 90 Metern bewältigt. Im Volksmund ironisch als „Witwen-“ oder „Erbschleicher-Express“ bezeichnet, dient sie in erster Linie dazu, Besucher des Waldfriedhofs ohne Mühen von der Straßenbahnhaltestelle im Tal zu ihrem hoch gelegenen Ziel zu bringen.

Die Bahn wurde nach Planungen, die bis ins Jahr 1914 zurückreichten, 1928/29 von der Maschinenfabrik Esslingen errichtet und ist eine der jüngsten Vertreterinnen ihrer Art, hatte der Typus doch vor allem Ende des 19. Jahrhunderts Verbreitung gefunden. An diese damals schon zurückliegende Zeit erinnert noch die Bauart der beiden hölzernen Wagen, während Tal- und Bergstation in ihrer sachlichen Architektur, die von der Bauabteilung der Straßenbahn unter Paul Loercher entworfen worden war, für das Neue Bauen um 1930 stehen.

Trotz mehrerer Renovierungen konnte diese Bahn über Jahrzehnte hinweg sowohl die ursprüngliche Technik als auch ihren Charme bewahren. Nach der Bergbahnkatastrophe im österreichischen Kaprun im Jahr 2000 stand jedoch ihre weitere Existenz aufgrund neuer EU-Sicherheitsrichtlinien plötzlich in Frage.

Es war ein Glücksfall, dass sich die Stuttgarter Straßenbahnen AG (SSB) als Betreiber durchringen konnte, die Bahn nicht stillzulegen, sondern bei der Sanierung 2003/04 die Standseilbahn mit kreativen Ideen und in mühevoller Kleinarbeit heutigen Anforderungen anzupassen, ohne den ursprünglichen Charakter zu zerstören.

Die Jury des Denkmalschutzpreises zeigte sich sehr erfreut darüber, dass es trotz zunächst unüberwindbar scheinender bürokratischer Hürden gelungen ist, die alten Wagen zu erhalten und zu restaurieren sowie die historische Antriebstechnik an Ort und Stelle zu belassen. Die Mitglieder waren einhellig der Meinung, in diesem außergewöhnlichen Fall eines beweglichen technischen Denkmals den Verantwortlichen der Stuttgarter Straßenbahnen AG für ihr Engagement eine besondere Anerkennung auszusprechen.

Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Kabierske
Karlsburgstraße 5
76227 Karlsruhe

Christoph Bühler

Salem: Kloster, Schloss, Touristenmagnet

Salem als Zisterziensergründung

Es war der Widerspruch gegen den prachtliebenden Geist der Cluniazenser, der 1098 den burgundischen Edlen Robert von Molesme dazu trieb, auf dem Weg der Suche nach Gott das Kloster Citeaux in abgelegener Gegend zu gründen, um fern vom Getriebe und den Gefährdungen der Welt die Ordensregel des Heiligen Benedikt wieder ganz und gar ernst zu nehmen. Nicht Gold und Silber, nicht kostbarer Prunk sollten Zeugnis ablegen von Gott, sondern Armut, Demut, Gehorsam und innere Einkehr.

Armut und Einfachheit, ernst genommenes Gebet und Handarbeit sollten den Tagesablauf der Mönche bestimmen. *„Hast du erst ein eigenes Gebetbuch, so willst du über ein kurzes einen eigenen Diener, der dir das Gebetbuch trägt“,* soll der größte der Zisterzienseräbte, der heilige Bernhard von Clairvaux zu einem Mönch gesagt haben. Und die Einfachheit im täglichen Leben gab schließlich in Maulbronn Anlass zur Geschichte um den Elfinger Wein. Getreu den großen Vorbildern, den Mutterklöstern in Burgund, war der geeignete Ort für eine Klostergründung ein abgeschiedenes Tal, in dem die Mönche die vom Orden geforderte Distanz zur Welt leben konnten.

Nordostecke der Prälatur, vom Hofgarten aus gesehen

So die Theorie, die für viele Zisterziensergründungen galt. Maulbronn, Bronnbach, Schönau, Wertheim – sie alle wurden in der Abgeschiedenheit eines Tals gegründet, hielten angemessenen Abstand zu den bestehenden Siedlungen des Adels und der Bauern. Das Kloster, das der Adlige Guntram von Adelsreute jedoch 1134 im Linzgau, nicht weit vom Bodensee, bei dem Ort Salmansweiler gründete, entsprach nicht diesen Bedingungen. Es lag nicht in einer abgelegenen Gegend, deren Waldreichtum die Möglichkeit zu großflächigen Rodungen geboten hätte, es war auch kein ansprechendes und großzügiges Stiftungsgut vorgesehen. „Zisterziensischer Genügsamkeit" wird es in der historischen Forschung zugesprochen, dass der Abt des oberelsässischen Zisterzienserklosters Lützel 1134 das Angebot Guntrams von Adelsreute annahm, die junge Gründung mit Mönchen zu besiedeln. Wie andernorts war aber auch hier die „große" Politik mit im Spiel. Lützel war ein Kloster im staufischen Einflussbereich, und vermutlich sollte mit dieser Gründung der staufische Einfluss im Linzgau, einer Domäne der konkurrierenden Welfen, gefestigt werden. Dass die Klostertradition im 18. Jahrhundert einen Zusammenhang der Gründung mit dem Tod Kaiser Lothars von Süpplinburg († 1137) herstellte und seinen Nachfolger König Konrad III. verehrte – beide sind im Kaisersaal des Klosters dargestellt – mag dieses politische Umfeld belegen.

Das Ausstattungsgut, das Guntram abzugeben beabsichtigte, umfasste etwa 200 ha verstreuten Besitzes im Tal der Linzer Aach bei dem Dorf Salmansweiler. Das war wenig angesichts der Möglichkeiten, die dem Stifter offen standen, genügte aber dem Lützler Abt, um, wohl nach Erfüllung einiger Auflagen, drei Jahre später, 1137, zwölf Mönche und einen Gründungsabt an den Bodensee zu schicken. Erst als das „Gründungsexperiment" glückte und der Linzgauer Adel, wie auch später, 1142, der staufische Herzog von Schwaben, die Klostergründung bestätigten, stattete Guntram sie großzügig weiter aus, bevor er selbst als Konverse in seine eigene Neugründung eintrat. Ob sich in dieser tastenden Haltung wirklich der staufisch-welfische Gegensatz spiegelt, muss dahin gestellt bleiben. Sicher aber ist, dass das Kloster sich in der Folgezeit, der Tradition seines elsässischen Mutterklosters folgend, an die Macht der staufischen Herzöge und Könige anlehnte.

Als Zisterzienserkloster, das nicht von vornherein als Eigen- oder Hauskloster gegründet worden war, stand Salem unter kaiserlichem und königlichem Schutz. Inwiefern mit diesem Instrument allerdings eine konkrete Herrschaft über ein Kloster ausgeübt werden konnte, war von den realen Machtverhältnissen vor Ort abhängig. Kaiserliche Schirmherrschaft bedeutete für Salem in der Zukunft, dass damit ein Instrument gewonnen war, die Machtgelüste des oberschwäbischen Adels abzuwehren und mit diesem Titel die Reichsfreiheit zu behaupten. So geht eine konsequente Linie von der Bestätigung durch König Konrad III. 1142 *(„weil sie einen anderen Vogt nach Gott außer uns nicht haben")* zur definitiven Bestätigung der Reichsfreiheit durch Kaiser Karl IV. 1354. Die politische Anlehnung an die Habsburger, von Rudolf I. im 13. bis zu Friedrich dem Schönen am Beginn des 14. Jahrhunderts, tat ein Übriges. Kaiserlicher Schutz bewahrte das Kloster auch vor den Machtgelüsten des Konstanzer Bischofs Johann von Weeze (1537–48), der es, wie die Reichenau-Klöster, dem Bistum einverleiben wollte.

Eine solche Reichsfreiheit konnte unter den Zisterzienserklöstern außer Salem nur noch Kaisbach erreichen. Sie ist allerdings nicht zu verwechseln mit dem Fürstenstatus, mit dem etwa der Abt von Kempten eine eigene Stimme im Reichstag führte. Der Salemer Abt war „nur" Mitglied – wenn auch vornehmster Vertreter – im Kollegium der schwäbischen Reichsprälaten. Dessen 23 Mitglieder führten jedoch mit der 36. Curiatsstimme der geistlichen Bank nur eine einzige gemeinsame Stimme im Reichstag. Innerhalb dieses Kollegiums war der Salemer Abt zwar der vornehmste und war dessen Vertreter nach außen, aber die wichtigen Posten des Direktoriums waren fest in der Hand der Benediktiner und Prämonstratenser. Diese Konstellation führte schließlich zu dem um 1770 erwogenen Plan, auf die Reichsstandschaft zu verzichten und sich Österreich zu unterstellen.

Unter den Zisterzienserklöstern des Landes hatte Salem auch als sog. Konsistorialabtei

einen besonderen Rang, d. h. als Abtei, deren Abt ausschließlich vom Papst zu bestätigen war. Diese Unabhängigkeit gegenüber dem Diözesanbischof in Konstanz ging auf die Verleihung durch Papst Alexander III. 1178 und die nachfolgende Bestätigung durch Lucius III. 1184 zurück und führte immer wieder zu Streitigkeiten mit dem Bischof von Konstanz.

Die Abtei Salmansweiler – oder Salem, wie sie sich nach biblischem Vorbild selbst nannte – lag nicht in der für Zisterzienser typischen Einöde, die Raum geboten hätte für die von der Ordensregel geforderte Weltabgeschiedenheit. Zu weit verstreut lag das Stiftungsgut. Es war daher mehr als anderswo nötig, das System der durch eigene Laienbrüder bewirtschafteten Klosterhöfe, der Grangien, durch herkömmliche Formen der Pacht zu ergänzen. Sie widersprach weiterhin in ihrer Besitzstruktur den Ordensregeln, insofern sie von Anfang an die Salmansweiler Pfarrkirche besaß – was die Ordensgründer strikt abgelehnt hatten. Damit war Salem weit mehr als andere Zisterzienserabteien mit der Welt, von der sie sich eigentlich hätte absondern sollen, verwoben und verquickt.

Mit dieser Verquickung ist allerdings ein Bereich berührt, der den Idealen der Zisterzienser weit mehr widerspricht als es gemeinhin bekannt ist.

Die erste Ordensregel (aus dem *Exordium Cistercii et Capitula)* sah über die Arbeit und den Besitz der Mönche vor *(XV. Woher die Mönche ihren Lebensunterhalt nehmen),* dass sie *„von ihrer Hände Arbeit, Ackerbau und Viehzucht leben“* müssen, und zwar *„Gewässer, Wälder, Weinberge, Wiesen, Äcker (abseits von Siedlungen der Weltleute)“,* nicht aber *„Kirchen, Altäre (Benefizien), Begräbnisse, Zehnten aus fremder Arbeit und Nahrung, Dörfer, Hörige, Bezüge von Ländereien, Backhäusern, Mühlen und ähnliches, was dem lauteren Mönchsberuf (monastice puritati) entgegen ist“,* besitzen dürfen.

Das Instrument der Konversen oder Laienbrüder, gewissermaßen Mönche zweiter Klasse, die nach der Ordensregel niemals in den Stand der „Herrenmönche“ aufsteigen durften, war ein wesentlicher Bestandteil des zisterziensischen Klosterlebens. Sie konnten einerseits Arbeiten leisten, für die der Konvent zusätzliche Arbeitskräfte benötigte, stellten andererseits aber auch die Schnittstelle zur Welt, mit der die Mönche ja nicht in Kontakt treten sollten, her.

Wurde das Kloster in der Abgeschiedenheit gegründet, blieb die „Welt“ von selbst draußen und weit vor den Klostertoren. Wenn aber, wie in Salem, die Neugründung mitten in die „Welt“ hineingesetzt wurde, musste die Außenwelt aus ihrem Wirkungsbereich eliminiert werden. Das bedeutete die Vertreibung der Bauern aus dem Dorf Salmansweiler und die Umwandlung des Dorfes in ein von den Zisterziensern selbst (bzw. von den Konversen) bewirtschaftetes Hofgut, eine Grangie. Die Pfarrkirche des alten Dorfes wurde, da die Mönche ja gemäß ihren Statuten keine Pfarreien besitzen durften, niedergelegt, die Pfarrei aufgehoben. Gleiches geschah in Adelsreute sowie in Banzenreute, Mendlishausen, Forst und Schwandorf.

Kritiker dieser Politik der Zisterzienser, wie der englische Kleriker Walter Map, warfen schon im 12. Jahrhundert dem Orden vor, seine Prinzipien mit unerbittlicher Gewalt gegen die Bevölkerung durchzusetzen, Menschen zu vertreiben, Dörfer zu entvölkern und Kirchen zu zerstören. Gerald von Wales attestierte dem Orden einen schrecklichen Landhunger[1]. Beim Zisterzienserkloster Schönau bei Heidelberg lässt sich dieser Prozess urkundlich sehr gut nachvollziehen; sein Versuch allerdings, auch das Bauerndorf Plankstadt aufzulösen und in eine Grangie umzuwandeln, scheiterte 1295 am erbitterten Widerstand der Bauern. Auch die Bauern im Linzgau wehrten sich gegen die ihrer Meinung nach ungesetzlichen Übergriffe der Salemer Mönche, wenn hier auch nicht gerade die Bildung einer Grangie verhindert werden konnte. Immerhin aber konnten die Bauern im Umfeld der Grangie Adelsreute 1210 erreichen, dass das Kloster ihre angestammten Nutzungsrechte in den Adelsreuter Wäldern anerkannte.

Eine völlig andere Sprache spricht allerdings das Verhalten der Bauern im „Seehaufen“ des Bauernkriegs 1525, die das Kloster nicht nur vor Ausplünderung bewahrten, sondern sogar gegen den gleichzeitig agierenden „Allgäuer Haufen“ zu schützen bereit waren[2].

Solche Konflikte waren keine Seltenheit, da sich bei Salem mehr als bei anderen Zisterzienserklöstern der Konflikt zwischen der originären zisterziensischen Wirtschaftsweise und den Möglichkeiten im dicht besiedelten Linzgau zuspitzte. Das Kloster wäre darauf angewiesen gewesen, Flächen zu erwerben, die frei von den Lasten des herrschenden Feudalsystems, frei von Grundrenten, Abgaben und Lehnspflichten waren. Da dies nicht im erforderlichen Maß möglich war, verließen die Salemer Mönche das Grundgesetz aus der Ordensregel, keine *„Dörfer, Hörige, Bezüge von Ländereien …“* zu besitzen und kehrten zur „klassischen“ Form der benediktinischen Grundherrschaft zurück. Grangienwirtschaft wurde nur noch im engeren Bereich des Klosters durchgesetzt, im übrigen Bereich wurden die Ländereien verpachtet. Das Generalkapitel der Zisterzienser folgte dieser Notwendigkeit und erkannte 1208, 110 Jahre nach der Gründung des Ordens, diese gemischte Wirtschaftsweise an.

Entgegen der Ordensregel *(„XXIII. Welche Einkünfte wir nicht haben: Kirchen …“)* nahmen die Salemer Mönche auch die Pfarrkirchen von Salmansweiler und Adelsreute als Ausstattungsgut an und ließen sich nach der Pfarrkirche von Frankenhofen (1152) auch die Kirchen von Storzingen, Walpertsweiler und Bachhaupten schenken. Pfarrkirchen waren aber in der mittelalterlichen Wirtschaftswelt sowohl eine gute Einkunftsquelle als auch ein Konfliktherd, da der Pfarrherr, in diesem Fall das Kloster, zwar die Einkünfte bezog, aber nur einen geringen Teil davon für die Bezahlung des Leutpriesters wieder ausgab. 1194 mussten die Bezüge des Priesters in Bachhaupten erhöht werden, nachdem der beim Bischof geklagt hatte, der Unterhalt sei unzureichend.

Eine erhebliche Vergünstigung, von der die Zisterzienser profitierten, war die Befreiung ihrer (selbst bebauten) Güter von der Zahlung des Zehnten an die jeweilige Pfarrkirche oder den Bischof. Einer der aus dem Zusammenprall zwischen der Zielstrebigkeit der Mönche und den Ansprüchen der „Außenwelt“ entstandenen Konflikte war der 1184 durch ein päpstliches Edikt zugunsten des Klosters entschiedene Streit, als das Kloster sich weigerte, dem Bischof von Konstanz die bischöfliche Zehntquart von der Grangie Maurach zu bezahlen und schließlich recht bekam.

Grundzug der zisterziensischen Wirtschaftsweise war, die Erträge aus den Grangien und anderen Liegenschaften zu steigern, gleichzeitig aber den eigenen Verbrauch durch asketische Lebensweise zu minimieren. Dieses erwirtschaftete Mehrprodukt stand vorrangig für die eigenen Klosterbauten zur Verfügung. Was darüber hinaus ging, verlangte danach, neu investiert zu werden – in aller Regel nach Zukauf von Ländereien.

Mussten die Salemer Mönche bei Schenkungen und Stiftungen gewissermaßen „nehmen, was kam“, konnten sie in der Frage des Kaufs von Flächen deutlich zielstrebiger auf Ertrag und Gewinn achten. Hier zeigen sich „zweifellos moderne Züge einer rationalen Wirtschaftskalkulation und ein ausgeprägtes Renditedenken“ (W. Rösener[3]). Für den Kritiker Walter Map am Ende des 12. Jahrhunderts war das allerdings *avaritia,* Habsucht.

Einen Sonderfall allerdings stellt die Erwerbspolitik des Klosters angesichts der Geldnöte des umliegenden Adels dar. Das vielerorts immer noch genannte Zinsverbot der Kirche muss grundsätzlich in Frage gestellt, ja ins Reich der Märchen verwiesen werden, wenn man bedenkt, mit welcher Konsequenz die Mönche ihre Geldüberschüsse zum Auskauf des Adels verwendet haben. Seine Geldnot durch die Teilnahme am Kreuzzug war 1208 für Heinrich von Wartstein nur durch Verkauf von Gütern an das Kloster lösbar. Solche Verkäufe waren in aller Regel Verpfändungen, die in den Besitz des Klosters übergingen, wenn die Pfänder nicht eingelöst wurden – was selten genug vorkam. Auf diese Weise brachte Salem zwischen 1254 und 1277 den Großteil der Besitzungen der Grafen von Heiligenberg an sich.

Art und Umfang der Produktion gehen aus umfangreich erhaltenen Rechnungen der Jahre um 1500 hervor, die mit einiger Berechtigung Hochrechnungen auf frühere und spätere Zeiten erlauben[4].

Die Getreideüberschüsse, für 1489 auf „mindestens 1000 Tonnen“ geschätzt, gingen hauptsächlich nach Überlingen, Lindau und Ravensburg, während sich für die Viehzucht geringere Überschüsse annehmen lassen. Wichti-

Nordseite der ehemaligen Klosterkirche

ges Absatzgut aber war der Wein, der aus einem geschlossenen Anbaugebiet am Bodensee – „gezielt für den Markt produziert" – im Raum zwischen Lech und Donau abgesetzt wurde.

Auch im Verbrauch war das Kloster auf Außenbeziehungen im Handel, auf Zukauf von Gütern, vor allem von Textilien und Metallerzeugnissen, zum Teil aus weitem Umkreis, angewiesen. Bei den Lebensmitteln musste, bis auf Getreide, durchweg zugekauft werden. Die gute Quellenlage erlaubt dabei einen detaillierten Überblick über die zahlreichen Besuche von Messen und Märkten bis nach Frankfurt, Nürnberg oder Ulm.

Als Stützpunkte für diesen Handel erwarb das Kloster Stadthöfe in den Wirtschaftszentren der weiteren Region, in Überlingen, Pfullendorf, Konstanz, Esslingen oder Ulm. Das Beispiel von Köln ist zwar für Salem nicht überliefert, kann doch auch hier die Stimmung im Volk gegen die Zisterzienser widerspiegeln: Dort hatten Bürger die Nachricht vom Überfall auf Schiffe der Zisterzienser mit Genugtuung registriert: Die Mönche seien habsüchtig und mehr Kaufleute als fromme Klosterleute.

Unter den Besitzungen des Klosters – und wohl maßgeblich für seinen wachsenden Reichtum – war eine Saline bei Hallein aus einer Schenkung des Erzbischofs Eberhard II. von Salzburg im Jahr 1201, zugleich mit der Garantie des zollfreien Salz-Transports. Obwohl diese Schenkungsurkunde davon spricht, dass das Erzbistum Grund und Boden des Klosters übertragen bekommen habe und daher Herr des Klosters geworden sei, wird man doch sicher eher eine Art von gemeinsamer Unternehmensplattform annehmen können[5]. Die Salemer Salzproduktion in Hallein ging ab etwa 1400 zurück, bis 1530 die Saline wieder ganz an den Erzbischof verkauft wurde.

Diese planmäßige Wirtschaftspolitik ließ Salem im 14. Jahrhundert mit einem Jahreseinkommen von 1000 Mark Silber das reichste der Klöster im schwäbischen Bereich werden. Bebenhausen erreichte immerhin noch einen Jahresertrag von 776 Mark, Reichenau einen von 410, St. Gallen einen Jahresertrag von 371 Mark Silber[6]. Abt Ulrich II. von Seelfingen soll, der Salemer Chronik[7] zu Folge, zwischen 1282

und 1311 das Einkommen der Abtei von 700 auf 1000 Mark gesteigert haben.

Die Ordensdisziplin war angesichts dieses wachsenden Reichtums verhältnismäßig streng. Dass das Klosterleben zunächst in der Umgebung als vorbildlich angesehen wurde, belegt die große Zahl von Eintritten, die Salem bereits 1143 in die Lage versetzte, in Raitenhaslach (heute Burghausen, Landkreis Altötting) ein Tochterkloster zu gründen. Die Salemer Klosterchronik rühmt die vorbildliche Erfüllung der Ordenspflichten durch die Mönche, von der Einteilung des Tagesablaufs, den Gebetszeiten, über die Befolgung der Kleidungs- und Speisevorschriften bis hin zu detaillierten Vorgaben für Besuche und Reisen zu den eigenen Stadthöfen.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts allerdings, also gerade zu der Zeit, in der das Kloster wirtschaftlich in voller Blüte stand, ließ die Klosterdisziplin nach, und die Chronik macht dafür den Abt Konrad von Enslingen (1311–1337) verantwortlich. Verschwendungssucht in Kleidung und Nahrung auf der einen Seite, der Bau einer unverhältnismäßig großen Residenz für den Abt, all das habe, so der Chronist, das Kloster in tiefe Zerrüttung gestürzt und die Zahl der Mönche von 130 auf 30 zurückgehen lassen.

In enger Anlehnung an das Reich und an die Habsburger konnte Salem wirtschaftliche Rückschläge, sogar den des Dreißigjährigen Kriegs, schnell überwinden. Der Abt war durch seine Anwesenheit auf den Reichstagen und seine Beteiligung am Reichsregiment (1500, 1521) in die Rolle eines Reichsprälaten aufgestiegen. Auch wenn die Zahl der Mönche sich ab dem 15. Jahrhundert nie mehr über 60 erhob, war es zu Beginn des 18. Jahrhunderts weiterhin eine der einflussreichsten und wirtschaftlich am besten dastehenden Abteien. Dazu kam, dass der Salemer Abt 1596 zum Generalvikar der Ordensprovinz Oberdeutschland erhoben und das Kloster 1617 Sitz des Provinzialkapitels der Oberdeutschen Zisterzienserkongregation wurde.

Die Klosterkirche

Die gotische Klosterkirche ist ein beeindruckendes Beispiel der Salemer Baukunst in der Zeit der wirtschaftlichen Blüte am Ende des 13. und Beginn des 14. Jahrhunderts und der einzige Bau im Kloster, der aus dieser Zeit noch erhalten ist. Wohl um 1285 begannen die Mönche mit dem Abriss der alten romanischen und dem Bau einer „zeitgemäßen“ neuen Klosterkirche. Innerhalb weniger Jahre, bis 1307, war die neue Kirche soweit fertig, dass der erste Altar geweiht werden konnte; nach weiteren acht Jahren waren offensichtlich, mit einer zweiten Altarweihe, Chor und Langhaus, dieses bis auf das erste westliche Joch, vollendet, als die Bauarbeiten 1319 eingestellt wurden. Die Parallele zum wirtschaftlichen Niedergang der Abtei im 2. Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts, aber auch zu den politischen Turbulenzen in der Zeit des habsburgischen Gegenkönigtums, ist offensichtlich. Die Bauarbeiten wurden um 1400 wieder aufgenommen, die Schlussweihe 1414 vollzogen, die Kirche allerdings erst in den Jahrzehnten darauf vollendet.

Der Bau der Klosterkirche ist in ein geschlossenes Rechteck einbeschrieben, aus dessen Grundriss das Querhaus nicht eigens hervorspringt. Erst im Ober- und im Dachgeschoss zeigt sich die Form des Lateinischen Kreuzes, aus Mittelschiff und Querschiffen gebildet. Der Chor ist in zisterziensischer Manier flach geschlossen. Schwere Strebepfeiler fangen den Schub der Seitenschiffgewölbe ab, schwer wirken auch die Strebepfeiler des Langhauses, leicht und zierlich dagegen die des Chors. Der Chorgiebel zeigt ein vorgespanntes Maßwerk aus schmalen hohen Lanzetten. Wo andernorts, in Bebenhausen etwa, ein großes Maßwerkfenster den Chor erhellt, hat Salem ganz traditionell drei Fenster im Obergaden, dafür aber ein großes Fenster im Giebel des nördlichen, zum Klosterhof hingewendeten Querhausflügel. Dass dieses Fenster nicht den Chor mit Licht durchflutet, hat seine Begründung in der ursprünglichen Anlage des Chors.

Im Innern zeigt sich die Kirche als eine gotische dreischiffige Pfeilerbasilika, in ihrem heutigen Erscheinungsbild durch die klassizistische Ausstattung mit Alabasteraltären des späten 18. Jahrhunderts (1774–1784) geprägt. Sie hat, anders als viele Kirchen der Zisterzienser, in Schlusssteinen und Konsolen einen

reichen bildhauerischen Schmuck, der jedoch aus der ersten Bauphase vor 1297, bevor das Generalkapitel zu große Prachtentfaltung verbot, stammt und anschließend durch florale Skulptur abgelöst wurden[8]. Einige Besonderheiten machen sie jedoch zu einem Solitär in der Kunstlandschaft der Zisterzienser:

Das betrifft nicht so sehr den Grundriss der Kirche. Das Langhaus ist basilikal mit hohem Mittel- und niedereren Seitenschiffen und läuft im Chorbereich, jenseits von Querhaus und Vierung, dann in eine gleichsam fünfschiffige Anlage mit hohen Mittelschiff und jeweils zwei Seitenschiffen aus, von denen das äußere jeweils eine Reihe von Seitenkapellen bildet. Die gegenwärtige Anordnung, bei der der Chor bis zur Ostwand reicht und dort in einem flachen Chorschluss endet, entstammt jedoch einem barocken Umbau von 1751 unter dem Baumeister Johann Caspar Bagnato.

Das charakteristische am Langhaus jedoch, heute noch mit derselben Raumwirkung wie zur Bauzeit, sind die tiefen Wandpfeiler zwischen Mittel- und Seitenschiffen, die sich statisch in den außen liegenden Strebepfeilern des Obergadens fortsetzen. Sie haben einen „eisbrecherförmigen“ Grundriss (so Georg Dehio 1911), sind zum Mittelschiff hin flach und laufen zu den Seitenschiffen hin spitz zu. Sie wirken im Raumgefüge eher als Wandscheiben denn als Pfeiler, haben allerdings ihren ursprünglichen Zusammenhang verloren, als beim Umbau und der liturgischen Neuordnung 1751 die Trennwände zwischen Mittelschiff und Seitenschiffen entfernt wurden. Diese trennten vorher jeweils zwei Seitenkapellen links und rechts der Laien- und der Herrenkirche ab, die sich durch die Form der Pfeiler nach außen, zum Seitenschiff hin öffneten.

Damit ergab sich auch eine ganz spezifische Spannung zwischen dem Langhaus mit seinen nach außen gerichteten und dem Chor mit seinen nach innen gerichteten Seitenkapellen.

Der Chor ist, wie bereits erwähnt, nicht in ursprünglicher Form erhalten. Er war bis zum Umbau 1751 ein Binnenchor innerhalb eines rechteckigen Umgangschors, der die beiden Chor-Seitenschiffe miteinander verband[9]. Die Kirche folgte damit dem Vorbild von Citeaux II,

Fassade des Nordquerhauses der ehem. Klosterkirche mit dem großen Maßwerkfenster

der Mutterkirche der Zisterzienser. Das Besondere an dieser Anlage war jedoch, dass dieser Binnenchor durch geschickte Wölbung den Eindruck eines Polygonalchors vermittelte, der im Bereich der Seitenschiffarkaden zwar flach, in der Obergadenzone jedoch polygonal geschlossen war. Den Übergang vermittelten zwei Gewölbezwickel in Höhe der Scheidbogen. Den Raum über dem Ostflügel des Umgangs nutzten die Mönche vermutlich als der Maria geweihte Krankenkapelle[10]. Er erhielt sein Licht durch die großen Fenster in der Ostwand und gab es in drei ebenso großen Maßwerköffnungen an den Mönchschor weiter. Diese Anordnung einer hochgelegenen ausgeschiedenen Kapelle über dem Chor verbindet Lichtführung und Zweischaligkeit des Maßwerks zu einem einzigartigen Raumeindruck, ist typologisch einzigartig und hat sich in der südwestdeutschen Hoch- und Spätgotik nicht weiter durchgesetzt. Sie hat ihre Vorbilder in Bauten der Gotik in Burgund (Clamecy, Anfang 13. Jahrhundert) sowie im normannischen England, was den Erfahrungshorizont des Salemer Architekten belegt[11].

Inneres der Klosterkirche

1751 brach Johann Caspar Bagnato diese Oberkapelle samt den Gewölben des östlichen Chorumgangs ab und zog den Chorraum, indem er die Profile und Schlusssteine der verbleibenden Gewölbepartien anglich, bis zur Ostwand der Kirche vor. Um dieselbe Zeit überformte Josef Anton Feuchtmayer das Brüstungsmaßwerk am nördlichen Querhausgiebel in barock-neugotischen Formen.

Auch in den Maßwerkfenstern des frühen 14. Jahrhunderts zeigt sich erhebliche Innovationskraft.

Zunächst ist festzustellen, dass die Architektur der Klosterkirche nicht dem bei den Zisterziensern bereits in den Architekturkanon übernommenen Prinzip des Chor-Stirnfensters folgt, wie es sich dann später in Maulbronn oder Bebenhausen findet. Salem blieb bei aller Innovation bei der traditionellen dreigeteilten Fenstergruppe in der Ostwand, da ja die Raumdisposition im Innern nichts anderes zuließ. Das mittlere der Fenster aber, breiter als die flankierenden, zeigt das Motiv, das seit der Mitte des 13. Jahrhunderts für die Gestaltung der Ostfenster geradezu kanonisch wurde: einen Oculus mit einem einbeschriebenen Sechspass, in den wiederum sechs Dreipässe so eingelegt sind, dass sie innen einen mittleren Pass als Hohlform zeigen.

Einzigartig aber ist das Maßwerk des nördlichen, zum Klosterhof hin gewendeten Querhausfensters, mit 4 x 12 m das größte der Klosterkirche. Der Baumeister öffnete die sonst übliche Kreisform im Couronnement des Fensters nach oben und unten, indem er sie gleichsam in die Zwickel der unteren Bögen und des oberen Rahmens hineingleiten ließ und so die für Salem typische „Zwickelblase“ schuf. Die Lanzetten in den oberen und unteren Feldern, die in die Zwickel des Achtpasses eingreifen, sind von den Bögen der Pässe abgeschnitten, so dass eine Vorform des Schneuß, der in der Spätgotik üblichen Fischblase entsteht.

Dieses Nordquerhaus besitzt die eigentliche Schaufassade der Klosterkirche, was auf die Funktion des nördlichen Querhauses als Kirchenraum für die hochgestellten Gäste des Klosters und nicht zuletzt als die Stätte, die dem habsburgischen Vertreter des Reichs vorbehalten war, zurückgeht[12].

Die Klostergebäude

Von den Klostergebäuden des Mittelalters hat sich nichts erhalten. Sie lagen nach zisterziensischem Muster um den südlich der Kirche gelegenen Kreuzgang, im Westen der Bau der Konversen, in der Mitte, nach Süden hin gelegen, das Herrenrefektorium, im Osten der Dormentbau mit Schlafsaal im Obergeschoss und Kapitelsaal am Kreuzgang. Muster dieser typischen und verbindlichen Anordnung sind in Bebenhausen und Maulbronn erhalten. Diese erste Anlage musste schon im 15. Jahrhundert einem Neubau weichen. Die Wirtschaftsgebäude lagen an der Nordseite des Klosterhofs, das älteste erhaltene Gebäude ist der sog. Gotische Bau aus dem 16. Jahrhundert. Gegenüber der Kirche liegen heute der Obere und der Untere Lange Bau, zwei Gebäude aus dem 17. Jahrhundert.

Am Vorabend des Dreißigjährigen Kriegs wurden die mittelalterlichen Klostergebäude abgebrochen und durch frühbarocke Gebäude ersetzt, die, wie vermutlich schon die Vor-

Zwischenhof zwischen Konventsgebäude und Prälatur, mit illusionistischer Architekturmalerei. Links der Chor der ehem. Klosterkirche

gängeranlage des 15. Jahrhunderts, wohl die mittelalterliche zisterziensische Gliederung schon nicht mehr aufgriffen. Gleichzeitig wurde die Klosterkirche einer ersten barocken Überarbeitung unterzogen. Dieser Neubau stand unter der Leitung des Kemptener Baumeisters Balthasar Seuff und hatte bereits monumentale Ausmaße. Drei Säle, jeder von ihnen ca. 300 m^2 groß, verdeutlichten die Reputation, die der Konvent in seiner Zeit beanspruchte.

Diese frühbarocken Klostergebäude brannten in der Nacht vom 9. zum 10. März 1697 vollständig ab und wurden sofort anschließend innerhalb von zehn Jahren nach den Entwürfen des Baumeisters Franz Beer in barockem Stil neu errichtet. Ein Ausdruck von ungebrochener Macht und fortwährendem Reichtum des Klosters ist der Umfang der Anlage, die erheblich vergrößert wurde und Salem von den Baulichkeiten her zu einem der größten Klöster im Land machte. Die Gebäude gruppieren sich jetzt um zwei Innenhöfe, auf der einen Seite die Konventsgebäude mit dem Kapitelsaal und, durch einen Zwischenhof getrennt, die Prälatur, das Gebäude der Abtei. Ein Stockwerk höhere Pavillons betonen die vier Ecken der Gesamtanlage, die sich von Süden her als massive Schlossanlage präsentiert. Der Verbindungsflügel ist als überhöhter Mittelpavillon gestaltet und enthält vor allem die gemeinsam genutzten Refektorien, während der „Kaisersaal“ genannte Festsaal in der Prälatur, dem Verwaltungsgebäude des Abtes, liegt. Er, sowie die Bibliothek und die Räume des Abts legten wiederum Zeugnis ab von der Bedeutung Salems.

Unter den Künstlern, die die Räume mit Stuck und Malerei ausstatteten, ragen vor allem Franz Josef Feuchtmayer hervor. Von seiner Hand stammen die Stuckarbeiten im Bernhardusgang, im Münzkabinett und im Kaisersaal (hier zusammen mit Johann Pöllandt) sowie die Figuren des Marstalls. Daneben ist noch der Maler Franz Carl Stauder zu nennen, der das große Deckengemälde des

Kaisersaal mit den Stuckfiguren von Franz Anton Feuchtmayer, Nordseite

Alle Aufnahmen Christoph Bühler

Kaisersaals schuf. Das ikonografische Programm des Kaisersaals hier darzustellen würde den Rahmen dieses Aufsatzes allerdings sprengen. Auf den Bildhauer Johann Georg Dirr geht vor allem die – später ersetzte – Ausstattung der Kirche zurück.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die Gebäude im Stil des beginnenden Rokoko teilweise erneuert, die Wohnräume des Abts, später auch der Bibliothekssaal erhielten eine neue, zeitgemäße Dekoration. Zur selben Zeit wurde der mittelalterliche Dachreiter der Klosterkirche durch einen monumentalen Vierungsturm ersetzt. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde dann auch die Klosterkirche nach Entwürfen Johann Joachim Scholls, eines Schülers Michel d'Ixnards, klassizistisch neu dekoriert.

In den Zusammenhang des Klosters Salem gehört auch der Neubau der Wallfahrtskirche Birnau, oberhalb der ehemaligen Grangie, jetzt des Hofguts Maurach gelegen. Sie wurde 1746–1749 von dem Vorarlberger Baumeister Peter Thumb errichtet. Die Kirche erhielt eine reiche barocke Ausstattung mit Fresken von Gottfried Bernhard Göz sowie Stukkaturen, Altären und Skulpturen von Joseph Anton Feuchtmayer. Die Silhouette der Kirche mit dem vorgelagerte Ordensgebäude und dem in sie eingebetteten markanten Glockenturm ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Bodenseelandschaft.

Wissenschaft und Bildung

Auch in Wissenschaft und Bildung war das Kloster vorbildlich. 1790 wurde ein mathematischer Turm mit einem Observatorium errichtet und das mathematisch-physikalische Kabinett planmäßig ausgebaut. Im selben Jahr wurde das Gymnasium als Bildungsstätte für die Familien der Salemer Beamten, des Adels der Umgebung und reicher Bürger als Internatsschule eröffnet. Im sozialen Bereich

errichtete Abt Anselm II. 1749 die „Ordentliche Waisenkassa“ (1775 urkundlich belegt) zur sicheren Verwaltung des Vermögens von Waisen. Diese Waisenkasse war die erste öffentliche Sparkasse in Deutschland.

Die Geschichte der Salemer Klosterbibliothek[13] reicht zurück bis in die Gründungszeit des Klosters, mit einzelnen Stücken auch darüber hinaus. Schon im 12. Jahrhundert besaß das Kloster ein eigenes Skriptorium (Schreibwerkstatt), durch das im Laufe der Jahrhunderte eine der bedeutendsten deutschen Klosterbibliotheken aufgebaut wurde. Bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts sorgten die Äbte durch Stiftung liturgischer Bücher für eine Vermehrung der Sammlung. Noch im 18. Jahrhundert waren Erwerbungen zu verzeichnen.

Aus dem Salemer Skriptorium stammen so bedeutende Werke wie die „Etymologiae“ des Schriftstellers Isidor von Sevilla mit der t-förmigen Weltkarte von den Kontinenten Afrika, Europa und Asien, und auch eine Handschrift „Scivias“ (Wisse die Wege), des ersten Werks Hildegards von Bingen, oder des „Gottesstaates“ von Augustinus befinden sich im Bestand.

Am Ende der Jahrhunderte langen, klostereigenen Produktion aufwendiger liturgischer Handschriften steht ein Prachtgraduale von 28 Kilogramm Gewicht, der 1601 nach mehr als 50-jähriger Bearbeitung vollendet wurde.

Die Salemer Bibliothek wurde 1827 an die Universitätsbibliothek Heidelberg verkauft. 450 mittelalterliche und frühneuzeitliche Handschriften sowie über 30 000 Drucke gingen nach Heidelberg, wo sie heute neben den deutschen Handschriften der ehemaligen Bibliotheca Palatina den kostbaren Kern der Altbestände der Handschriftensammlung bilden. Neben den eigentlichen Beständen wurde jedoch auch die gesamte Bibliothekseinrichtung verkauft, bzw., da die Universitätsbibliothek dafür keine Verwendung hatte, an die daran interessierte Bevölkerung der Umgegend versteigert. In der Folgezeit diente der neu eingerichtete Raum als Gemälde- und Ausstellungskabinett.

Die Herrschaft Salem

Der umfangreiche Klosterbesitz war 1802, kurz vor der Säkularisation und der Aufhebung des Klosters, in mehrere Ämter gegliedert, in denen das Kloster die hohe und niedere Gerichtsbarkeit innehatte. Zum Oberamt in Salem gehörte das „unterbergische Land“ mit 22 Orten und rund 3800 Einwohnern, dazu gehörten die Schlösser Kirchberg und Maurach und die Wallfahrtskirche Birnau. Das Oberamt Ostrach mit dem Gebiet um Pfullendorf umfasste 14 Orte und 1300 Einwohner, das Oberamt Schemmerberg bei Biberach bestand aus drei Dörfern mit 1000 Einwohnern. Das Obervogteiamt Münchhöf bei Stockach und das Pflegamt Ehingen (mit 330 Einwohnern) standen unter vorderösterreichischer Landeshoheit, Vorderösterreich stand auch die Hochgerichtsbarkeit im Obervogteiamt Stetten am kalten Markt, der Reichsstadt Ulm die im Pflegamt zu.

Insgesamt umfasste der Klosterbesitz zum Zeitpunkt der Aufhebung 1802 Vermögenswerte von rund drei Millionen Gulden, darunter 330 Quadratkilometer Land mit etwa 6000 Einwohnern. Die Aktiva des Klosters wurden auf insgesamt 800 500 Gulden berechnet.

Zusammenfassend muss festgestellt werden, dass das Kloster Salem, obwohl es zeitweise wirtschaftliche Unsicherheit oder Schwäche erleben musste, die ökonomische Potenz hatte, in den knapp über 650 Jahren seiner Geschichte die Klostergebäude vier mal komplett neu aufzubauen, von den überbordenden Planungen des 18. Jahrhunderts abgesehen. Am Ende seiner Geschichte stand einer der monumentalsten und größten Klosteranlagen in Süddeutschland, zu deren Erhaltung die Wirtschaftskraft einer der reichsten Abteien notwendig war.

Nach der Säkularisierung: Schloss Salem

Nachdem das 18. Jahrhundert bereits offen über eine Säkularisation des Kirchenguts, also über die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt beim Klerus diskutiert hatte – vor allem um dessen eigentliche seelsorgerische Aufgaben zu stärken –, rückte sie schnell in den Mittelpunkt des Interesses, als es darum ging, die Fürsten für ihre durch die Revolutionskriege erlittenen Verluste im linksrheinischen Gebiet zu entschädigen.

Sowohl der Geheimvertrag zwischen der Französischen Republik und Baden vom 22. August 1796 als auch der Friedensvertrag von Lunéville von 9. Februar 1801 sahen eine Entschädigung Badens für seine Verluste vor. Dem entsprach auch ein zwischen Frankreich und Russland ausgearbeiteter Entschädigungsplan vom 3. Juni 1802, der zwar noch der Bestätigung durch das Reich (den nachmaligen Reichsdeputationshauptschluss) bedurfte, aber von allen Beteiligten bereits als faktisch und maßgebend angesehen wurde. Am 1. Oktober 1802 traf dann auch eine badische Kommission zur provisorischen Inbesitznahme der Klostergüter in Salem ein. Die anschließende Inbesitznahme verlief ohne Zwischenfälle[14].

Sechs Wochen später jedoch wurde die Abtei Salem zusammen mit der ebenfalls säkularisierten Abtei Petershausen bei Konstanz als Ersatz für die verlorene Grafschaft Kazenhausen im Elsass dem Bodensee-Fideikommiss, der zur standesgemäßen Ausstattung der nachgeborenen markgräflichen Prinzen Friedrich und Ludwig diente, zugeschlagen[15]; die Besitznahme am 19. November bzw. am 4. Dezember 1802 erfolgte bereits in deren Namen. Die vollständige Übernahme des Verwaltungsapparats sicherte – im Gegensatz zu den anderen aufgehobenen Klöstern – die Kontinuität der Verwaltungsstruktur und der Vermögensverwaltung. Es lag also im Interesse der neu begründeten Standesherrschaft, dass das Kloster als Besitzformation weiterhin reibungslos funktionierte. Der Konvent blieb einstweilen noch bestehen und wurde erst zum 23. November 1804 aus Gründen, die sich heute nicht mehr nachvollziehen lassen, aufgelöst, die Konventualen wurden auf die Pfarreien der Umgegend versetzt. Da in der Klosterkirche kein Bedarf für die umfangreiche Ausstattung bestand, wurden Teile daraus verkauft.

Die Klostergebäude standen allerdings leer, bis Markgraf Ludwig auf Napoleons Veranlassung aus seinen Karlsruher Hofämtern entfernt wurde und von 1808 bis 1812 gewissermaßen ein „inneres Exil“ in Salem nahm. Erst ab da wurde das Schloss Salem zumindest zeitweise von Mitgliedern des badischen Hauses bewohnt. Dennoch wurde Salem nicht, wie etwa das ebenfalls 1803 erworbene Mannheim, zur badischen Nebenresidenz, wurde nicht einmal, wie das Schloss auf der Mainau, zum Feriendomizil der Großherzöge. Dazu war Salem für die Verhältnisse des 19. Jahrhunderts zu weit von der Residenz abgelegen, dafür war Baden als neu geschaffenes Land zu groß, und vor allem zu lang.

Nach dem Tod seines Bruders Friedrich 1817 war Markgraf Ludwig alleiniger Inhaber des Fideikommisses, bis er 1818 die Nachfolge im Großherzogtum antrat. „Eigentlich“ sollte der Besitz damit an die nächsten jüngeren Mitglieder des badischen Hauses fallen, doch Ludwig beharrte auf seinem Besitzrecht. Erst kurz vor seinem Tod willigte er ein, dass Salem an die jüngeren Brüder des erbberechtigten künftigen Großherzogs Leopold, Wilhelm und Max, als deren Ausstattung fallen sollte. Erst jetzt, vor allem mit Markgraf Wilhelm, der 1830 hier seine Wohnung nahm, blühte Salem zu neuem Glanz auf. Auf ihn geht auch die konsequente Neuanlage von Weinbergen und damit die Begründung des markgräflichen Weinguts zurück.

Mit der Revolution in Berlin und dem Sturz des Kaisers im November 1918 zog sich der letzte kaiserliche Reichskanzler, Prinz Maximilian von Baden, in der Literatur „Prinz Max“ genannt, auf seinen Stammsitz Schloss Salem, das nicht mehr als Staats- (Domänen-)Besitz, sondern als Privatbesitz des Hauses Baden geführt wurde, zurück.

Die Schule Schloss Salem

Privatsekretär des Prinzen Max im Amt des (letzten kaiserlichen) deutschen Reichskanzlers in Berlin war Kurt Hahn, auf den, seit 1919 in Salem wohnend, im April 1920 die Gründung des „koedukativen Landerziehungsheims Schule Schloss Salem, Baden“ im Sinne einer konsequenten Reformpädagogik zurückgeht. Diese Gründung nahm gewissermaßen den 1803 abgerissenen Faden der Internatspädagogik in Salem wieder auf, hat mit dem alten klösterlichen Internatsgymnasium jedoch nur den Ort und den Internatsgedanken gemeinsam. Die Schule verfolgt einen ganzheitlichen Erziehungs- und Bildungsanspruch, bei dem zur unterrichtlichen Bildung auch die erfahrungsgestützte Einheit von Erziehung und

Unterricht, von Leben und Lernen, das heißt eine Bildung in sozialer Arbeit (den „Salemer Diensten“), in Handwerk, Sport, Musik, Theater, Erlebnispädagogik, und einer Vielzahl von Arbeitsgemeinschaften tritt.

Restaurierungsarbeiten der Gegenwart

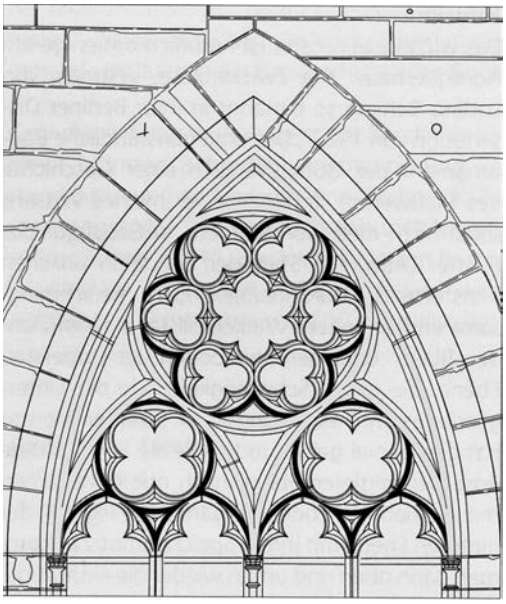
Bereits im 19. Jahrhundert wurden am Münster Erhaltungsarbeiten ausgeführt, die vor allem die zwischenzeitlich eingetretenen starken Verwitterungsschäden beseitigen mussten. Maßwerke mussten ausgebessert, Mauerflächen neu aufgeführt werden. Alle vier Giebel der Kirche waren abzutragen und neu aufzubauen. Vor allem die unter der Leitung Franz Baers (1850–1891) stehenden Arbeiten sind von dem Bemühen um Reinheit des gotischen Baustils geprägt und suchten selbst in der damals vorbildlichen Restaurierungspraxis in Frankreich ihresgleichen[16].

1998 wurden am gotischen Münster umfassende Restaurierungsarbeiten an Dachgebälk und Fassaden aufgenommen und 2002 abgeschlossen. Die Restaurierung des gotischen Dachstuhls beschränkte sich auf den Ersatz der schadhaften Teile, beließ aber die übrigen Teile im Originalzustand. Auch die zum Teil noch aus dem frühen 14. Jahrhundert stammenden Dachziegel verblieben an Ort und Stelle.

Für die Restaurierung der Fassaden[17] mussten exakte Planvorlagen erstellt werden, in die sowohl die Bestandserfassung (mit Steinmaterial, Fugen und Farbfassungsresten) als auch das detaillierte Schadensbild (Schalenbildung, Krusten, Rückwitterung usw.) eingetragen wurden.

An der Westfassade sollten ursprünglich größere Flächen an Werkstein ausgewechselt werden, doch musste man sich aus Kostengründen dann doch auf die Bewahrung und Sicherung der Substanz beschränken. Die eingeleiteten Maßnahmen erstreckten sich im Gesamtverlauf schließlich auf alle Fassaden und Außenseiten.

Sowohl bei Wandflächen als auch beim Maßwerk wurde nach der Festigung lockerer Oberflächen Steinfestiger aufgebracht, früher in Zement erneuerte Fugen wurden aus-

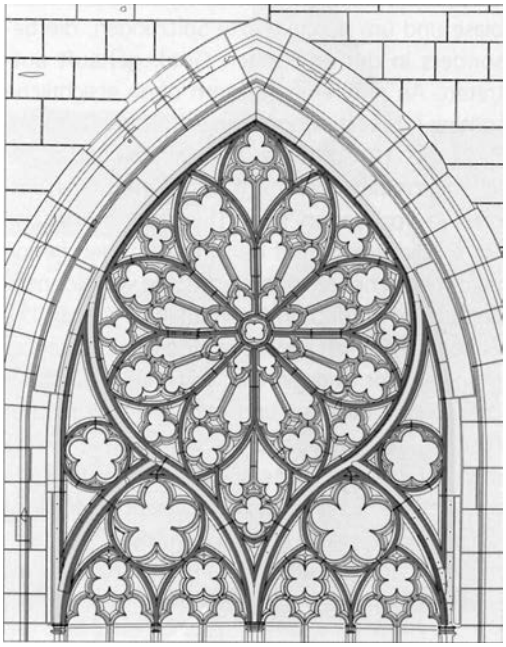


Chorfenster an der Ostfassade mit Kennzeichnung der drei Maßwerkebenen. Zeichnung von R. Strobel.
© Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege

gekratzt und mit Kalkmörtel neu verfugt. Eisenarmierungen blieben nach Entrostung und Verzinkung an Ort und Stelle. Vor allem am nördlichen Querhausfenster war es notwendig, größere Teile des Maßwerks mit auf den vorhandenen Sandstein eingestimmter Steinersatzmasse zu ergänzen. Alt Ergänzungen an den Maßwerken in Holz oder Mörtel blieben soweit wie möglich erhalten.

Im Zusammenspiel von Photogrammetrie und Computertechnik wurde bei der Aufnahme der Maßwerke ein neuer Weg beschritten. Wo die Elemente des Maßwerks und ihre Verhältnisse untereinander seit Viollet-le-Duc nur mit unterschiedlichen Strichstärken dargestellt wurden, wurde jetzt mit Farben gearbeitet, um die verschiedenen Ebenen eines Maßwerks deutlich zu machen – von der vordersten, in große Einheiten gliedernden, bis zur letzten, kleinteiligen Ebene[18]. Von den insgesamt 64 Maßwerkfenstern der Klosterkirche haben 53 zwei Ebenen, die übrigen elf mit drei Ebenen befinden sich am Chor und an den Querhausstirnseiten; nur zwei Langhausfenster haben ebenfalls drei Ebenen.

Unterhaltung und Restaurierung haben die markgräfliche Familie in den letzten Jahren



Zwickelblase des nördlichen Querhausfensters mit Kennzeichnung der drei Maßwerkebenen. Zeichnung von R. Strobel.

© Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege

Mittel von ca. 30 Millionen Euro gekostet, die überwiegend fremdfinanziert aufgebracht werden mussten. Davon steuerte die Öffentliche Hand nur ca. 3 Millionen Euro bei. Das Haus Baden ist indessen, als mittelständisches Unternehmen mit dem Schwerpunkt auf Land- und Forstwirtschaft, bei allen positiven Zukunftsperspektiven, die es nach erfolgreicher Sanierung hat, nicht mehr in der Lage, diese Aufwendungen allein zu tragen.

Schloss Salem als Touristenmagnet

Schloss Salem mit der gotischen Klosterkirche präsentiert sich heute als Touristenmagnet und zieht jährlich rund 130 000 Besucher an. Da das Schloss weiterhin von der markgräflichen Familie bewohnt bzw. durch die Schule genutzt wird, kann nur ein kleiner Teil des eigentlichen Klostergebäudes besichtigt werden. Hier sind von den barocken Klosterräumlichkeiten besonders der Bernhardusgang am Eingang zur alten Klausur, das Sommerrefektorium und der Kaisersaal, zusammen mit der Folge der Räumlichkeiten des Abts bemerkenswert. Der schon im 18. Jahrhundert vorbildliche Brandschutz gab den Anlass, die überlieferten Gerätschaften in einem eigenen Feuerwehrmuseum zu präsentieren. In den ehemaligen Wirtschaftsgebäuden zogen Kunsthandwerker mit Schauwerkstätten ein. Im Schloss finden Konzerte, Theateraufführungen und andere Veranstaltungen statt. Die Besichtigung des Münsters und der Klosterräume ist derzeit gegen eine Gebühr und in geführten Gruppen möglich. Ohne Führung zugänglich sind Feuerwehrmuseum, Brennerei- und Küfereimuseum sowie die Werkstätten der Kunsthandwerker.

Für die zeitgemäße Vermarktung und die Entwicklung von Museumskonzept und Besucherprogramm wurde in den 1990er Jahren die Salemer Kultur- und Freizeit GmbH gegründet. Sie stellt gewissermaßen die Schnittstelle zwischen der markgräflichen Familie, die durch die Pflege und Erhalt der historischen Anlage – aus ihren privaten Mitteln – deren Nutzung für kulturelle Aktivitäten ermöglicht, und den Besuchern und ihren Bedürfnissen dar.

Kulturerbe des Landes

In der Reihe der Kulturerbe-Stätten des Landes nimmt Schloss Salem einen hohen Rang ein. Salem ist nicht nur herausragender Exponent der zisterziensischen Klosterlandschaft im Spannungsfeld von Ordensidealen und eigenem Anspruch in der politischen Umwelt. Ebenso waren die Mönche Vertreter einer wirtschaftlichen Elite, die sich sowohl hervorragend auf die Arrondierung ihres Klosterbesitzes als auch auf den gewinnbringenden Absatz ihrer Überproduktion verstanden.

Die heute erhaltenen Baulichkeiten legen in ganz besonderem Maß Zeugnis ab von der Geschichte, dem Reichtum und dem Anspruch an Macht und Prestige des Zisterzienserklosters.

Das gilt zum einen für die gotische Klosterkirche, deren Bau und deren Ausstattung in europäischer Tradition stehen und im Rahmen der gotischen Architektur des frühen 14. Jahrhunderts stilbildend wirkten, ja sogar einzelne Formen der noch lange ausstehenden Spät-

gotik vorwegnehmen. Das gilt ebenso für ihre klassizistische Ausstattung des 18. Jahrhunderts, die in weiten Teilen aus einem Guss gefertigt wurde und in seltener Vollständigkeit erhalten blieb.

Diese Klosterkirche steht in einer Reihe mit dem stilprägenden Bauten von Straßburg und Freiburg und deren Innovationskraft zu Beginn des 14. Jahrhunderts, und sie strahlte aus auf die Zisterziensergründungen, die wie Salem eine besondere Funktion im Herrschaftsgefüge der Habsburger innehaben sollten.

Das gilt zum anderen für die ehemaligen Klostergebäude, die schon mit ihren Dimensionen ihresgleichen in der ansonsten mit Klosterbauten reich gesegneten oberschwäbischen Landschaft suchen. Sie sind durch die ungebrochen fortgeführte Nutzung als Repräsentationsbau im Innern nicht wesentlich verändert. Der „Kaisersaal" genannte Festsaal legt Zeugnis ab von der reichspolitischen Bedeutung des Klosters und enthält noch die vollständige Stuckausstattung vom Beginn des 18. Jahrhunderts. Nur der Bibliothekssaal wurde nach dem Verkauf der Bibliothek selbst ausgeräumt und bietet heute zumindest im unteren Geschoss ein seiner barocken Ausstattung entfremdetes Bild.

Schloss Salem ist daher in öffentlichem Interesse für die Bürgerinnen und Bürger des Landes als Kulturdenkmal zu erhalten.

Anmerkungen

1 Werner Rösener: Die Entwicklung des Zisterzienserklosters Salem im Spannungsfeld von normativer Zielsetzung und gesellschaftlicher Anpassung während des 12. bis 14. Jahrhunderts. ZGO 133 (1985), S. 43–66. Die Kritik bes. S. 44 f. Die Ausführungen über die Wirtschaft des Klosters folgen im Wesentlichen seinen Ausführungen.
2 Reinhard Schneider: Die Geschichte Salems. In: Salem. 850 Jahre Reichsabtei und Schloss, 1984, S. 131 ff.
3 Rösener S. 55
4 Das Folgende nach Schneider, Salem (1984) S. 89 ff.
5 Schneider, Salem (1984), S. 95
6 Rösener S. 56 nach dem Liber marcarum von 1360: Haid (Hg.): Liber marcarum. In: Freiburger Diöcesan-Archiv 5 (1870), S. 66 ff.
7 Chronik von Salmansweiler. Hg. V. F. Mone. In: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte 3 (1863), S. 18–41 und 663–666.
8 Ulrich Knapp: Salem. Die Gebäude der ehemaligen Zisterzienserabtei und ihre Ausstattung. Stuttgart 2004, S. 121.
9 Das Folgende nach Jürgen Michler: Die ursprüngliche Chorform der Zisterzienserkirche in Salem. Zeitschrift für Kunstgeschichte 47 (1984), S. 3–46. Davon abweichende, jedoch nicht grundsätzlich entgegenlaufende Interpretation des Baubefunds bei Knopp, Salem (2004), S. 187 ff.
10 Knopp, Salem (2004), S. 209.
11 Michler, Chorform, S. 35 ff., ebenso Knopp, Salem (2004) S. 217 ff.
12 Knopp, Salem (2004), S. 200 f.
13 Über sie zusammenfassend Armin Schlechter: Die Bibliothek des Klosters Salem. In: Salem. Vom Kloster zum Fürstensitz. Karlsruhe 2002, S. 37–48.
14 Ausführlich Rainer Brüning: Der Übergang des Klosters Salem an das Haus Baden (1802–1804). In: Salem. Vom Kloster zum Fürstensitz. Karlsruhe 2002, S. 63–70.
15 Das Folgende nach Hansmartin Schwarzmaier: Das Kloster als Fürstensitz. In: Salem. Vom Kloster zum Fürstensitz. Karlsruhe 2002, S. 71–84.
16 Knapp, Salem (2004) S. 45 ff., die Einschätzung S. 56.
17 Richard Strobel: Die Maßwerkfenster der Klosterkirche Salem. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 32 (2003), S. 160–167.
18 Ebd.

Anschrift des Autors:
Dr. Christoph Bühler
Lochheimer Straße 18
69124 Heidelberg

Wilhelm Hausenstein, ca. 1950

Leonhard Müller

Wilhelm Hausenstein

1882–1957

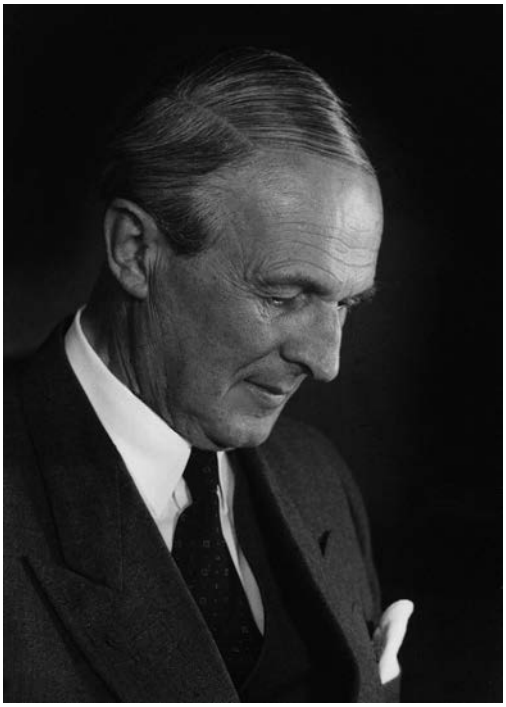
„Baden – das ist nicht ein Staat. Baden – das ist eine zähe, vertrauliche und etwas verzwickte Familie.“[1] Und dieser Familie blieb er immer verbunden, auch in seiner zweiten Heimat München, auch als Diplomat in Paris. Der Schwarzwälder war ein Repräsentant deutscher Kultur, wie man ihn nach dem nicht nur staatlichen, sondern auch geistigen Zusammenbruch einer nationalistischen Diktatur Ende des II. Weltkriegs suchte. Seinen Lebensweg fünfzig Jahre nach seinem Tod zu verfolgen heißt, sich der Markierungen zu erinnern, die er setzen konnte.

Jugend in Hornberg und Karlsruhe

In Hornberg wurde Hausenstein als Sohn eines großherzoglichen Steuerkommissars und Enkel eines 48er Revolutionärs geboren. Nach dem frühem Tod des Vaters zog die Mutter mit ihm nach Karlsruhe, wo der Lateinschüler das Gymnasium illustre besuchte. In seinem einzigen Roman „Lux perpetua“, 1947 veröffentlicht, schildert er unter dem Pseudonym Johann Armbruster – in der NS-Zeit leider notwendig geworden – den beginnenden Lebensgang seines Vetters Christian Hercynius, ein distanzierender Kunstgriff, ist doch dessen Existenz das Spiegelbild Hausensteins. „Geschichte einer Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende“ heißt der Untertitel des ersten Bandes und behaglich wird diese Welt des alten Badens beschrieben, die Landschaft, das kleinstädtische Milieu Hornbergs, die Atmosphäre der Karlsruher Residenz, Erlebnisse, wie ihn, den Gymnasiasten, in eine Lateinübersetzung vertieft, der unauffällig gekleidete Großherzog auf einer Bank im Schloßpark anspricht. „Die Zeit stand friedlich still“, so heißt es. Eine monarchische und zugleich liberale Gesellschaft, mundartlich charakterisiert in der Anekdote vom Gespräch eines Grafen mit einem Freiherrn anläßlich einer Tischrunde: „‚Du Gottfried, hocke Dei? Mei hocke‘ – was in einem noch immer unzulänglichen, noch immer unhöfischen Hochdeutsch zu besagen hätte: ‚Haben Deine Eingeladenen Platz genommen? Meine Eingeladenen haben sich niedergelassen‘. Ach, man hockte. Man saß. Man saß nicht zwischen, sondern auf den Stühlen.“[2]

Nicht weniger anschaulich beschrieben ist das lebendige Hoftheater, das bravouröse Konzertleben, vor allem aber die Charakterisierung seiner Gymnasiallehrer, besonders die des Direktors Gustav Wendt, einem Preußen, den Friedrich I. als Schulreformer nach Baden berufen hatte, nun als Siebziger, „Basileus“ mit Spitznamen, eine Persönlichkeit mit großem kulturellen Einfluß in der Residenzgesellschaft und ein mitreißender Pädagoge. „Königlich ist er, wie sein Übername es ansagt: hochmütig also nicht, wohl aber hochgemut – Hohen Mutes, von erhabenen Gemüt, als ein Mann, welchem die Aufgabe anvertraut ist, einer aus der Menge Jahr um Jahr durch ihn erlesenen Jugend von achtzehn und neunzehn Jahren die kostbarsten Bildungsgüter zu überliefern, die er kennt … Kein Zweifel, in solchem Sinne ist er ein Aristokrat, so sehr ihm nach dem Vorgang der Alten und Schillers der Gedanke republikanischer Freiheit im Herzen widerhallt: auch ist er ja Student gewesen, als der Schwung der Jahre 1848 und 1849 die Welt zu wenden hoffte!“[3]

Der „Gymnasiarch“ motivierte seinen Schüler für die klassischen Sprachen, und so begann Hausenstein 1900 in Heidelberg mit seinem Studium, nachdem er von seinem ursprünglichen Wunsch nach protestantischer Theologie abgekommen war.



Wilhelm Hausenstein 1951/52

Studienzeit

In den Romanfragmenten zum zweiten Band der „Lux perpetua“ schreibt Hausenstein von der „Hilflosigkeit, die sich unseres Freundes an den Universitäten Heidelberg und Tübingen bemächtigte.“[4] An der Ruperto Carola waren es überzeugende Hochschullehrer, die ihn faszinierten, so der klassische Philologe Otto Crusius, der Philosoph Kuno Fischer und der Kunsthistoriker Henry Thode. Zweckfrei schweifte Hausenstein zwischen den Disziplinen, belegte dann deutsche Linguistik und Literatur, um sich ganz in ein Referat über die Anthologie „Des Knaben Wunderhorn“ zu vertiefen.

In Tübingen der Sprung in die mittlere und neuere Geschichte bei gleichzeitigem Besuch dogmatischer und exegetischer Vorlesungen in der Theologie. Von beiden Universitätsstädten entwarf er ein farbiges Bild, von der Landschaft, der alten Stadtstruktur, vom studentischen Leben, so in Tübingen. „Da wimmelt es von bunten Mützen und Bändern; die korporative Lebensweise war offenbar noch entschiedener ausgesprochen als in Heidelberg; man sah fast nichts als ‚Farben‘, und das ‚Couleurstudenten‘ nicht selten das Kolleg in der mit ‚Brandenbourgs‘ nach Husarenart verschnürten Samt- und Kneipjacke besuchten, da sie vollends gruppenweise durch die Straßen ritten, vom ‚Universitätsstallmeister‘ angeführt, schien alles, was ‚Verbindung‘ hieß, von den Corps über die Burschenschaften bis zu den zwar ‚farbentragenden‘, die Mensur jedoch ablehnenden Studenten betont christlichen Charakters, die Öffentlichkeit völlig zu beherrschen – und nicht nur die akademische, sondern auch die bürgerliche.“[5]

Hausenstein trat keiner Verbindung bei, auch nicht in München, wo er ab 1903 nun intensiv das Doktorat als Abschluß anging, 1905 mit einem historischen Thema. Doch die Geschichte wie auch die Nationalökonomie, der er sich hier unter dem Eindruck von Lujo Brentano verschrieb, blieb nur für einige Zeit sein Metier. Sein Studienfreund Theodor Heuss vermittelte eine Mitarbeit an Friedrich Naumanns Zeitschrift „Die Hilfe“. Dem Engagement für die Arbeiterbildungsgesellschaft „Vorwärts“ folgte 1907 der Eintritt in die SPD, und sein Bekenntnis zum Sozialismus war für den Idealisten voll überzeugend in der Einsicht notwendiger Sozialreformen. Dies bedeutete um diese Zeit die Abkehr von einer möglichen Habilitation und einer Stelle in der Historischen Kommission. So galt nun der Publizistik Hausensteins Entscheidung.

Schriftsteller und Publizist

Eine ausführliche Bibliographie seiner Schriften würde Seiten füllen. Im Nachlaß, von der Deutschen Schillergesellschaft 1966 erworben, wurde die Fülle der Bücher und Aufsätze nach diesen Gesichtspunkten gegliedert:[6]

Kunstschriftstellerei: Hausenstein fand eine eigene Handschrift: „Die mit literarischem Anspruch auftretende Vermittlungssprache entzieht sich den Alternativen von Umgangssprache, Wissenschaftssprache und Bildungssprache, indem sie die Bildungssprache … literarisiert.“[7] Hausenstein wendet sich mit seinem „scharfen, pointierten Stil“, so sein Verleger Piper, in reich bebilderten Büchern an breite Leserschichten. Kunstgeschichte ist für ihn präsentativ, weniger dis-

kursiv wie in der akademischen Wissenschaft, zu der er partiell im Gegensatz steht. Das „Außenseitertum“ des Kunstschriftstellers wird bestimmt durch das Gegenwartsinteresse, durch die Aktualisierung der Geschichte, die Vermittlung aktueller Kunstströmungen, „historische, kritische, kunstpolitische und kunstpädagogische Funktionen durchdringen sich“,[8] vorwiegend an das Medium der Kunst- und Kulturzeitschrift gebunden. Stellvertretend seien auch Bücher über Giotto, Fra Angelico, Carpaccio, Rembrandt, den Geist des Barocks genannt.

Städtebilder: Eine „ästhetische Geographie“ des Südens setzt „seine Kunstschriftstellerei fort und formen sie mit der Abkehr vom Expressionismus um … Zwar bleibt im Blick für Plätze und Straßenanlagen eine soziologisch und politisch auf Öffentlichkeit achtende Aufmerksamkeit erhalten, aber immer mehr nehmen die kulturkonservativen Momente zu.“[9] Industrialisierung und Massenkultur bleiben ausgespart, erkennbar in der Büchern „Europäische Hauptstädte“ 1932, „Das Land der Griechen“ 1934, aber auch in der „Badischen Reise“ mit Reiseskizzen über Freiburg, den Schwarzwald und Konstanz (1930).

Europäische Kulturpolitik: Diese Schriften stehen z. T. im Zusammenhang mit seiner Diplomatenzeit in Paris, von der noch zu berichten sein wird. Hausenstein sah in Deutschland eher ein „Allemania“ als ein „Germania“, war gegenüber dem „Großpreußen“ skeptisch, ohne das Werk Bismarcks zu verkennen, aber im Westen und Süden den eigentlichen Schwerpunkt suchend. Frei von nationalistischen Tönen wurde die Europa-Idee schon früh ein Tenor seiner Aufsätze.

Homme de lettres – Modernitätsproblematik – Kulturkritik: Nicht nur von der Kunst, auch von der Literatur fühlte sich Hausenstein angezogen. Seine Übersetzungen galten der Lyrik von Baudelaire, Rimbaud, von Chénier bis Mallarmé. Rilke begegnete er in München, Thomas Mann inszenierte eine Feier zu seinem 50. Geburtstag 1932, Annette Kolb, Max Picard, Karl Vossler – die Briefkonvoluten in seinem Nachlass zeugen von den vielen Verknüpfungen mit Exponenten seiner Epoche.

Aber auch kombattant konnte er sein. In einem Vortrag über „Französisch-deutsche Mißverständnisse“ im Januar 1948 im Münchener Wirtschaftsministerium bekannte er sich als leidenschaftlicher Föderalist, sprach in historischer Erinnerung an das großherzogliche Baden von der „dynastischen und staatlichen Hörigkeit des Landes gegenüber dem Norden“ und übte scharfe Kritik am Abstimmungsmodus und der Unredlichkeit bei der Gründung das Landes Baden-Württemberg, dabei das Zitat von Francois-Poncet wiederholend, Reinhold Maier sei „weder rein noch hold“.[10]

Auch mit seiner Schrift „Was bedeutet die moderne Kunst – Ein Wort der Besinnung“ 1946 fand er nicht nur Freunde. Hier beklagte er, die zeitgenössische Kunst neige dazu, „aus künstlerischen *Teilwahrheiten* zu leben und sie mehr und mehr absolut zu setzen.[11] Es wäre an der Zeit, über die dargetanen Zustände bildender Kunst hinauszukommen.“[12]

Journalismus

Kehren wir in das München nach der Jahrhundertwende zurück. Hausensteins Arbeiten galten nicht nur der Würdigung von Künstlern und ihrer Werke. Er war vielfach mit ihnen verbunden, z. B. bei der Gründung der Neuen Sezession. Mit seinen Entwürfen zu einer Soziologie der Kunst eilte er den universitären Kunsthistorikern voraus.

Im I. Weltkrieg leistete er Zivildienst, z. B. in der politischen Abteilung des Generalgouvernements von Belgien, nachdem er bei seinem Dienst als Einjähriger 1902 bei den Cannstätter Artilleristen als körperlich untauglich qualifiziert worden war. Der Krieg verwandelte den progressiven Sozialisten zum Konservativen. 1919 erfolgte der Austritt aus der SPD, „weil sie mir in einem unmöglichen Kompromiß mit den Rechten zu stehen schien.“[13] In Margot Lipper, einer Belgierin aus jüdischer Familie, fand er in zweiter Ehe eine Gefährtin, die ihm später unter dem NS-Regime eine besondere Verantwortung abverlangte. 1940 konvertierte er mit ihr zur katholischen Kirche, in der er nach seiner religiösen Suche ein Ziel gefunden hatte.

Neben der erfolgreichen Schriftstellerei war er immer wieder als Journalist gefragt, so als Kunstkritiker bei den „Münchner Neuesten

Nachrichten“ bis 1933, als Schriftleiter des Literaturblatts und der Frauenbeilage in der noch geduldeten „Frankfurter Zeitung“ ab 1934. In dieser Zeitung gelang es ihm, im Kulturteil eine Form der eigenen geistigen Position zu finden, bis sie 1943 verboten wurde. Hausenstein nahm von seinem Wohnsitz in Tutzing das Redigieren wahr und fuhr nur einmal im Monat für eine Woche nach Frankfurt. Die Redaktion der „FZ“ war für ihn eine Fluchtburg, die die Kunst des Schreibens im totalitären Staat besonders herausforderte, oft der Selbstzensur unterworfen, aber auch mit den Unangepaßten sich solidarisierend. Hier entstanden Freundschaften von Journalisten, die in der Nachkriegspublizistik einen führenden Rang einnahmen.

Der Ausschluss Hausensteins 1943 aus der Reichspressekammer wegen seiner Ehe mit einer Jüdin bedeutete das Ende seiner publizistischen Arbeit, nachdem er vorher nur noch unter einem Pseudonym schreiben konnte. Ohne Einkünfte verkaufte er seine Möbel und lebte von der Unterstützung von Freunden; der Aufforderung der Gestapo 1945, sich bei einer Sammelstelle einzufinden, konnte er entgehen.

Gleich nach dem Kriegsende begann er wieder zu publizieren in der Mitarbeit an Zeitschriften wie „Hochland“, „Die Wandlung“, „Frankfurter Hefte“, „Gegenwart“, „Merkur“, Publikationen, die die Nachkriegsgeneration prägten. Die amerikanische Besatzungsmacht bot ihm die Leitung der „Süddeutschen Zeitung“ an, bei deren Gründung er beteiligt war. Doch er lehnte aus Gesundheitsgründen ab, nicht zuletzt auch enttäuscht über die unzureichende Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit, ja mit dem Gedanken spielend, dieses Land zu verlassen.

Aber nicht nur seine Genesung von den gesundheitlichen Folgen der Jahre unter der Diktatur, auch die große Zahl der Anerkennungen seines bisherigen Lebenswerkes ließen ihn wieder zu seiner alten Schaffenskraft zurückkehren, so beispielsweise durch die Aufnahme in die Akademie der Schönen Künste in München oder die Tätigkeit als Präsident der deutsch-französischen René-Schickele-Gesellschaft, die Verleihung des badischen Hebel-Preises und anderes mehr.

Berufung durch Konrad Adenauer

In dieses fruchtbare Schriftstellerleben brach eine Berufung ein, die Hausenstein auf einem ganz anderen Gebiet forderte. Als 1950 die Besetzung eines deutschen Generalkonsulats in Paris anstand, einer der ersten Schritte zur außenpolitischen Souveränität, suchte Konrad Adenauer, in dessen Bundeskanzleramt die Außenpolitik ressortierte, nach einer geeigneten Persönlichkeit, die eine Brücke zu einem neuen deutsch-französischem Verhältnis schlagen konnte. Ohnehin mißtrauisch gegenüber den ehemaligen Beamten der „Wilhelmstraße“, dem früheren Sitz des Auswärtigen Amtes, folgte er einem Vorschlag, mit Hausenstein einen Vertreter der Bundesrepublik zu gewinnen, der aufgrund seines literarischen Wirkens als homme de lettres und Liebhaber Frankreichs, seiner Kunst und Sprache, vor allem als ein deutscher Repräsentant des Geisteslebens in dieser ja noch immer sehr diffizilen Nachkriegsatmosphäre wohl akzeptiert werden würde. Hausenstein, nicht parteigebunden, wurde als „harmlos“, „bescheiden und unpolitisch“ vom alten Beamtenstamm klassifiziert, der Quereinsteigern in ihre Domänen ohnehin skeptisch begegnete. So positiv das Echo in Frankreich auf Hausensteins Berufung bei Politikern, Spitzenbeamten und

Konrad Adenauer mit Wilhelm Hausenstein vor dem Porträt von Theodor Heuss in der Botschaft in Paris ca. 1951

Presse war, so widerwillig zeigten sich die deutschen Behörden, die freilich Adenauers festem Entschluß folgten.

In diplomatischer Mission

Immer wieder mußte der neue Geschäftsträger in den ersten Pariser Jahren in dringenden Eingaben die primitive Unterbringung in Wohnung und Büros, die unzureichende Personalausstattung, die geringen finanziellen Aufwendungen, beklagen. Und auch die Kontaktaufnahme mit der Pariser Elite erfolgte zunächst langsam, wobei ihm freilich Vertraute aus früheren Jahren wie Annette Kolb, Joseph Breitbach, Carl Jacob Burckhardt behilflich waren. Aber mit seiner unprententiösen Art, mit dem Charme eines geistreichen Literaten, gewann er bald ein sicheres Terrain, auf dem er auch politisch wirken konnte, eine Aufgabe, für die die Heimatbehörde ihn zunächst kaum für fähig hielt. Wohl fand er in einem versierten Berufsdiplomaten einen Stellvertreter, aber beispielsweise die Konzeption und Organisation von Ausstellungen wie die von Gemälden französischer Impressionisten im deutschen Besitz 1951 traf er allein, und er öffnete mit diesem begeistert angenommenen Kulturereignis einen breiten Spalt zwischen bisher verschlossenen Türen. Auch die Organisation von Konzerten mit großen Orchestern, Theateraufführungen wie z. B. durch die Stuttgarter Oper trugen dazu bei, dass auch in Bonn zunehmend die Anerkennung von Hausensteins Leistungen in dieser Vertretung auf kulturellem Gebiet wuchs.

Höhepunkte in der Tätigkeit der deutschen Vertretung waren die zahlreichen Besuche Adenauers in Paris, mit dem Hausenstein ein „objektives Vertrauensverhältnis“ verband, wie er rückblickend in seinen „Pariser Erinnerungen“ schrieb, „trotz der tiefgreifenden Verschiedenheiten der geistigen Konstitutionen“. Er erlaubte sich durchaus, offen zu sprechen und glaubte nicht an die Fabel, Adenauer „dulde keine freie Äußerung“.[14] Immerhin hatte ja nicht er sich um diese Position beworben, sondern war gerufen worden, war nur mit einem Anstellungsvertrag, nicht beamtenrechtlich gebunden.

Hausenstein trug immer wieder vor, dass der Prozess der deutsch-französischen Verständigung seine Zeit brauche, die für Adenauer sich aber viel zu kurz vollzog.

Besonders enttäuschend war für diesen das Scheitern der Verträge zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft in der französischen Nationalversammlung 1954. Adenauer schreibt dazu in seinen Erinnerungen: „Botschafter Hausenstein riet mir dringend ab, noch etwas zu versuchen. Nach seiner Meinung würde ich die Situation nicht verbessern, sondern eher verschlechtern. Ich sah ein, dass er recht hatte und mußte die Tragödie ihren Lauf nehmen lassen.“[15]

„Botschafter“, das war nun Hausensteins persönlicher Titel, nachdem das Generalkonsulat 1953 in eine Diplomatische Vertretung avancierte und das bisherige Provisorium überwunden wurde, nicht nur durch die Akkreditierung beim Staatspräsidenten, sondern auch äußerlich mit einer angemessenen Residenz und Wohnung für die protokollarisch-gesellschaftlichen Begegnungen. Trotzdem wurden verschiedene wichtige politischen Entwicklungen an dieser Vertretung vorbei geführt, so die schwierige Saar-Frage. Hausenstein vermisste die Kontinuität in den Verhandlungsstrategien, wobei freilich bedacht werden muß, dass die Lösung für die Saar mit anderen Vereinbarungen im europäischen Rahmen verbunden war, die über das deutsch-französische Verhältnis hinaus gingen und nur von der Zentrale Bonn allein bewerkstelligt werden konnte, wie auch wirtschaftliche Abmachungen von eigenen Fachdelegationen getroffen wurden.

Eine wichtige Aufgabe stellte sich aber Hausenstein in der Sorge um das Schicksal deutscher Kriegsgefangener, etwa noch 140, wobei er sich nur um jene kümmern konnte, die nicht als prominente Kriegsverbrecher inhaftiert waren. Mit der Gründung eines Hilfvereins, bei Unterstützung durch den päpstlichen Nuntius Roncalli, dem späteren Papst Johannes XXIII., und dem Internationalen Komitée vom Roten Kreuz konnte das Gefangenenproblem in der Dienstzeit Hausensteins gelöst werden.

Der Abschied

1952 war Hausenstein 70 Jahre alt, und nicht nur die deutsche Presse ehrten ihn an seinem Geburtstag. So schrieb die „Badische Zeitung“ in Freiburg: „Hausenstein war immer auf dem Weg zum Geist des Abendlandes – ihm diente er auch in seiner politischen Funktion in Paris, selbst einer der besten Repräsentanten.“[16] Französische und schweizerische Zeitungen würdigten ihn, eine Festschrift wurde mit einem Beitrag vom Theodor Heuss eingeleitet, in der weitere Aufsätze von Benno Reifenberg, Hans Carossa, Walter Dirks, Reinhold Schneider, Otto B. Roegele, Dolf Sternberger und anderen folgten. Der Bundespräsident verlieh Hausenstein das Große Verdienstkreuz mit Stern und im Brief Adenauers hieß es, er benutze diese Gelegenheit, „um Ihnen nochmals meinen herzlichen Dank auszusprechen, dass Sie die Ihnen fremde politische Arbeit auf meinen Wunsch hin übernommen haben. Ich verbinde damit meine besondere Anerkennung für die großen Verdienste, die Sie sich um die Pflege und Verbesserung der deutsch-französischen Beziehungen erworben haben.“[17]

Hausenstein hatte für seine Tätigkeit in Paris drei, höchstens fünf Jahre geplant, um dann wieder an den Schreibtisch des Publizisten zurückzukehren. Mit den Pariser Verträgen 1954 trat die Außenpolitik der Bundesrepublik in eine neue Phase. Die „Westeuropäische Union“ war gegründet worden, das Amt des Außenministers übernahm nun Heinrich von Brentano, ein großes Revirement wurde geplant. Die Nachfolge für Hausenstein verschleppte sich eine Zeit lang, aber sein Wunsch, dass seine Position als Botschafter nach der Vertragsunterzeichnung nun noch einmal protokolarisch vollrangig gestellt wurde, erfüllte sich nicht. Hallstein, der kommende Mann im Auswärtigen Amt, war nicht sein Freund, zumal Hausenstein bedauert hatte, dass man dort nur seine kulturellen Leistungen, weniger seine politischen anerkannte.

Über den Abschiedsempfang in seiner Dienstwohnung hieß es, dieser „entfaltete sich über das rein Gesellschaftliche hinaus zu einem Manifest der Sympathie und Verehrung für das deutsche Botschafterpaar … Der Empfang darf im Vergleich mit ähnlichen gesellschaftlichen Ereignissen in Paris als außerordentlich eindrucksvoll und erfolgreich bezeichnet werden“, denn auch seine Frau hatte mit großem Engagement zu Hausensteins Erfolg beigetragen. Die Presse lobte seine Mission, der französische Präsident ernannte ihn zum Großoffizier der Ehrenlegion, seit 1912 der Erste, der nun mit dieser Auszeichnung bedacht wurde. Die Heimkehr gestaltete sich weniger erfreulich. Adenauer wollte Hausenstein den deutschen Vorsitz einer gemischten deutsch-französischen Kommission für kulturellen Zusammenarbeit übertragen. Es scheiterte jedoch an finanziellen Aspekten und an der Haltung Hallsteins. Hinzu trat, dass für Hausensteins Altersversorgung nichts unternommen worden war. Hier mußte sich sogar die oppositionelle SPD ins Zeug legen, um für den verdienten Botschafter einen Anspruch zu sichern, und in der Presse fand die kleinliche Argumentation des Beamtenapparats starken Widerspruch, bis endlich der Bundespräsident einen Ehrensold veranlassen konnte.

Theodor Heuss und Wilhelm Hausenstein um 1955

Knapp zwei Jahre nach seinem Abschied von Paris starb am 3. Juni 1957 Hausenstein an einem Herzinfarkt in München. Die Unterzeichnung der Römischen Verträge als Basis der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft konnte er noch erleben, nicht aber die neue französische Regierung unter General de

Gaulle, die in der deutsch-französischen Zusammenarbeit das Fundament einen „Europas der Vaterländer“ sehen wollte.

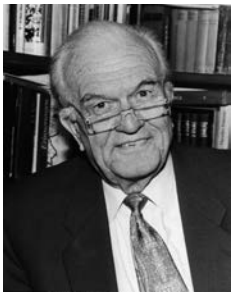
Das Lebenswerk Hausensteins, eines „Badeners in Europa“, fand bei seinem Tod eine breite Anerkennung, die ihm auch heute zu zollen ist.

Fotos aus:

Dieter Sulzer, Der Nachlass Wilhelm Hausensteins. Deutsches Literaturarchiv. Verzeichnisse – Berichte – Informationen 11, 1982.

Anmerkungen

1 Wilhelm Hausenstein, Badische Reise, München 1930, S. 7.
2 Johann Armbruster, Lux perpetua, Verlag Karl Alber, München 1947, S. 201.
3 A. a. O., S. 345.
4 W. Hausenstein, Jugenderinnerungen und Reiseskizzen, hrsg. von Fr. Bentmann, Karlsruhe 1968, S. 196.
5 A. a. O., S. 172.
6 Dieter Sulzer, Der Nachlaß W. Hausenstein, Marbach/Neckar 1982, S. 46 ff.
7 A. a. O., S. 59.
8 A. a. O., S. 57.
9 A. a. O., S. 61.
10 W. Hausenstein, Pariser Erinnerungen, München 1961, S. 104.
11 W. Hausenstein, Was bedeutet die moderne Kunst. Ein Wort der Besinnung, Leustetten bei München 1949, S. 77.
12 A. a. O., S. 75.
13 Sulzer, S. 15.
14 Pariser Erinnerungen, S. 68.
15 Konrad Adenauer, Erinnerungen 1953–1955, Stuttgart 1966, S. 298, vgl. auch Peter Matthias Reuss, Die Mission Hausenstein (1950–1955), Pro Universitate Verlag Sinzheim 1995, S. 167 ff.
16 7. Juni 1952.
17 Zitiert nach Reuss, S. 199.
18 A. a. O., S. 223.



Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Müller
Erlenweg 2
76199 Karlsruhe

Auswahlbibliographie

I. Kunst

Der Bauern-Bruegel. München: Piper 1909

Der nackte Mensch in der Kunst aller Zeiten. München: Piper 1911

Rokoko. Französische und deutsche Illustratoren des 18. Jahrhunderts. München: Piper 1911

Die bildende Kunst in der Gegenwart. Malerei, Plastik, Zeichnung. Stuttgart, Berlin: Deutsche Verlagsanstalt 1914

Albert Weisgerber. Ein Gedenkbuch. München: Piper 1917

Über Expressionismus in der Malerei. Berlin: Reiss 1919

Vom Geist des Barock. München: Piper 1919

Vom Genie des Barock. München: Prestel 1956 (Neuausgabe von „Vom Geist des Barock“)

Bild und Gemeinschaft. Entwurf einer Soziologie der Kunst. München: Kurt Wolff 1920

Barbaren und Klassiker. Ein Buch von der Bildnerei exotischer Völker. München: Piper 1921

Kairuan oder eine Geschichte vom Maler Klee und von der Kunst dieses Zeitalters. München: Kurt Wolff 1921

Max Unold. Mit einer Selbstbiographie des Künstlers. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1921

Fra Angelico. München: Kurt Wolff 1923

Das Gastgeschenk. Werke und Maler in 23 Erzählungen. Wien, München: Rikola 1923

Giotto. Berlin: Propyläen-Verlag 1923

Max Liebermann. Bilder, Aquarelle, Pastelle. Moderne: Galerie Thannhauser 1923

Das Werk des Vittore Carpaccio. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925

Albert Weisgerber. Gedächtnisausstellung anlässlich der zehnjährigen Wiederkehr seines Todestages. Vorwort von W. H., Mai–Juni 1925. München: Moderne Galerie Thannhauser 1925

Rembrandt. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Deutsche Verlagsanstalt 1926

Begegnungen mit Bildern. München: Piper 1948

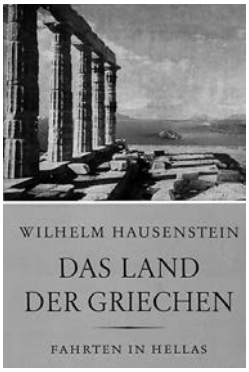
Meisel, Feder und Palette. Versuche zur Kunst. München: Alber 1949

Was bedeutet die moderne Kunst? Ein Wort der Besinnung. Leustetten vor München: Verlag Die Werkstatt 1949

Die Kunst in diesem Augenblick. Aufsätze und Tagebuchblätter aus 50 Jahren. München: Prestel 1960

II. Reiseschriftstellerei

Kannitverstan. Herbstliche Reise eines Melancholikers. Briefe aus Holland. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1924



Reise in Südfrankreich. Crimmitschau: Rohland & Berthold 1927

Badische Reise. Mit 32 Bildern. München: Knorr & Hirth 1930

Drinnen und Draußen. Ein Tagebuch über Landschaften und Städte, Tiere und Menschen. München: Knorr & Hirth 1930

Europäische Hauptstädte. Erlenbach-Zürich, Leipzig: Rentsch 1932

Wanderungen auf den Spuren der Zeiten. Frankfurt a. M.: Societäts Verlag 1935

Neuausgabe unter dem Titel „Besinnliche Wanderfahrten". München: Schnell und Steiner 1955

Das Land der Griechen. 57 Fahrten in Hellas. Frankfurt a. M.: Societäts Verlag 1934

Abendländische Wanderungen, Städte und Kirchen, Landschaften und Figuren in Reisebildern. München: Schnell & Steiner 1951

Liebe zu München. München: Prestel 1958

Reisetagebuch eines Europäers. München: Prestel 1964

Liebe zu Heidelberg. Amorbach: Emig 1964

III. Literatur

Charles Baudelaire. Ausgewählte Gedichte. Deutsch v. W. Hausenstein. Zweisprachige Ausgabe. Freiburg i. B.: Karl Alber 1946

Adalbert Stifter und unsere Zeit. Ansprache zur Feier der achtzigsten Wiederkehr des Todestages Stifters. München: Karl Alber 1948

Das trunkene Schiff und andere französische Gedichte von Chénier bis Mallarmé. Zweisprachige Ausgabe, hrsg. und übersetzt von W. Hausenstein und einer Einleitung von Benno Reiffenberg. Freiburg i. Br., München: Karl Alber 1950

Dank an den Hausfreund. In: Über Johann Peter Hebel. Tübingen: Leins 1964

IV. Autobiographie, Erinnerungen

(Pseudonym) Johann Armbruster. Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit. Bd. 1. Geschichte einer deutschen Jugend aus des 19. Jahrhunderts Ende. München: Alber 1947

Pariser Erinnerungen. Aus fünf Jahren diplomatischem Dienstes 1950–1955. München: Olzog 1961

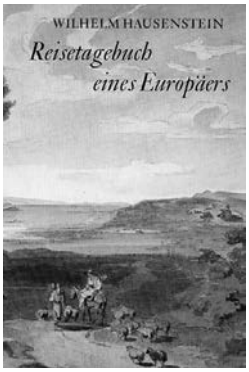
Licht unter dem Horizont. Tagebücher von 1942 bis 1946. Hrsg. v. W. E. Süsskind. München: Verlag Bruckmann 1967

Jugenderinnerungen und Reiseskizzen. Karlsruhe: C. F. Müller 1968

Impressionen und Analysen. Letzte Aufzeichnungen. Hrsg. von W. E. Süsskind. München: Bruckmann 1969

Die Auswahlbiographie wurde zusammengestellt nach einer Bibliographie in „Der Nachlass Wilhelm Hausensteins" von Dieter Sulzer. Deutsches Literaturarchiv. Verzeichnisse. Berichte. Informationen. Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar, 1982. Berücksichtigt wurden vor allem Werke, die Johannes Werner in seinem „Lebenslauf Wilhelm Hausensteins" als für die schriftstellerische Karriere Hausensteins prägend erwähnt.

Heinrich Hauß



Johannes Werner

Und das ewige Licht …

Über ein Motiv bei Wilhelm Hausenstein

Licht, ewiges, eine andauernd brennende Lampe, im griechischen Ritus ἀκοίμητοζ λυχνία, *schlaflose Lampe, genannt. Schon in altchristlicher Zeit hielt man im Osten und Westen bisweilen im Gotteshause eine oder mehrere Lampen ständig brennend. Im Westen ist heute ein ewiges Licht für die Kirche, in denen das hochheilige Sakrament aufbewahrt wird, zwingend vorgeschrieben.*

Joseph Braun, Liturgisches Handlexikon (1924)

Der Vater von Wilhelm Hausenstein stirbt früh; der Trauergottesdienst findet in Karlsruhe, in St. Stephan, statt.[1] Auf den Sohn, der im evangelischen Glauben der Mutter aufgewachsen ist, macht dieser Raum und macht die ganze heilige Handlung einen tiefen Eindruck. „Am meisten aber berührt ihn das rubinrot glühende Licht der Ampel in der Kirche."[2]

Diesen Satz notierte Hausenstein viel später, nämlich im zweiten Entwurf zu seiner Autobiographie; und er fügte hinzu (und unterstrich es auch noch), es sei die „Wichtigkeit dieses Eindrucks gar nicht zu überschätzen!"[3] Wie wichtig er war, zeigt sich in den Worten, in denen er in der ausgeführten Autobiographie – in der der Autor allerdings Christian heißt – zur Sprache kommt.

„Allmählich zog sich Christians Aufmerksamkeit in der Wahrnehmung eines einzigen Gegenstandes zusammen: des Lämpchens, das unweit dem Altar in halber Höhe schwebend glühte wie ein Stern aus Rubin. Er wandte den Blick während des Ausgangs der Feier nicht mehr davon ab, fing sich ganz darinnen und trug den schweren roten Schimmer am Rückweg inwendig mit sich – als das eigentliche Ergebnis der andächtigen Stunde. Einer der Angehörigen entgegnete auf die verlegene Frage, was die Ampel zu bedeuten habe: sie sei die lux perpetua, das ewige Licht, und die katholischen Gläubigen hätten im Laufe des Gottesdienstes gebetet, es möge der Seele des Verblichenen auf dem Weg in die jenseitige Welt zu leuchten nicht müde werden."[4] (Wobei das Gebet ja gar nicht jene reale Ampel, sondern eine ganz andere Wirklichkeit meint; aber auf sie schien das „Zeichen des purpurnen Lichtes"[5] verweisen zu wollen.)

Immer wieder erinnerte sich Hausenstein an „das ewige Licht, das über der Seelenmesse geschimmert hatte"[6]; dachte er an „die blutrot blinkende Flamme zurück, die einem Vater in die Ewigkeit geleuchtet hatte"[7]; an „die dunkle Röte der ewigen Lampe"[8]. Und es versteht sich fast von selbst, dass er die Autobiographie schon im Entwurf „Das ewige Licht" und in der Ausführung dann „Lux Perpetua" nannte.

Es versteht sich ganz, wenn man weiß, wie oft sich dieses Motiv – quasi leitmotivisch – im Leben des Autors wiederholte. Schon im Entwurf zur Autobiographie hatte er geschrieben, er müsse diese Reprise „hier schon vorbereiten: später das rote Licht unter der Patrona Bavariae an der Münchner Residenz und die roten Lämpchen unter Hausmadonnen in katholischen Gegenden"[9]; doch dürfe er (und er unterstrich auch diese Worte) die Details hier „noch nicht vorausverbrauchen"[10]. Leider hat Hausenstein nur den ersten Band schreiben und so seinen Plan nicht ausführen können.

Dennoch leuchtet das Motiv schon an mehreren Stellen auf; etwa wenn der Lehrer von dem „immerwährenden Feuer auf dem Altar der jungfräulichen Göttin Vesta"[11] spricht, von der „Herdglut, die von ihren Priesterinnen aufs strengste genährt worden sei, um niemals zu erlöschen"[12]; oder wenn am Geburtstag des Großherzogs die Fenster der Wohnung mit den „roten Lämpchen"[13] illumi-

niert werden, die „aus dem Sterbezimmer des Vaters übrig geblieben“[14] sind, und die Musikkapellen spielen „Freut Euch des Lebens, / Weil noch das Lämpchen glüht …“[15], während manche singen: „Solange das Lämpchen noch glüht …“[16] Da ist aber ein anderes, kein ewiges Licht gemeint, sondern das eigene, das Lebenslicht, das zu verlöschen droht.

Und wieder ein anderes ist „das rote Licht über dem Eingang“[17] gewisser Häuser in Brüssel, oder der Einblick, den ähnliche Häuser in Amsterdam gewähren: „eine rote Tapete, die in rotem Lampenlicht noch röter wird, als sie an sich sein mag; es wird ein schier blutiges Rot“[18]. (Man denkt an das geheimnisvolle „rote Fenster“[19], das Ernst Bloch in die Kindheit schien.) Dieses Licht war aber eher ein Irrlicht, das ihn auf Abwege locken und um das betrügen wollte, was das wahre, das ewige Licht einst versprochen hatte. Denn wie verwirrten ihn – um den Kreis noch weiter zu ziehen – in jenem Café in Lyon, dessen Bänke „mit kirschrotem Plüsch bezogen“[20] waren, die „Frau im roten Hut“[21], und die andere, deren Mund „mit dem grellsten Rouge gemalt und vergrößert“[22] war? „In meinem Hirn treiben rote Wolken durch eine rote Nacht.“[23]

Die rote Lampe erinnert auch an die rote Fahne, der Hausenstein, der bekennende Sozialist, einst folgte. Man würde es nicht wagen, hier von ihr zu sprechen, wenn er nicht selber von ihr gesprochen hätte; d. h. wenn er nicht selber angedeutet hätte, dass seine „erotische Promiscuität“[24] und sein „passionierter Sozialismus“[25] dieselbe Ursache hatten, nämlich seine Einsamkeit und seine Sehnsucht nach Gemeinsamkeit, gleich welcher Art.

Paris war die Stadt, in der er sich, in erotischer wie in politischer Hinsicht, befreite und auch wieder band; in der ihm aber, beim Ein-

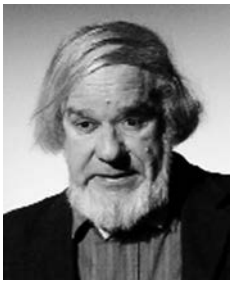
Katholische Stadtkirche St. Stephan in Karlsruhe, innen: Zustand um 1910. – Die damaligen Lampen zum ewigen Licht (in Form römischer Urnen ohne Deckel, aus Bronze, stark vergoldet) stammten aus St. Blasien

tritt in Notre Dame, die Augen aufgingen für das, was mehr zählte, schwerer wog. „Erster großer Moment der Rück-Besinnung“[26], sagt das Konzept; hier sei „das Motiv des ewigen Lichts neu einzuführen“[27].

Immer war es da, dieses Licht, wenn er eine katholische Kirche betrat. „Die still sich addierenden und multiplizierenden Wirkungen des vielfachen Kirchenbesuchs, der, ästhetisch gemeint, religiös wirkt!“[28] Jedenfalls im Rückblick kam es ihm so vor (wie denn überhaupt zu fragen wäre, ob er diese Zielgerichtetheit, diese Sinnhaftigkeit seines Lebens im Nachhinein erkannte, oder ob er sie nicht eher imaginierte, konstruierte, an sie glaubte). „Vom rötlich-goldenen Schein und Widerschein der Wachslichter ging etwas innig Erwärmendes aus“[29] – nicht nur in den Kirchen von Venedig. Und nicht nur damals, in St. Stephan in Karlsruhe, sondern immer wieder fand er den „blutigen Schimmer der ewigen Lampe und die mystische Einsamkeit des Sakraments“[30], und zu ihr und zu ihm fand er schließlich zurück.[31]

Anmerkungen

1 Vgl. Johannes Werner, Der Vater. Über Wilhelm Hausenstein, den älteren. In: Die Ortenau 76 (1996), S. 527–536; ders., Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf. München 2005.
2 „Zweites Grundriss-Konzept, 30. Dezember 1943 – 5. Januar 1944“; Manuskript und Typoskript, jeweils S. 11 (Archiv Hornberg).
3 Ebd.
4 Johann Armbruster (d. i. Wilhelm Hausenstein), Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit. Bd. 1 (= Geschichte einer deutschen Jugend aus des 19. Jahrhunderts Ende). München 1947, S. 146.
5 Ebd.
6 Ebd. S. 217.
7 Ebd. S. 147.
8 Ebd.
9 „Zweites Grundriss-Konzept“, a. a. O.
10 Ebd.
11 Lux Perpetua, S. 147.
12 Ebd.
13 Ebd. S. 202.
14 Ebd.
15 Ebd.
16 Ebd. S. 203. – Vgl. auch Wilhelm Hausenstein, Licht unter dem Horizont. Tagebücher von 1942 bis 1946. Hrsg. von W. E. Süskind. München 1967, S. 297.
17 Wilhelm Hausenstein, Europäische Hauptstädte. Erlenbad-Zürich/Leipzig 1932, S. 195.
18 Ebd. S. 293.
19 Ernst Bloch, Spuren (= Gesamtausgabe Bd. 1). 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1988, S. 62.
20 Wilhelm Hausenstein, Reisetagebuch eines Europäers. Hrsg. von Hans Melchers. 2. Aufl. München 1968, S. 154.
21 Ebd. S. 155.
22 Ebd. S. 154.
23 Ebd. S. 155.
24 „Zweites Grundriss-Konzept“, S. 21.
25 Ebd.
26 Ebd. S. 27 f.
27 Ebd. S. 28.
28 Ebd. S. 45.
29 Wilhelm Hausenstein, Abendländische Wanderungen. Städte und Kirchen, Landschaften und Figuren in Reisebildern. München 1951, S. 336; vgl. auch S. 331 (die Lampe in einem Zimmer der Prokurazien, die schimmert „wie ein kleiner roter Mond“).
30 Wilhelm Hausenstein, Kairuan oder eine Geschichte vom Maler Klee und von der Kunst dieses Zeitalters. München 1921, S. 14; Wilhelm Hausenstein, Liebe zu München. 6. Aufl. München 1975, S. 19.
31 Zu Ostern 1940 wurde er mit seiner jüdischen Frau Margot in die katholische Kirche aufgenommen. – Es wäre wohl möglich, seinen Weg anhand der „Lichtmetaphorik in seinen Schriften“ nachzuzeichnen (Dieter Sulzer, Der Nachlaß Wilhelm Hausenstein. Ein Bericht. [= Deutsches Literaturarchiv: Verzeichnisse, Berichte, Informationen Bd. 11]. Marbach 1982, S. 68).



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Johannes Werner

Wilhelm Hausenstein und das Morgenland

… mag es verdienstlich erscheinen, wenn auch wir von unserer Seite die Aufmerksamkeit dorthin zu lenken suchen, woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen ist.

J. W. Goethe, Westöstlicher Divan. Noten und Abhandlungen

Wilhelm Hausenstein und das Morgenland? Über diesen Titel, dieses Thema wird sich zunächst, und zu Recht, auch der wundern, der Hausenstein kennt – ihn, der doch ein durchaus abendländischer, ein westlicher Mensch war, der auch die Grenzen Westeuropas kaum je überschritt; eigentlich nur einmal, und erst spät, nämlich 1929, als er nach Jugoslawien reiste.[1] Da erst ging ihm, wie er schrieb, „das Morgenland auf"[2]. Da sah er nun, und zwar in Sarajevo, „ein Derwischhaus mit Heiligensärgen und der leidenschaftlich bewegten Kalligraphie arabischer Inschriften an den Wänden; den Friedhof der spaniolischen Juden von Sarajevo, der mit seinen gleichen, schweren weißen Steinen dort droben am Hang über der Stadt zu den schönsten alten Judenfriedhöfen der Erde zählt; die Frauen mit den schwarzen Vorhängen vor dem Antlitz, mit den Kutten und den Handschuhen, diese Frauen, die keinen Millimeter ihrer Haut sehen lassen und ihre Kleider noch weit übers Knie herabführen; die Muezzins auf den Minaretten und die arabischen Melismen ihrer Rufe zum Gebet bei Sonnenuntergang und die ausführliche Andacht der Moslems auf den Teppichen der Begova-Moschee; die ganze verwirrende Mischung des Lebens dieser Stadt."[3] Dann, nämlich 1933, kam Hausenstein noch nach Smyrna, dessen „morgenländische Schönheit"[4] er ausführlich beschrieb und pries. Doch schon vorher war er auf den Spuren des Malers Vittore Carpaccio in Venedig gewesen; der Stadt, die ihm als „ein vorgeschobenes Byzanz"[5] erschien, die derart vielfach „mit dem Morgenland"[6] verbunden war; deren Dom ihm wie „eine Moschee"[7] erschien, und die scharfen Schnäbel der Gondeln „wie Erinnerung an einen blutigen Exotismus aus dem asiatischen Osten"[8]. Und wie das Venedig des Carpaccio war auch das Toledo des Greco eine Stadt, in der das Abendland dem Morgenland begegnete, mit ihm ins Gespräch kam. Toledo „ist ein glänzender Dialog zwischen christlicher und arabischer Kultur"[9] – so Maurice Barrès in seinem Buch über El Greco, dessen deutsche Übersetzung schon 1913, und zwar von Wilhelm Hausenstein, vorgelegt wurde. So hat Hausenstein schon früh das Abendland aus seiner Beziehung zu jenem Morgenland begriffen; aus einer produktiven Beziehung, ohne die es nicht wäre, was es ist.

Das Barock

Um die Kunstgeschichte hat sich Hausenstein, wie bekannt, dadurch verdient gemacht, dass er das Barock als Stil würdigte; als etwas, was wirklich ein Stil war und nicht nur leere Pracht, Prunk und Schwulst. Vor allem aber würdigte er den orientalischen, den östlichen Einschlag in diesem sonst so westlichen Stil: seine Chinoiserie, Japonaiserie, Turcomanie. Schon 1919 hatte Hausenstein geschrieben: „Das Barock ist undenkbar ohne seine Chinoiserie. Sie aber, mehr als Mode, bedeutet den Zusammenhang des Barocks mit der überschwenglich großen Kurvatur Asiens, wo der höchste Reichtum der Kunst zu Hause ist."[10] Und 1921, in jenem Früh- und auch Haupt-

werk eben über das Barock hieß es dann, unter anderem: „Das Barock weiß genau, was Pagoden sind. Es hat eine Fülle exotischer Requisiten. Mit ihnen spielt es: nicht wie mit Versatzstücken, sondern wie mit Dingen, die zwar das Aroma des Fremden und Jenseitigen mitbringen, aber an dem großen organischen Ablauf des barocken Stils den natürlichsten Anteil haben. Das Exotische reizt auch zu barocken Erfindungen; im Einzelnen wie im Ganzen. Die Schnecken an Zuccalis Theatinertürmen sind eher dem Rückgrat des Seepferds oder des Basilisken ähnlich. Der Zwinger Pöppelmanns entsteht aus sich selbst, aus eigener Produktivität als Chinoiserie oder Japonaiserie: keine Nachahmung, nicht einmal etwas Angeregtes, sondern autochthon auf dem Nährboden des Barock, das aus gesellschaftlicher Übereinstimmung der Epoche – bewusster oder unbewusster – mit dem Bau ostasiatischer Gesellschaft und aus metaphysischer Phantasie exotisch wird.“[11] Und dennoch sei dieses Exotische „politisch durch den Zusammenprall des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mit den Türken vermittelt, ökonomisch durch die enge Fühlung der Barockepoche – anders: des Merkantilismus – mit den Überseeländern gefördert, kirchengeschichtlich durch die Überseemissionen der Gegenreformation begünstigt“[12] worden. Das Barock sei, andererseits, „eine Spielart des ewig Asiatischen: ein Stil der Diktatur, der über die Häupter der Menge flutet“[13].

In seiner allgemeinen „Kunstgeschichte“, 1928, hat Hausenstein diese Überlegungen dann wiederholt, erweitert und ergänzt. „Woher im Barock die Formen, die uns exzentrisch, ja gleichsam exotisch anmuten – dies Bizarre, im eigentlichen Sinn ‚Befremdende‘? Diese seltsamen Turmformen? Diese oft absurd überformten Zwiebeltürme, diese Turmknollen, alle die tollen Absonderlichkeiten im Aufschwellen und Abschwellen der Gestaltung? Dies Ausbilden der barocken Türme fast zu Minaretten? Diese starke Vorliebe des Barock für üppige Kuppelbildungen, die zuweilen an den Stil der Moscheen erinnern? Man hat die Haltung der Barockpotentaten oft orientalisch gefunden. In der Tat sind sie mit ihrem repräsentativen und genießerischen Aufwand, mit der Offenkundigkeit ihres Harems, mit ihrer ‚Paschawirtschaft‘ exotischen Despoten nicht unähnlich. Die Ähnlichkeit ist doppelt: sie ist eine objektive historische Analogie; sie entsteht aber auch aus einer zeitgeschichtlichen Fühlung mit dem Osten. Woher das gleichsam Tropische des ganzen barocken Wesens? Sicher liegt es im Schicksal des Barock, ein sich überschlagender Stil zu sein; aber die Spielarten dieser Überschlagung entspringen nicht nur der Phantasie, sondern sicherlich auch der Berührung mit dem Osten, dem näheren und ferneren.“[14]

Immer wieder, in Büchern und Beiträgen aller Art, kam Hausenstein auf dieses Thema, auf diesen „Orientalismus“[15] der europäischen Kulturgeschichte zurück. Ja, so fragte er, „erhebt sich der barocke Genius Wiens denn nicht wie ein Phönix aus dem Feuer jenes westöstlichen Krieges, der die Türken im Jahre 1683 vor die Mauern Wiens geführt hat? Der christliche Westen siegt, aber von den geschlagenen Türken empfängt er jenes wunderbar treibende Gift, dessen Wirkungen – dem üppigen und schon libidinösen Stil der Paschas mit den Turbanen ähnlich, wie eine Metamorphose noch immer das Urbild in sich behält – nichts anderes sind als das barocke Österreich, das barocke Wien und das Barocke überhaupt.“[16] So schrieb Hausenstein noch 1932, in seinem Buch über „Europäische Hauptstädte“, im Hinblick auf Wien; und, im selben Buch, im Hinblick auf Prag, beschrieb er die barocke Kunst als den „überschwenglichen, gereizten, gleichsam brandenden Grenzgeist einer Zone, in der Osten und Westen und Süden zusammenstoßen“[17].

Rembrandt

Alle Belege anzuführen ist so unnötig, wie es unmöglich wäre. Aber ein Werk, das Hausenstein selber für sein Hauptwerk hielt, ist noch zu nennen: der „Rembrandt“, der 1926 erschien. Für Rembrandt nämlich war die Welt der Juden, der orientalischen Juden, in deren Mitte er in der Jodenbreestraat in Amsterdam ja auch lebte, so wie El Greco inmitten der Juden von Toledo gelebt hatte … für Rembrandt war diese Welt also voll von Eindrücken, die dann in seine biblischen Bilder

eingingen. „Der ‚Orientale' des Rembrandt entsteht – der so oft gemalte Typus des Morgenländers; Rembrandts Freude an fremdartigen Vermummungen, eine leidenschaftliche Freude, eine Manie, feiert Triumphe allgemeiner Art. Der ‚Orientale' findet seinen Ort etwa zwischen dem Juden und dem Türken; mit aller persönlichen Substanz, die von einer bildnismäßigen Beobachtung bewahrt wird, wandelt er sich aber ins Generelle der Phantasie, ins Unbenannte."[18]

Dazu noch eine Nachbemerkung. Wilhelm Fraenger war ein Kunsthistoriker, der Wilhelm Hausenstein in Vielem glich: in der Vielfalt der Interessen, der Wahl der Themen, der gewählten und gesuchten Sprache, der politischen Haltung, ja selbst noch im Schicksal.[19] Dieser Fraenger hielt, auf Hausenstein aufbauend und auf ihn verweisend, im Februar 1933 an der Karlsruher Kunsthalle einen Vortrag, der „Synagoge und Orient" hieß; einen Vortrag eben über Rembrandt. Dieser Rembrandt, so sagte Fraenger, „schilderte die üppigen und schmuckbeladenen Gestalten aus der morgenländischen Geschichte auf Bildern (…), die in beinah tropisch überhitzten Farbendünsten schwelen"[20]; Gestalten wie die, denen er, Rembrandt, täglich begegnete. In ihrer Mitte musste der Künstler zum Außenseiter werden. „Zerfallen mit der Zeitgenossenschaft, die ihm um seines üblen Leumunds willen aus dem Wege ging und ihn verachtete, entfremdet seiner Umwelt, fand Rembrandt in den winkeligen Krämergassen des Amsterdamer Ghettos seine Herberge. Hier gründete er sich ein Königtum, in dessen einsamen Bereichen er wie ein Fürst des Morgenlandes schaltete."[21] Und was schon der Mitwelt nicht gefiel, gefiel der Nachwelt noch weniger. Dieser Vortrag diente als Vorwand, als man Fraenger, damals Direktor der Mannheimer Schlossbibliothek, aus seinem Amt entfernte. Im diffusen Denken derer, die damals regierten, war das Orientalische etwas Fremdes, Feindliches; durfte es nicht etwas sein, was das Eigene freundlich befruchtete und bereicherte.

Die Zeitgenossen

Dass Hausenstein anders dachte, zeigt sich zuletzt darin, dass er noch die zeitgenössischen Künstler dann am höchsten schätzte, wenn sie einen orientalischen Einschlag oder Zug zu haben schienen. Dies galt für René Beeh, der ihm bei der Auswahl der Bilder für das Buch „Exoten" half und, über seinen Aufenthalt in Algerien, selber das Buch „M'Barka" schrieb; Beeh, dessen „exotische Leidenschaft (…) ein allgemeines Schicksal dieser Zeit"[22] ankündigte, nämlich „das Ende mindestens der Ausschließlichkeit des Europäischen"[23], ja vielleicht sogar „das Ende des europäischen Lebens"[24] selbst. Dies galt noch mehr für Paul Klee, der mit den Malerfreunden Macke und Moillet nach Tunesien fuhr und bis nach Kairuan kam, das den Muslimen als eine der vier Pforten zum Paradiese gilt, und von dem Hausenstein in seinem vielleicht schönsten Buch, „Kairuan", 1921 schrieb, er, also Klee, sei „nicht von hier. Die Blässe des hohen Kopfes ist das in nordischen Kellern ausgebleichte Braun eines arabischen Mannes. Hat der Weiße mit dem Dunklen nicht auch den zugespitzten Kinnbart, die Schwärze der einfach stirnwärts wachsenden Haare, die morgenländisch glänzende Tiefe der dunklen

Chinesischer Pavillon im Hofküchengarten am Karlsruher Schloß, erbaut von W. J. Müller um 1780, außen; mit orientalisierender Bemalung (Palmen)

Augensterne, das bläuliche Leuchten des Weißen, das Wehen der Nüstern, die rassige Noblesse des ganzen Haupts gemein?“[25] Ein orientalischer Schimmer schien sogar noch über der öden Straße zu liegen, in der Klee in München wohnte, und über der Kirche, in deren Schatten sie lag, der Ursulakirche, einem belanglosen Backsteinbau, der dennoch ins Venezianische, Byzantinische, mithin Orientalische hinüberspielte.

Schließlich ließ Hausenstein sogar den Gedanken zu, dass die Unterscheidung überhaupt fragwürdig, wenn nicht hinfällig sei; dass die exotische Kunst europäisch und die europäische Kunst exotisch anmuten könne; exotischer etwa als „die Sublimationen, in denen der Osten Asiens während vieler Zeitalter sich bekundet hat“[26]. Und was hätte, so fragte er, „die hölzerne Königsfigur aus Birma gehindert, in einer Nacht in die Nische am Tor einer französischen Kathedrale hinaufzusteigen und von dort schlank, süssen und begehrenden Schwungs, devot und vornehm geneigten Hauptes auf die Scheitel der Menge hinabzublicken?“[27] Man hat, wie man sieht, Hausenstein zu Recht einen Brückenbauer, einen Grenzgänger, einen Gratwanderer, einen Wanderer zwischen den Welten genannt.[28]

Lehrjahre

Doch wann und wo ging ihm, dem Abendländer, das Licht des Morgenlandes auf? Gewiss in München, wo er seit 1900 lebte; die Beispiele, die er selber anführt, sprechen für sich. Aber auch das, was er in seinen Karlsruher Jahren von 1892 bis 1900 sah, kann nicht ohne Wirkung geblieben sein. Karlsruhe war ja die Schöpfung eines barocken Fürsten, der wie ein Pascha herrschte und lebte. (Über seinen „lächerlichen Serail“[29] lästerte schon Liselotte von der Pfalz; und auch Wilhelm Ludwig Wekhrlin goss seinen Spott über diese Nachahmung eines „morgenländischen Serails“[30] und seinen „Sultan“[31] aus.) Dazu passt, dass das Grabmal dieses „barocken kleinen Pharaonen“[32] eine Pyramide ist; überhaupt haben die Karlsruher „es immer ein wenig ägyptisch gehabt“[33]. Aber auch türkisch haben sie es gern gehabt, denn in ihrem Schloss bewahrten und bewunderten sie die Türkenbeute des sogenannten Türkenlouis, des Markgrafen Ludwig Wilhelm aus der baden-badischen Linie.[34] Und chinesisch hatten sie es auch gern, ja noch lieber. Vom Schlosspark schrieb ein früher Besucher, man sehe sich unversehens „in eine chinesische Gegend versetzt; indem man vermittels rauher Felsenstufen auf eine mäßige Anhöhe hinansteigt, worauf ein nicht prächtiges, aber niedliches und geschmackvoll ausmeublirtes, chinesisches Sommerhäuschen steht“[35]. In einem solchen Sommerhäuschen tranken die hohen Herrschaften dann ihren Tee – gewiss aus dem porzellanenen Geschirr, das die markgräfliche Manufaktur in Durlach produzierte; und dann gingen sie zur Orangerie oder hinüber zur Fasanerie, um den „glänzenden asiatischen Gold- und Silberfasahnen“[36] zuzuschauen. Zwar war, als Hausenstein nach Karlsruhe kam, diese Zeit schon längst vergangen, verschwunden, aber ihre Hinterlassenschaft noch lange nicht. Und ganz nah war „jene ganz junge Schauspielerin mit den schwarzen Haaren und der sanften Üppigkeit, sie, die in gelben Seidenhosen einer Orientalin die Recha spielte, dass uns die Lenden schmolzen“[37]. Orient, wohin man blickte; und einer, der lockte.

Und dann war Wilhelm Hausenstein ja in Hornberg geboren worden, das an der alten Poststraße von Paris nach Wien liegt; an der Straße von Paris, der Hauptstadt des Westens, nach Wien, wo, wie ein österreichischer Staatsmann des 19. Jahrhunderts meinte, östlich vom Rennweg schon Asien anfängt.[38] Hornberg liegt dazwischen, halbwegs zwischen West und Ost. „Sinnig zwischen beiden Welten / Sich zu wiegen, lass’ ich gelten; / Also zwischen Ost und Westen / Sich bewegen sei zum Besten!“[39]

Anmerkungen

1 Im April 1954 machte er, inzwischen Botschafter Deutschlands in Frankreich, mit Paul Frank, seinem persönlichen Referenten, noch eine Reise durch Französisch-Marokko, über die er aber allenfalls intern berichtet hat.
2 Wilhelm Hausenstein, Drinnen und draußen. Ein Tagebuch über Landschaften und Städte, Tiere und Menschen. München 1930, S. 284.
3 Ebd. S. 291 f.
4 Wilhelm Hausenstein, Das Land der Griechen. Fahrten in Hellas. Frankfurt a. M. 1934, S. 64; vgl. insges. S. 63–73 („Türkischer Exkurs“).

5 Wilhelm Hausenstein, Venedig. Paläste, Kirchen, Kanäle. Dresden 1925, S. 38.
6 Ebd. S. 37; vgl. auch S. 25.
7 Ebd. S. 38.
8 Ebd. S. 23.
9 Maurice Barrès, Der Greco oder Das Geheimnis von Toledo (= Meistermonographien Bd. 1). München 1913, S. 57.
10 Wilhelm Hausenstein, Hundertfünfzig Jahre deutscher Kunst. 1650–1800. Berlin 1919, S. 35.
11 Wilhelm Hausenstein, Vom Geist des Barock. München 1921, S. 64. – Vgl. auch ders., Vom Genie des Barock. München 1962, S. 87.
12 Ebd.
13 Ebd. S. 58.
14 Wilhelm Hausenstein, Kunstgeschichte. Berlin 1928, S. 347.
15 Wilhelm Hausenstein, Europäische Hauptstädte. Erlenbach-Zürich/Leipzig 1932, S. 53.
16 Ebd.
17 Ebd. S. 353.
18 Wilhelm Hausenstein, Rembrandt. Berlin/Leipzig 1926, S. 410.
19 Vgl. Johannes Werner, „Doktor Wilhelm Fraenger, unvergänglichen Angedenkens". Die badischen Jahre. In: Badische Heimat 4/1987, S. 561–568; ders., „Aus dem Paradies hinausgesetzt". Ein unbekannter Brief an Wilhelm Hausenstein von Wilhelm Fraenger. In: Badische Heimat 2/2004, S. 285–291.
20 Wilhelm Fraenger, Synagoge und Orient. In: W. F., Von Bosch bis Beckmann. Ausgewählte Schriften. Köln 1985, S. 158–184; hier S. 171.
21 Ebd. S. 184.
22 Wilhelm Hausenstein, René Beeh. Zeichnungen, Briefe, Bilder. München 1922, S. 7.
23 Ebd.
24 Ebd.
25 Wilhelm Hausenstein, Kairuan oder die Geschichte vom Maler Klee. München 1921, S. 28.
26 Wilhelm Hausenstein, Barbaren und Klassiker. Ein Buch von der Bildnerei exotischer Völker. München 1922, S. 40; vgl. auch S. 90; vgl. auch ders., Exoten. Skulpturen und Märchen. Erlenbad-Zürich 1920, S. 12.
27 W. H., Exoten S. 13.
28 Vgl. Johannes Werner, Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf. München 2005, S. 174.
29 C. Künzel (Hrsg.), Die Briefe der Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans. Ebenhausen 1912, S. 387; zur Orient-Mode vgl. S. 208.
30 Wilhelm Ludwig Wekhrlin, Eine schwäbische Anekdote. In: Jost Hermand (Hrsg.), Von deutscher Republik. 1775–1795. Bd. 1 (= Aktuelle Provokationen). Frankfurt a. M. 1968, S. 77–78; hier S. 77.
31 Ebd.
32 Wilhelm Hausenstein, Badische Reise. München 1930, S. 22.
33 Ebd. S. 8.
34 Von Schloss Favorite bei Rastatt, das die Gemahlin des Türkenlouis erbauen und in dem sie ihren orientalischen Neigungen freien Lauf ließ, scheint Hausenstein nicht viel mehr gewusst zu haben, als dass dort eine „böse und büßende Fürstin sich angekleidete Puppen als Genossinnen der Kasteiung" zugesellte (W. H., Vom Geist des Barock S. 41; vgl. Johannes Werner, Baden, Böhmen und der Orient. Barocke Geographie im Schloss Favorite. In: Die Ortenau 57 [1977], S. 262–268).
35 Friedrich Leopold Brunn, Briefe über Karlsruhe. Hrsg. von Gerhard Römer. Karlsruhe 1988, S. 28.
36 Ebd. S. 30.
37 W. H., Badische Reise S. 9.
38 Vgl. Theodor W. Adorno, Wien, nach Ostern 1967. In: Th. W. A., Ohne Leitbild. Parva aesthetica. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1967, S. 158–167; hier S. 166.
39 Johann Wolfgang von Goethe, West-östlicher Divan. In: J. W. v. G., Werke Bd. 2 (= Gedichte und Epen Bd. 2). Hrsg. von Erich Trunz. 14. Aufl. München 1989, S. 7–270; hier S. 121. – Dieser Beitrag beruht auf einem Vortrag, den der Verf. am 21. 10. 2006 beim 5. Wilhelm-Hausenstein-Symposium in Hornberg (Thema: „Orient und Okzident") gehalten, aber für diese Veröffentlichung vielfach verändert hat.

Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Heinrich Hauß

Badische Charta und badische Liberalität

Die Verdienste Wilhelm Hausensteins um das Badische

*Sein Verdienst um die Klärung des badischen Volks- und Landescharakters indessen rangiert „unter den bleibendsten Geschenken, welche die Söhne der oberrheinischen Mutter dargebracht haben“**)

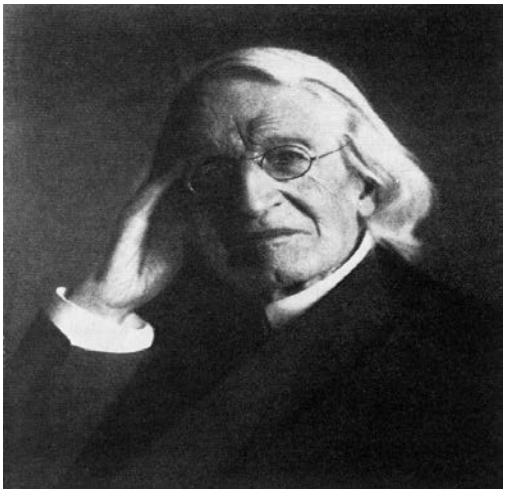
Otto B. Roegele, Liberalitas Badensis

I. Hausenstein und das Badische

In dreifacher Weise hat Wilhelm Hausenstein in den Schriften wie „Badische Reise“ (1930), „Badisches Tagebuch“ (1941) und „Lux Perpetua“ (1947) „Badisches“ nicht nur zum Thema gemacht, sondern für seine Zeit exemplarisch beschrieben. An erster Stelle ist hier sein Loblied auf „Das Badische“ zu nennen, das als „Charta“ des Badischen gelten kann. An zweiter Stelle ist zu verweisen auf das „Schlüsselwort“[1] Liberalität, mit dem Hausenstein die badische Eigenart verschiedentlich zu charakterisieren versuchte. Und schließlich verdanken wir Hausenstein die einfühlsamsten, die Architektur der badischen Residenz würdigenden Texte[2].

Die Beschreibungen der Texte gehen zurück auf die Zeit, die Hausenstein als Gymnasiast von 1892 bis 1900 in der badischen Residenz verbracht hat. Hausenstein hat seine Erfahrungen dieser Zeit zusammenhängend in dem Roman „Lux Perpeta“ dargestellt. „Personen und Lokalitäten“ werden dann in den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts Gegenstände seines Zurückdenkens und der poetischen Gestaltung.

Karlsruhe, die badische Residenz, Schloss und Schlossgarten werden zum Mittelpunkt einer Bildungsgeschichte am Ende des 19. Jahrhunderts, die die badische Liberalität zum Thema hat. Der autobiographische Roman „Lux Perpetua“ zeigt, wohl zur Verwunderung des heutigen Lesers, was damals an Affinität, Begeisterung und Identifikation noch möglich



Dr. Gustav Wendt (1827–1912) war von 1867 bis 1907 Direktor des Karlsruher Gymnasiums. Hausenstein nennt ihn in „Lux Perpetua“ Basileus.
„Der Basileus tritt in das Schulzimmer. Der langschößige schwarze Gehrock nach dem Schnitt von gestern und vorgestern schlottert um die hagere Gestalt, einigermaßen vernutzt, in den strapazierten Nähten blank, im ganzen zum Grünlichen hin verschillernd, gleichwohl mit dem erfüllten Anspruch würdiger Darstellung. Die Knie geben nach, die Schritte des Greises schleifen; der Oberkörper hängt vor. Doch ist die Bewegung rasch. Der Gang würde etwas Stürzendes annehmen, wenn die Figur nicht mitteninne sich einen Ruck gäbe, um sich aufzurichten – des edlen Amtes unermüdlich eingedenk. Wangen, Kinn und Lippe sind rasiert, aber nicht nach neuer, anglomaner Art, sondern im Stile des Erasmus und auch des humanioren achtzehnten Jahrhunderts, einem Gebrauche gemäß, der sich in die zweite Hälfte des neunzehnten fortsetzt – von Lessing, von Goethe und von Schiller her. Der Basileus pflegt sein Gesicht nach einem Urbilde, das nicht an die rauhere, vielleicht gar etwas barbarische Tracht des Vollbartes gebunden ist.“

Hebel-Denkmal im Karlsruher Schlossgarten. Aufnahme vor 1896.
Hausenstein: „Ein Tabernakel aus gußeiserner Gotik, wie das Zeitalter eines späten biedermeierlichen Romantizismus es gern hervorbrachte, ist im Schnittpunkt mehrerer Zuwege schon von weitem mit liebenswürdigem Doppelsinn zugleich versteckt und sichtlich. Unter dem Baldachin schaut der niemals über Gebühr geschätzte Dichter hervor, der Gymnasiarch und evangelischer Prälat in einer einzigen Person gewesen ist – und all dies in unserer Stadt. Da glänzt ein grundgescheites Gesicht, bäuerlich verschmitzt, voll der Güte, des Behagens, der Nachsicht, voll des Humors und einer abgesetzten Weisheit, die mit der quellenden Lebendigkeit einer schöpferischen Physiognomic den köstlichen Verein macht“ (Lux Perpetua, S. 354).

war, eine auf verschiedenen Lebensebenen einheitliche Bildungsgeschichte zu konzipieren.

Erstaunlich ist, dass Hausenstein während seinen Gymnasialjahren allen „Bildungsmächten“ in der Residenz begegnete, die sein späteres Arbeiten bestimmen sollten: „In Weinbrenners Architektur und im Unterricht des Direktors, dem Gräzisten Gustav Wendt, begegneten dem Schüler Antike und Klassizismus, in der Schlossanlage ein Nachklang des Barock“ (Dieter Sulzer).

II. Das Badische

„Liebenswürdig, freundlich, angenehm, Dekumatenland und Rheinbewusstsein“

„Dies Badische ist der ganz gewisse Stoff, aus dem mir Leib und Seele, Herz und Nerven gemacht sind“

Der Titel des Prosastückes lautet „Das Badische“, nicht etwa „Badnerland“ oder „Baden – Land und Leute“. Land und Reise dorthin nennt Hausenstein Reise ins Badische. Es ist, als ob sich das Land in den dreißig Jahren seiner Abwesenheit von der Heimat gelöst, und das Badische sich zu einer überhöhten, eigenständigen Größe auskristallisiert habe. Das hängt wohl damit zusammen, dass Hausenstein „es (das Badische) nicht aus der Nähe, nicht unmittelbar, sondern aus einem ziemlich großen und räumlichen, auch zeitlichen Abstand“ sieht. Das Badische, wie es uns Hausenstein im Text vorstellt, ist deshalb gewissermaßen eine freischwebende, vom Land gelöste Größe, eine Erinnerung an das Gewesene. „Es ist mir ein wenig wund zu Mute; – aber in der Empfindung ist auch die Sicherheit: dies habe ich besessen“. Das Bild von daheim bleibt aber trotzdem „unverlierbar“ und spielt weiterhin die Rolle eines „weiterbestimmenden Daheim“.

Die Charakterisierung des Badischen hebt an mit etwas Atmosphärischem, Klimatischem. Das milde Klima, die laue Luft des badischen Frühlings, die linde Welt unter badischen Himmel wird thematisiert. „Alles ist hell, alles ist warm, alles trägt einen sanften Glanz“[3]. Die ganze Erinnerung an das Badische ist nur „Frühling und Sommer und Herbst“. „Der Himmel über dem Badischen ist flacher gespannt als der in Bayern,“ „und seine Bläue tönt sich ins Silbrige, ins Atmosphärisch-Dichte. Die Welt darunter, die badische, hat mehr Malerei, wie die oberbayrische mehr Architektur und Plastik“.

Im weiteren bilden der Schlossgarten in Karlsruhe, Baden als Dekumatenland[4] und das in den Rhein gefasste Baden drei Schwerpunkte, die das Badische historisch und geographisch zur Anschauung bringen. Der Karlsruher Schlossgarten ist für den Autor in Erinnerung an seine Karlsruher Gymnasialzeit[5] „Mitte des Landes“, wohl auch deshalb, „weil der Großherzog in der wohlmeinenden Freiheit seines Parks“ wandelte. Wichtig aber ist der Schlossgarten auch, „weil dort das gußeiseren Hebel-Tempelchen steht“, die „Büste des Dichters der innig und klug gewesen ist“[6].

Doch nach fast dreißig Jahren Abwesenheit Hausensteins von Karlsruhe hat der Schlossgarten jetzt „den melancholischen Zauber einer Gegenwart, die sich selbst nicht mehr fühlt, weil sie auch keine mehr ist“.

Die Abschnitte über das Dekumatenland und das Rheinbewusstsein verweisen auf die beiden objektiven Besonderheiten des Badischen. Dekumatenland heißt, sich bewusst sein, dass unsere Heimat als erste Zone rechts des Rheins von der antiken Zivilisation ergriffen worden ist, macht Christian in „Lux Perpetua“ sich bewusst (S. 319).

„Das Badische ist in den Rhein gefasst. Nirgend ist seine Kurve so schön wie um Baden herum, so eigentümlich, so elegant, so präzis, so merkbar, so unvergesslich.“

„Diese Rheinkurve: macht des Badische vollends zur legitimen Einheit.“ „Der Strom hat etwas zu bedeuten. Er spricht eine Symmetrie aus: die Symmetrie zwischen dem Elsaß und und dem oberen Badischen … Mehr noch: die Symmetrie zwischen dem deutschen Westen und dem französischen Osten.“ „Ich habe Elsaß und Baden nie trennen können …“

„Tut es der Rhein? Nein … Hat Napoleon das Land gemacht? Der Rhein hat es gemacht, trotz und mit dem Kaiser Napoleon“[7].

Das Badische, wie es Hausenstein versteht, offeriert sich als etwas Selbstverständliches,

bezieht es sich doch auf geographische und klimatische Gegebenheiten und auf historisch-geopolitische Voraussetzungen. Wer könnte etwas einwenden gegen die Fruchtbarkeit des Landes und sein mildes Klima, wer gegen die Lage auf der rechten Seite der oberrheinischen Tiefebene?

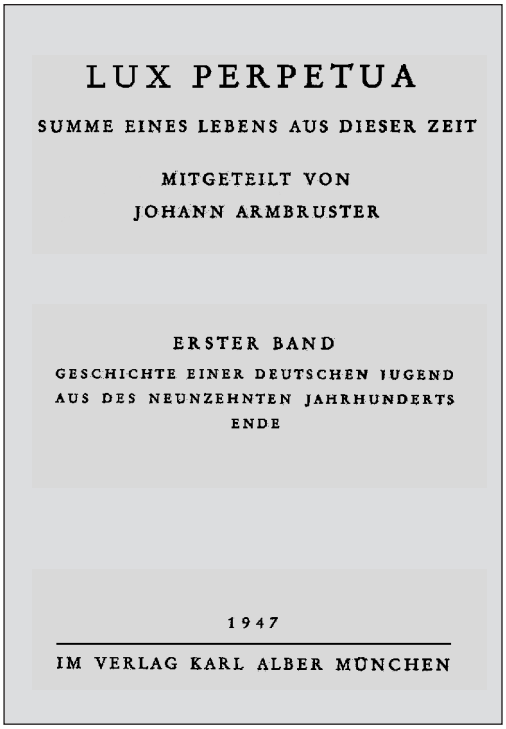
„Das Schönste ist das unbefangene Rheinbewusstsein in uns: vom Bodensee bis Basel, von Basel bis Straßburg, zwischen Kolmar und Freiburg hin, von Straßburg nach Karlsruhe, dann nach Speyer und dem arbeitenden Mannheim und so fort bis nach Holland“.

Ganz im Sinne Hausensteins hat P.-L. Weinacht als Herausgeber das Buch „50 Jahre Baden in Baden-Württemberg. Eine Bilanz“ – „Die badischen Regionen am Rhein“ genannt. Für diese Regionen bildet der Rhein die natürliche Mitte zwischen den rechts- und linksrheinischen Talseiten. Es stellt sich für ihn die Frage, „wie soll man in den Regionen am Rhein von einer ‚Landesmitte‘ (Stuttgart und die Region mittlerer Neckar) denken, die exzentrisch, nämlich hinter den begrenzenden Schwarzwaldbergen“, liegt?

„Das Badische“, aus der Distanz von dreißig Jahren geschrieben, vom Lande Baden zwar abgehoben, darf 1929 doch noch das eigenständische Land Baden hinter sich wissen. Die vom Lande abstrahierte Vision des „Badischen“ verdankt sich einer überhöhter Erinnerung, veranlasst durch die räumliche und zeitliche Distanz, aber doch noch bezogen auf ein konkretes Land, das die Verifikation des Geschilderten vermuten läßt. „Badisches“ gewissermaßen als Extrakt und Abstraktion ohne das konkrete Land als Basis, scheint dagegen nicht unproblematisch. Was nämlich nach dem Verlust der Eigenstaatlichkeit Badens geblieben ist, die in den Regionen lebenden Menschen, sind nur noch badische Regionen und einen absoluten Bezugspunkt „Baden“ gibt es wohl nicht mehr.

III. Liberalitas Badensis
Ein Schlüsselwort im Oeuvre Hausenseins

„‚Liberalitas‘ ist weder ein politisches Programm noch ein Religionsersatz, sondern eine menschliche Grundhaltung, die zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen, stets aber den Adel des Außergewöhnlichen und der geprägten Form besitzt“. Otto B. Roegele


LUX PERPETUA

SUMME EINES LEBENS AUS DIESER ZEIT

MITGETEILT VON
JOHANN ARMBRUSTER

ERSTER BAND
GESCHICHTE EINER DEUTSCHEN JUGEND
AUS DES NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS
ENDE

1947

IM VERLAG KARL ALBER MÜNCHEN

Titelblatt: Wilhelm Hausenstein. Lux Perpetua

Otto B. Roegele hat in einem Aufsatz darauf hingewiesen, dass „Liberalitas“ und „liberal“ Schlüsselworte in Wilhelm Hausensteins Oeuvre seien[9]. „Liberalitas“ ist nach der Deutung Roegeles „eine menschliche Grundhaltung, die zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen, stets aber den Adel des Außerordentlichen und der geprägten Form besitzt“. Am deutlichsten wird dies sichtbar in „Lux Perpetua“ – und zwar aus den einleuchtenden Gründen, „weil nämlich die von Liberalitas geradezu durchtränkte Atmosphäre des badischen Landes und seiner Hauptstadt nicht nur den Schauplatz der Handlung, sondern darüber hinaus die Lebensluft des Christian Hercynius ausmachen“[10]. Liberalität ist im Roman, wie Roegele treffend formulierte, „Lebensluft“ und zeigt sich in verschiedenen Aggregatzuständen. Hausenstein bringt die badische Liberalität mit der Verfassung[11] in Verbindung, aber auch mit den Sitten[12];

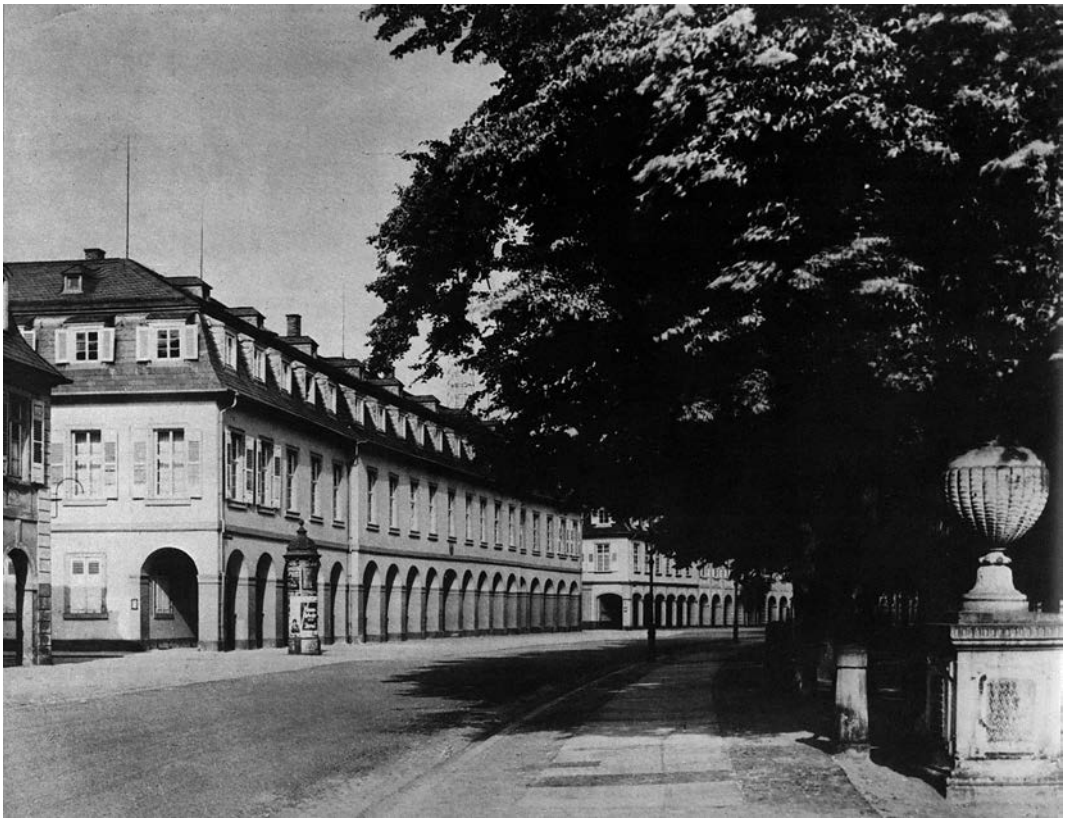
Schlossplatzmitte. Die gärtnerischen Anlagen wurde 1873 geschaffen.
Hausenstein: „Ihr könnt nicht wissen, was dieser Schlossplatz für mich ist! Die Sonntagvormittage von zehn Jahren gutgläubiger Jugend liegen darin" (Badische Reise, 1930). Aus: Heinz Schmitt, Karlsruhe ehemals, gestern und heute J. F. Steinkopf, 1980

Liberalität wird Personen wie Goethe, Hebel und Friedrich I. zugeschrieben[13]. Mitte aber alles wahrhaft Menschlichen ist die „griechische Liberalität" „als das eigentliche Beispiel humaner Proportion"[14] Gustav Wendt, der Direktor des Karlsruher Gymnasiums, bleibt im Sinne Wilhelm Humboldts gestimmt auf das klassische Ideal „der persönlichen Freiheit, Liberalität und Würde"[15]. Die Liberalität der Verfassung, der Sitten, der Personen findet aber auch ihren Ausdruck in der Architektur des Schlosses, des Schlossplatzes und der Anlage des Schlossgartens. Vom Schlossplatz heißt es:

„Da ist seine stille Schönheit, seine Liberalität und humane Einfachheit, seine bescheidene Größe, die wie im Gleichnis dennoch alle gemütlichen Werte behielt"[16].

In liberaler Weise breitet das Schloss „seine Arme in weitem Bogen auseinander, als wäre es gestimmt, die ganze Stadt in liebenswürdiger Bereitschaft ans Herz zu nehmen, obwohl es dieselbe doch eigentlich in weiten Abmessungen von sich hielt"[17]. Das Schloss wird als ein „im angenehmsten Geiste" erbautes liberales Gebäude beschrieben, nach dem Urbild im Reiche des Roi Soleil „ins Menschenfreundliche umgestimmt". Fühlbar ist die „Leutseligkeit des Ganzen"[18]. So ist, wie Roegele bemerkte, alles im Roman auf die Liberalität abgestimmt, von Liberalität „durchtränkt". Selbst noch die Flagge auf dem Schlossturm „in der heiteren ungefährlichen Leidenschaftlichkeit ihrer Farben" wird ins liberale Klima miteinbezogen[19]. „Die Klärung des badischen Volks- und Landescharakters" im Sinne badischer Liberalität. Liberalität, durch Hausenstein beschrieben, gehört für Roegele zu „den bleibendsten Geschenken, welche die Söhne der oberrheinischen Erde der Mutter dargebracht haben"[20].

Der Lobpreis der badischen Liberalität im Werk Hausensteins entspricht wohl einer allgemeinen Wertschätzung der Elterngeneration



Südwestlicher Teil des Schlossplatzes.
Hausenstein: „Die schlichten Arkaden der leisen Ministerien und der feinen Wohnhäuser am Schlossplatz, in flachem Bogen, der dem flachen Bogen des Schlosses respektvoll zugeordnet ist" (Badische Reise, 1930)
Aus: H. Schnitt, Karlsruhe ehemals, gestern und heute

Hausensteins und seiner eigenen. So berichtet Karl S. Bader (1905–1998), „wie die badischen Landsleute unserer Jugendjahre, auch mein eigenes Elternhaus" liberal in der „Grundhaltung" waren. „Das Land gab sich Scheitel bis zur Sohle, vom See bis an des Maines Strand liberal".

IV. Liberalität
Von der „menschlichen Grundhaltung" zur „offenen Lebensart"

„Am liebsten assoziieren wir mit badischer Liberalität doch jene offene Lebensart, die diesen Menschenschlag so sympathisch macht."
Wolfgang Hug

Für den Gymnasiasten Hausenstein um 1900 ist die badische Liberalität eine lebensweltliche Erfahrung und im Sinne eines umfassenden Bildungsprojektes auch eine Einübung in eine menschliche Grundhaltung, die ihn ein Leben lang begleiten wird. Niemand hat die badische Liberalität so umfassend in dem Roman „Lux Perpetua" dargestellt wie Hausenstein. Nach Hausenstein gibt es keinen so persönlichen, umfassenden, vom Humanismus geprägten Liberalitätsbegriff mehr. Fortan steht er für Teilbereiche, für die Verfassung[21] liberale Traditionen, liberale politische Tendenzen,[22] Lebensart. Liberalität bezeichnete ursprünglich eine Summe liberaler Handlungen, aber gewissermaßen als deren Sediment. In umgekehrter Weise hat W. Hug vermutet, dass möglicherweise die liberalen Tendenzen viel tiefer in die politische Kultur des Landes reichen und in einer Art badischer Liberalität eingewurzelt sind[23]. Hug hat aber

Das alte Theater am Schlossplatz, erbaut von Heinrich Hübsch in den Jahren 1851–1953.
Hausenstein: „Parademusik, Schlosswache, Hofkutschen; Schulkameraden, Tennisfreundinnen, Tanzstundendamen: Theaterzettel mit dein Namen Felix Mottl, mit Fidelio, Wagner, den Trojanern (wo hört man sie noch?) Hofopernsänger und Schauspieler, alle ein wenig geheimnisvoll mit dem Rest Schwarz unter den Augen und den abgeschminkten, großporigen, ein wenig weichen Wangen" (Badische Reise, 1930)
Aus: Heinz Schnitt, Karlsruhe ehemals, gestern und heute

auch die inzwischen gängige Interpretation des Liberalitätsbegriffes als „offene Lebensart" vorgeschlagen: „Am liebsten assoziieren wir mit badischer Liberalität doch jene offene Lebensart, die diesen Menschenschlag so sympathisch badisch macht"[24], wobei allerdings die reiche Orchestrierung, die der Begriff im Werk Hausensteins erfahren hatte, verloren geht. Für Hausenstein ist der Begriff der Liberalität im Roman immer an konkrete Lebenssituationen gebunden, nie eine bloße Option.

Das „Badische" wie auch die Liberalität verstehen sich als „menschliche Grundhaltung". Im Zusammenhang mit der Charakterisierung der badischen Justiz schreibt Bader: „Brav, bescheiden, in engen Diensträumen, aber sorgfältig und menschlich. Wie man überhaupt immer wieder auf diese Grundvokabel stößt, wenn man nach dem Wesen des Badischen fragt"[25].

Hermann Bausinger sieht in der „Betonung des Liberalen" schließlich „ein Stück Stilisierung, Imagepflege, die aber wohl nicht nur auf das Selbstverständnis der Badener, sondern auch auf ihre Haltung zurückwirkte. Die Badener neigen unter anderem auch deshalb zur Liberalität, weil sie sich als liberal definierten und definieren"[26].

V. Ein Land begrenzter Abmessungen, ein unbefangener Fürst und ein „lächelndes Schloss"

„Wieder einmal spürten die jungen Leute dankbar die Leutseligkeit des Ganzen"
W. Hausenstein, Lux Perpetua

Besonders im Roman „Lux Perpetua" ist alle Erfahrung auf Liberalität abgestimmt, das Land, der Fürst, das Schloss, die Stadt Karlsruhe. Das Land in begrenzten Abmessungen „mit einer beinahe familiären Verbundenheit"; ein unbefangener Fürst, der den Park den Bürgern freigab; ein ebenso bescheidenes wie schimmerndes Schloss; der an ein Forum

erinnernde Karlsruher Marktplatz. Dies alles wird von Hausenstein als Liberalität erlebt. Eine zentrale Rolle im liberalen Klima der Jugendzeit Hausensteins spielt das Karlsruher Schloss, ist es doch selbst ein „im angenehmsten Geiste liberales Gebäude“[27]. So ist es nicht verwunderlich, dass das Schloss zu einer „zentralen Wichtigkeit“[28] für die Heranwachsenden wird. Es wird zu der „lebendigste Folie unserer neun Gymnasialjahre“[29].

„Die hohe Strenge des Urbildes im Reiche des Roi Soleil war in dem Karlsruher Schloss ins Verbindliche, Menschenfreundliche umgestimmt“[30].

„Unser Schloss war des Maßes teilhaftig und anmutig gegliedert. Die einzelnen Trakte waren wie aus unbefangenen Regungen lockerer Gelenke hervorgegangen. Es lächelte. Wieder einmal spürten die jungen Leute dankbar die Leutseligkeit des Ganzen, das ohne Strammheit und Spröde unter der südländlichsten Sonnen lag: in einer Art „dolce far niente – gefällig hegendes Gleichnis der Hoheit“[31]

„Das Schloss breitete seine Arme im Bogen auseinander, als wäre es gestimmt, die ganze Stadt mit liebenswürdiger Bereitschaft ans Herz zu nehmen, obwohl es dieselbe doch eigentlich in weiten Abmessungen von sich hielt“ … „Angesichts des Bildes von Fürsorglichkeit und Güte, in welchem die Physiognomie des ebenso bescheidenen wie schimmernden Schlosses recht mit sich selbst übereinstimmte, war es allerdings ein bisschen sonderbar, dass die wachhabenden Leibgrenadiere mit den weißen Litzen an den Krägen wie voller Wucht in die Gewehre rannten, um zu präsentieren, um präsentierend die Bereitschaft zur Abwehr aller Unbefugten zu versichern, so oft jemand von der Herrschaft ausflog oder heranfuhr“[32].

„Den Hintergrund machten die schlichten grauen Bauten der Ministerien und die einfach vornehmen Wohnhäuser der palimetrisch ausgespannten Anlage, im flachen Halbkreis dem Schloss auf ehrerbietige, ja gleichsam unendliche Distanz zugeordnet – abwartend, nordwärts gerichtet, zur Schattenseite, während die Flut des Lichts, wie mit dem Segen der Vorsehung ausgeschüttet, auf der gegen Süden entwickelten Stirnseite des Palastes lag, deren zartes Grau ins Gelbliche spielte – zum Ton von Elfenbein oder Creme.“[33]

Das Besondere, wenn nicht Einmalige an der Hausensteinschen Bildungsgeschichte ist, dass eine ganze Stadt – die Architektur, die Denkmale, der Lebensstil, die Menschen – zur „Folie“ eines „Gesamtkunstwerks“ Bildung wurden. Voraussetzungen dafür waren Dichte und Stimmigkeit der städtischen Architektur, Überzeugungskraft des human-liberalen Lebensstiles, eine pädagogische „Botschaft“, die dadurch vermittelt wurde, und die nervöse Sensibilität des Gymnasiasten. Immer noch erstaunlich, dass Karlsruhe für einen Augenblick am Ende des 19. Jahrhunderts diese Stadt war.

Anmerkungen

* Die Stelle lautet: „Neben Wilhelm Hausensteins größeren und bekannteren Leistungen … mag sein Verdienst um die Klärung des badischen Volks- und Landescharakters im Bewusstsein der meisten auch fernerhin in den Hintergrund treten. Für seine Landsleute indessen rangiert es unter den bleibendsten Geschenken, welche die Söhne der oberrheinischen Erde der Mutter dargebracht haben, zusammen mit Walafried Strabos Hymne an die Reichenau, mit Weinbrenners steingewordenem Traum von der ‚klassischen Stadt‘, mit Hans Thomas Landschaften und – vor allem – mit dem von Heimweh schweren Gedichten des in seiner Karlsruher Prälatur wie in ein Gefängnis eingesperrten Johann Peter Hebel“. (Otto. B. Roegele, Liberalitas Badensis).

1 Otto B. Roegele, Liberalitas badensis. In: Festschrift für Wilhelm Hausenstein.

2 Friedrich Bentmann, Karlsruhe im Blickfeld der Literatur, 1969: „So darf man behaupten, dass dieser autobiographische Roman (Lux Perpetua) die wohl feinsinnige Laudatio auf Karlsruhe darstellt“ (S. 61).

3 Der Text „Das Badische“ wird zitiert nach der Fassung von 1929 in: Land am Oberrhein. Alemannisches Heimatbuch, 1929, S. 121–128. Die Fassung in „Wanderungen. Auf den Spuren der Zeiten“ von 1935 weist einige Kürzungen auf.

4 „Das Badische – das bedeutet; agri decumates, ein Lieblingsland der verwöhnten Römer“. Das Dekumatenland ist der Name für das Land zwischen Rhein und Donau.
Mit dem Ende des gallischen Krieges im Jahre 52 war der Rhein vom Bodensee bis zur Mündung in die Nordsee zur Grenze des römischen Reiches geworden. Mit dem Jahre 74 begann am Oberrhein der Vormarsch ins rechtsrheinische Gebiet.

5 Im Schlossgarten begegnet der Quartaner Hausenstein dem Großherzog. „Versunken in die Ferienaufgabe, merkte das Studentlein nicht, dass bedächtig der Fürst des Landes näher kam ohne seinen Adjutanten oder Kammerherrn“ (Lux Perpetua, S. 190).
Hausenstein lebte zwischen 1892–1900 in Karlsruhe.

6 Das Johann-Peter-Hebel-Denkmal im Schlossgarten wurde 1835 enthüllt.
In einer Würdigung zu Johann Peter Hebels 100. Geburtstag 1926 schrieb Hausenstein in der Frankfurter Zeitung, er führe ihn immer bei sich „als einen bewegbaren Heimatboden“.ºIn: Theodor Heuss, Carl J. Burckhard u. a., über Johann Peter Hebel, S. 42, 1964.

7 Die Stelle lautet in der Fassung von 1935: „Der Strom hat etwas zu bedeuten: Er spricht eine Symmetrie aus, die landschaftliche Entsprechung zwischen dem Elsaß und dem oberen Badischen“. Die Stelle: „Ich habe Elsaß und Baden nie trennen können“ wurde ausgespart. Hermann Bausinger hat in „Die bessere Hälfte“ zugestanden, dass die „Berufung auf den Strom sowohl mit Blick auf die alte kulturelle Zusammengehörigkeit des Oberrheingebietes wie hinsichtlich der industriellen Entwicklung im 19. Jahrhundert richtig“ sei. Aber „gemacht“ wurde Baden in erster Linie von Napoleon. S. 119.

9 Otto B. Roegele, Liberalitas Badensis, in Festgabe zu W. Hausensteins 70. Geburtstag, S. 52.

10 A. a. O., S. 51.

11 W. Hausenstein, Lux Perpetua,1947, S. 204.
„Ruhte die Ordnung des Landes von oben herab in immer noch sicheren Traditionen, waren diese doch durch die Liberalität der Verfassung, der politischen, der menschlichen Gepflogenheiten nicht etwa gefährdet, sondern geschmeidig, angenehm und gesund erhalten, so entsprachen von unten herauf die privatesten Verhältnisse einer bewährten Überlieferung“ (S. 204) 17.

12 Das Badische, S. 127, „menschliche Liberalität der Sitten“.

13 „Humaniore Libertät“ Goethes (S. 354); Friedrich I.: „Derart als ein Freund des Unauffälligen spazierte der Fürst dahin: ein Mann dessen Liberalität sich auch in einer offenbaren Enthaltung aussprach“ (S. 192). Der nämliche Hebel ist frei und duldsam. Die Liberalität des Mannes, dem man wegen einer gutartigen Anekdote vom Sanktissimum den Kalender verleidete (Dank an den Hausfreund, S. 46). Bei der Anekdote vom Sanktissimum handelt es sich um die Erzählung „Der fromme Rat“.

14 A. a. O., S. 35.

15 A. a. O., S. 346.

16 Badische Reise, S. 9.

17 Lux Perpetua, S. 193.

18 A. a. O., S. 377

19 A. a. O., S. 191.

20 Roegele, Liberalitas Badensis, S. 56.

21 Robert Albiez interpretiert die badische Liberalität als Verfassungsprinzip in einem gleichnamigen Aufsatz. BH 4/93.

22 Michael Kießener, Zwischen Diktatur und Demokratie. Badische Richter 1919–1952, 2003. In dem Kapitel „Die Richter: Badische Liberalität“ verweist er u. a. auf die „fortschrittliche Personalpolitik“ in Baden (S. 37), weist aber auch auf die Schattenseiten der „badischen Liberalität“ hin (Kulturkampf, Sozialdemokratie).

23 Wolfgang Hug, Liberale Traditionen in Baden. In: 50 Jahre Baden-Württemberg. Badens Mitgift, 2002, S. 75.
Hug warnt davor, die badische Liberalität als „ein Stück angeborenen Volkscharakters hochzustilisieren“. Denn „äußere Bedingungen haben die Ausbildung liberaler Grundhaltungen in der Region begünstigt: Die Grenzlage mit dem Zwang oder der Chance zum Austausch mit Fremdem, die Kleinräumigkeit oder Kleinkammerung des Landes, was die Staaten am Oberrhein dazu führte, ihre Politik statt auf Gewalt auf Vernunft zu gründen, sodann die konfessionelle Gemenglage, die zu Toleranz und Dialog drängte, und nicht zuletzt das Fehlen antagonistischer Klassengegensätze“ (S. 74).

24 A. a. O., S. 77.
Ähnlich Hans-Georg Wehling, Einführung. In: Baden Württemberg. Eine politische Landeskunde Teil II, 1991: „Baden ist ein offenes Land“. „Badische Lebensart … ist im wesentlichen Produkt seiner offenen Lage“ (S. 22).

25 Karl Siegfried Bader, Badische Geschichte und Kultur. In: Baden als Bundesland. Denkschrift des Heimatbundes Badnerland an den Sachverständigen-Ausschuss für die Neugliederung des Bundesgebietes, 1955, S. 10.

26 Hermann Bausinger, Die bessere Hälfte. Von Badenern und Württembergern, 2002, S. 131.

27 W. Hausenstein, Lux Perpetua, S. 377.

28 A. a. O., S. 376.

29 A. a. O., S. 377.

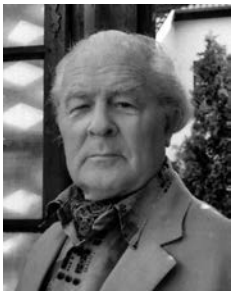
30 A. a. O., S. 377.

31 A. a. O., S. 377. Man erinnert sich, dass eine Erzählung Thomas Manns beginnt mit dem Satz: „München leuchtete“.

32 W. Hausenstein, Lux Perpetua, S. 195.

33 A. a. O., S. 194.

34 Die Formulierung stammt aus einer Charakterisierung Hebels, „der Gymnasiarch und evangelischer Prälat in eigener Person gewesen ist – und all dies in unserer eigenen Stadt“ (Lux Perpetua, S. 354).



Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Das Badische

Von Wilhelm Hausenstein

Ich sehe es nicht aus der Nähe, nicht unmittelbar, sondern aus einem ziemlich großen räumlichen, auch zeitlichen Abstand. Dreißig Jahre lang bin ich nun von zu Hause fort, und von der bayrischen Hochebene am Fuß der Alpen ist es bis ins Badische mehr als eine halbe Tagereise. Ich sehe das Badische in einer Ferne, die zugleich mit der süßen Schwermut und der umflorten Heiterkeit des Gewesenen, für mich Gewesenen bildhaft dasteht. Es ist mir ein wenig wund zu Mute; – aber in der Empfindung ist auch die Sicherheit: dies habe ich besessen – dies hat in mich hinein gewirkt bis auf den heutigen Tag –, dies Badische ist der ganz gewisse Stoff, aus dem mir Leib und Seele, Herz und Nerven gemacht sind …. Oberbayern ist mir zur Wahlheimat geworden; es ist wahr, und ich bekenne mich zu dem Dank, den ich schulde. Aber auch dies ist wahr: daß ich hier oben ein wenig lebe, wie in einer schönen Verbannung, beteiligt, aber nicht völlig aufgenommen …. Und sooft ich dies Verhältnis recht bewußt verspüre, malt sich am äußersten Gesichtsfeld ein Bild von daheim – aus dem ewigen, unverlierbaren und immer noch weiterbestimmenden Daheim: aus dem hellen Odenwald, aus dem dunklen Schwarzwald und aus der Mitte zwischen beiden – aus dem Karlsruher Schloßgarten.

⋆ ⋆ ⋆

Dann fällt mir ein, daß die Erde bei Pforzheim hell ist, hell und fein wie Gartenerde, das Grüne steht licht darüber, die Luft ist blond, die Hügel heben und wölben sich sanft; es ist lau und warm und heiß, die Laune des Wetters fällt nicht wie hier in München mit grobem Sturz in die Tiefe einer fast schneeichten Sommerkälte; nichts ist sehr groß, aber alles ist liebenswürdig, freundlich, angenehm. ”Und us der Heimet chummt e Schi, ’s mueß lieblig in der Heimet sy ….” Ja, lieblich. Obstbäume stehen in Mengen; Kirschen und Pflaumen und Zwetschgen, Äpfel und Birnen und Beeren gedeihen, und es gedeihen Gemüse. Es fällt mir bei, daß ich gehört habe, im Badischen kämen Feigen fort, und ich entsinne mich der Studententage, wo ich in den Wäldern überm Heidelberger Schloß Edelkastanien vom Boden gelesen habe, in Mengen von dem Boden, auf dem das gefallene Laub rostrot und havanabraun und rosa, goldgelb, lila lag; ich weiß für allezeit, bis zum Tag meines Todes, wie ich die Kastanien – die aufzulesen verboten war – zu Hause im Salzwasser gesotten habe und neuen Wein zu den Kastanien trank …. Neuen Wein! Auch Nüsse waren da; man drückte sie in frisches Schwarzbrot, und der Neue schmeckte immer köstlicher. Der Wein aber, auch er war im Badischen gewachsen; das Badische ist ein Weinland droben und drunten; der kühle Kaiserstühler wächst auf vulkanischem Boden und ist mir lieber als jeder Wein von Mosel und Saar. Wie es Weinberge und Rebäcker gibt, so gibt es Walnußbäume.

Ach, hier oben im Bayrischen wächst kein Wein, und wenn ich einmal einem Walnußbaum begegne, so ist er beinahe erotisch – badisch-erotisch, und ich habe meine liebe Not, das Lid trocken zu halten.

Von Pforzheim bis Durlach war es früher, in den Knabenjahren, in den Ferienjahren, so weit …. Heute ist es schier eine Fahrt, die nach Minuten zählt. Ich mache die Ferienreise zurück aus dem Schwäbischen, heim nach Karlsruhe, im Geiste immer und immer wieder. Da steht der Turmberg über Durlach, und alle die Wanderungen des Gymnasiasten, einsame und freundschaftliche, kommen wieder – zusammengefaßt in das recht genaue Ungefähr einer einzigen Wanderung, die dem Gang des Lebens selbst gleicht, ja der Gang des Lebens ist …. Ich bin jetzt an die Berge des Wettersteins gewöhnt und an die Schrofen des Karwendels; der Turmberg ist ein Maulwurfshaufen; aber wenn ich zurückdenke, so sah man von droben doch recht großartig hinab, und auf den Höhenwegen meinte man mit Vierzehn und Siebzehn, den Scheitel des Daseins zu beschreiten.

⋆ ⋆ ⋆

Der Karlsruher Schloßgarten, die Mitte des Landes …. Da ist vor allem *Ginko Biloba,* der Ginkgobaum mit den fächrigen Blättern; sie sehen aus wie Nadeln, die durch Luftschwimmhäute verbunden wären. Da sind Platanen mit schwefelgelb und beige, mit sandgelb und aschgrau gefleckten Rinden – Platanen, die in der Provence stehen könnten. Das Gehege der Bäume, des Parks, als Ganzes angeschaut, ist hellgrün; aber es sind viele sehr dunkle, fast schwarze Stellen drin, und diese Stellen sind in der Nähe aus Fichten, Kiefern, Buchs, Tarus, aus Eiben und Thuja gemacht. Wenn ich zurückdenke, so wundere ich mich immer über dies Dunkle …. Rhododendron blüht, Magnolien blühen; der Flieder schäumt. Inmitten des Gartens steht das gußeiserne Hebel-Tempelchen, gußeiserne Gotik von romantischer Biederkeit; die Büste des Dichters, der innig und klug gewesen ist, richtet sich schloßwärts; dort in der Lichtung, im Blickfeld der Büste steht der barocke Schloßturm mit freundlicher Größe, lichtgrau und ein wenig rot und überwölbt mit einer tiefgrauen Schieferkuppel …. Aber fehlt nicht die gelbrotgelbe Fahne, die schönste Fahne der Welt? Die Fahne, die ihre leidenschaftliche Pracht mit dem Feuer Spaniens gemeinsam hat; ob auch die Leute im Badischen keine Spanier sind? Nein, Spanier sind sie nicht – nur zuweilen ein wenig don-quichottesk in Kleinigkeiten, in richtigen Bagatellen. Wenn ich an die Umständlichkeiten meiner alten Mutter denke, daran, wie sie aus Nichts die größten Angelegenheiten macht, wie sie gegen Stecknadeln und Flaschenkorke einen Strauß besteht gleich jenem Ritter, als er gegen Windmühlen kämpfte …. Doch dies gehört nicht hierher. Hierher gehört der Schatten des alten Großherzogs – ein Schatten himmelblau und hochrot, mit der Würde eines silbrigen Bartes und weißen Pudeln, die nur noch springende Reflexe sind …. Der Boden ist ein feiner Sandboden. Weiß man drüben im Badischen, was dies bedeutet? Ich weiß es, wenn ich an das moorige Schwarz und torfige Braun des bayrischen Grundes denke und an sohlenmordende Kieswege …. Die Vögel singen; bald werden die

Akazien in der Fülle ihrer schimmernden und duftenden Blütentränen stehen – Akazien, Akazien! Weiß man im Badischen, was man an ihnen hat? Von hier aus weiß man es, denn hier, im rauhen Lande, gibt es keine.

Der Schloßgarten in Karlsruhe. Er hat den melancholischen Zauber einer Gegenwart, die sich selbst nicht mehr fühlt, weil sie ja auch keine mehr ist; denn um gegenwärtig zu sein, müßte sie sich etwa mit der gelbrotgelben Schloßturmfahne ausweisen. Der Garten hat den Zauber der Versunkenheit. Die Rasenkanten sind nicht mehr genau abgestochen. Alte Frauen, alte pensionierte Herren sitzen auf den Bänken und sind der Zeit so fremd, wie steinerne Götterfiguren aus der Mythologie des Barocks. Es sind auch Kinder da mit ihren Bonnen[1], aber die Kinder haben noch keine Gegenwart, wie jene Alten keine mehr haben. Aber guter Gott im Himmel – wer und was hat Gegenwart? Vielleicht die Stimme der Kreatur: die zwitschernde Stimme des Buchfinks; das Geflöte und Geschrei, der schluchzende Notruf der Amsel. Und vielleicht das schwarze Käppchen der Meise. Gegenwart für eine halbe Minute. Gegenwart für eine Sekunde. Die Gegenwart ist so breit und so lang wie ein Komma.

⋆ ⋆ ⋆

Das Badische – das bedeutet: *agri decumates,* ein Lieblingsland der verwöhnten Römer, die wissen mußten, was gut ist. Immer hat es mich stolz gemacht, daß die Römer auf das Badische ein besonderes Auge hatten, auf das Badische mit den Thermen von Baden-Baden und Badenweiler und mit der Eignung zum feinsten Anbau; auf das Badische mit den frühesten Blüten; auf das Badische, das zwischen Westen und Süden gelegen ist, wenn man so sagen kann. Der Himmel ist hier im Bayrischen großartiger; glockenhaft ist er gewölbt; er ist blau wie Enzian, und mehr als hundertmal habe ich sagen dürfen, die Wahrheit sagen dürfen, der oberbayrische Himmel sei noch dem Mittelmeer zugeordnet; alle Dinge stünden klar unter ihm, baulich klar und bildnerisch klar wie Florenz. Der Himmel über dem Badischen ist anders. Er scheint flacher gespannt, und seine Bläue tönt sich ins Silbrige, ins Atmosphärisch-Dichte. Die Welt darunter, die badische, hat mehr Malerei, wie die oberbayrische mehr Architektur und mehr Plastik hat. Ich rede jetzt nicht von der Kunst; ich rede vom Charakter der Dinge, der Landschaft, der Situation. Und dann: die Welt unter dem badischen Himmel ist linder, ist wärmer. Wie sonderbar, daß mir aus aller badischen Jugend nur zwei oder drei Winter-Erinnerungen geblieben sind! Ein bißchen Schlittenfahren im Schwarzwald und Odenwald, mit dem niedrigen, flachen Bubenschlitten und mit des hornbergischen Großvaters klingelndem Pferdeschlitten; ein bißchen Erinnerung an Winterdämmerung Samstagabends und an die Großmutter, die mit frischen Salzbrezeln und Niederwasser und mit Rahmkäse, unschuldigem Rahmkäse, hereinkommt, um den Enkeln das „Vesperle“ auszuteilen, während im großen Kachelofen die Scheite krachen; ein wenig Erinnerung an eine schrägauf mit Schnee verwehte Treppenecke in Karlsruhe, sie war aus rotem Sandstein, und der Sturm

fiel – ich weiß es genau – auf „Kaisers Geburtstag“. Aber sonst ist die ganze Erinnerung ans Badische nur Frühling und Sommer und Herbst! Alles ist hell, alles ist warm, alles trägt einen sanften Glanz, einen Glanz wie aus dem Paradies. Es ist doch keine Lästerung, wenn ich gestehe, daß ich mir seit Kindesbeinen das Paradies nicht anders denken kann als mit dem Duft von Akazien aus dem Badischen und mit der lauen Luft des badischen Frühlings, der so zeitig ist, daß der Onkel Gärtner Mitte Februar schon zu bestellen anfing? Eine Wunder-Erinnerung aus meiner Knabenzeit: es fügte sich, daß wir am 15. Februar erlösende fünfzehn Grad Wärme maßen (Réaumur) und daß kein Schnee mehr kam! Uns Buben schien das Spiel mit den fünfzehn ein wunderbares Geschenk von oben …. Wahrhaftig, der Winter ist fast ausgelöscht. Nur die heiteren und warmen Jahreszeiten sind übrig. Es ist Herbst; wir schwitzen in den Weinbergen, während wir lesen und Trauben essen. Der Großvater hat gekeltert, Gottlob Baumann zum Bären in Hornberg; wir stehen mit Strohhalmen an den Bottichen und den noch unverspundeten Fässern und saugen, wir Lausbuben, und die Basen mit, und noch der Oktober heizt uns vom Himmel her dazu gewaltig ein. Es gibt im Badischen nur Frühling, Herbst und Sommer. Sommer – das heißt: im Rhein schwimmen, bei Maxau. Frühling – das heißt: Kaulquappen suchen im lauen Altrhein hinter Mühlburg, dort zwischen den lichtgrünen Bäumen, und die anilinfarbenen Libellen über den Froschwassern zittern sehen wie ein geflügeltes, gefärbtes, irisierendes Stück Luft. Herbst – das heißt: Walnüsse herunterholen und die Blätter, die schönen Blätter in den Händen zerreiben, damit sie noch stärker, noch bitterer riechen.

⋆ ⋆ ⋆

Das Badische ist in den Rhein gefaßt. Nirgends ist seine Kurve so schön wie um Baden herum, so eigentümlich, so elegant, so präzis, so merkbar, so unvergeßlich. Wenn ich die Kurve im Coupé der Eisenbahn sehe, den schwarzen, gekrümmten, langgezogenen Strich, so ergreift es mich wie eine Sinngebung – ob ich die Sinngebung auch nicht weiterdeuten kann. Diese Rheinkurve: sie macht das Badische vollends zur legitimen Einheit.

Man fährt, zuletzt durch eine Obstbaumallee, nach Maxau hinaus; nebenher, nahe der Straße, geht ein Bach, ganz still, fast ohne Strömung, reizend gekrümmt, von Bäumen, Uferbäumen begleitet, wie sonst die Bäche und Flüsse in Frankreich von Uferbäumen begleitet sind.

Nun ist die alte Holzbrücke da, die Holzbrücke auf den Pontons aus Eisen, die gegliederte Holzbrücke, die man auflösen kann, damit die Schiffe durchfahren mögen. Der herrliche Strom. Er geht in klarem Zug von Süden nach Norden, eine unendliche und doch geformte Masse Wassers, das Grenzenlose mit sich tragend und zugleich gebettet in deutliche Schranken. Die Ufer sind wenig besiedelt. Hohe, lichtgrüne Pappeln bewohnen den Flußrand hüben und drüben, weit hinauf, weit hinab. Wenn ein Luftzug geht, dann wenden sich die Blätter der Pappeln und scheinen weiß; dann blitzt es weißlich aus dem Lichtgrünen, Wässeriggrünen . Der Himmel ist ein wenig blaß. Das Wasser

ist lichtoliv und strömt mit dem Ausdruck der Kraft, rein und stark wie ein gutes Schicksal. Es riecht nach Wasser; es riecht nach Holz im Wasser und riecht leise nach Teer. Es ist ein köstlicher Geruch; er regt die Phantasie der Nerven auf wie wenig.

Der Strom hat etwas zu bedeuten. Er spricht eine Symmetrie aus: die Symmetrie zwischen dem Elsaß und dem oberen Badischen, die Symmetrie zwischen dem badischen Unterland und der Rheinpfalz. Mehr noch: die Symmetrie zwischen dem deutschen Westen und dem französischen Osten. Berge stehen zu beiden Seiten: Schwarzwald und Odenwald hier, Haardt und Vogesen dort. Ich sehe mich auf der Maxauer Rheinbrücke und sichte den Schwarzwald, aus dem ich stamme, und sichte die Berge auf der anderen Rheinseite, die wirklich nichts anderes sind als die rechte Antwort auf die Berge im Badischen.

Im Westen drüben schwimmt die Sonne scharlachrot überm Horizont; es ist das Badische, das widerglüht als ein seltsamer Schmelz aus Grün und Rot. Der Tag ist lang. Er ist länger als im Bayrischen, das gegen Südosten schaut.

Ich habe Elsaß und Baden nie trennen können, und nie badische und bayrische Pfalz. Tut es der Rhein? Nein. Aber er tut mehr: Durch die Länge seiner badischen Entwicklung schließt er noch Oberland und Unterland aneinander! Hat Napoleon dies Land gemacht? Der Rhein hat es gemacht, trotz und mit dem Kaiser Napoleon.

Wilhelm Hausenstein: Das Badische, 1929

Anmerkungen

1 Französisch „Bonne“ – Kindermädchen

Johannes Werner
Wilhelm Hausenstein
Ein Lebenslauf

ISBN 978-3-89129-177-1 • 227 S., 19 Abb. • kt. • € 18,–

iudicium

Wilhelm Hausenstein war ein Außenseiter; auch ein Entdecker, Vorgänger, Vorkämpfer, Schrittmacher, Bahnbrecher, Wegbereiter, Brückenbauer; ein Grenzgänger.
Es war eine der Absichten dieser Darstellung, den Schriftsteller Hausenstein selber zu Wort kommen zu lassen, ihm möglichst oft das Wort zu geben; zumal seine Werke weithin vergriffen sind.

IUDICIUM Verlag GmbH • Postfach 701067 • D - 81310 München • Tel. 089/718747 • Fax 089/714 20 39
e-mail: info@iudicium.de • Unser Verlagskatalog im Internet: www.iudicium.de

Reiner Haehling von Lanzenauer

Wohnsitz Baden-Baden für Wilhelm Hausenstein?

Im Lebenslauf des Schriftstellers Wilhelm Hausenstein (1882–1957) ergaben sich immer wieder Berührungspunkte zur Stadt Baden-Baden. Die ersten Besuche des jungen Schülers galten dem todkranken Vater, der in der Kurstadt vergebens Heilung erwartete. Nach dem Tode des Vaters nahm die Mutter in Karlsruhe Wohnung, von nun an fuhr sie mit ihrem Buben an vielen Wochenenden nach Baden-Baden, um die dort lebenden Tanten Flora und Anna zu besuchen. Nach Abitur und Studium ließ sich Hausenstein später in München nieder. Mit seinen eindrucksvollen Werken zur europäischen Kultur erlangte er bald einen über Deutschland hinausreichenden Ruf als Kunsthistoriker und Kunstkritiker. Er unternahm zahlreiche Reisen, von denen er wiederum in seinen Schriften ein buntlebendiges Bild zeichnete. So widmete er in dem 1928 erschienenen Büchlein *Badische Reise* dem Weltbad an der Oos ein reizvolles Kapitel. Nach der braunen Machtergreifung wurde Hausenstein wegen der jüdischen Abstammung seiner Ehefrau verfolgt, zweimal verlor er seine Arbeitsstelle bei Zeitungsredaktionen, schließlich erhielt er Schreibverbot. Zurückgezogen und fast ohne Einkünfte lebte das Ehepaar während der letzten Kriegsjahre in Tutzing.

Der Einmarsch amerikanischer Truppen bedeutete Befreiung. Die Besatzungsmacht bot Hausenstein die Redaktion einer großen neuen Tageszeitung an, was er aus gesundheitlichen Gründen ausschlagen musste. Doch jetzt konnte er wieder arbeiten. Von nun an erschienen all die Schriften, die er während der Verbotszeit verfasst hatte, zuvörderst eine zweisprachige Ausgabe der Werke des französischen Dichters Charles Baudelaire. Von den weiter veröffentlichten Büchern sei lediglich der 1947 erschienene autobiographische Roman *Lux Perpetua* genannt, in dem Erinnerungen an Besuche in Baden-Baden festgehalten sind. Ebenso konnte Hausenstein seine Vortragsreisen wieder aufnehmen. So hielt er am 24. Mai 1949 im Roten Saal des Baden-Badener Kurhauses einen Vortrag über die französische Lyrik des 19. Jahrhunderts, seine aus Belgien stammende Frau rezitierte die zugehörigen Verse in klangvoller französischer Sprache.[1] Hausenstein nutzte den Aufenthalt in der Kurstadt nicht nur zu einem Rundgang zu vertrauten Örtlichkeiten, sondern auch zu mancherlei Gesprächen.

Bei einem Empfang, der ihm zu Ehren im Hotel *Badischer Hof* gegeben wurde, hatte er Kontakt mit Baden-Badens Oberbürgermeister Schlapper.[2] Daraus lässt sich der Zusammenhang herstellen zu dem Brief, den Chefredakteur Hermann Mayer vom *Badischen Tagblatt* wenige Wochen später, nämlich unter dem 26. Juli 1949, an den Oberbürgermeister richtete. Er bezog sich auf Bemühungen, den Schriftsteller in Baden-Baden sesshaft zu machen: *Es ist Ihnen bekannt, dass die Landesregierung sich bemüht den Hebelpreisträger von 1949 wieder für Baden zurückzugewinnen…* Und der Redakteur wusste auch zu berichten, dass man plane, Hausenstein den Vorsitz des neu zu gründenden Landesvereins Badische Heimat anzutragen. Allerdings äußere Hausenstein noch Bedenken wegen des Klimas in der Kurstadt. Der Leiter der Bäder- und Kurverwaltung, von Prittwitz und Gaffron,[3] wandte sich mit Schreiben vom 4. August 1949 unterstützend an Oberbürgermeister Schlapper: *Dr. Hausenstein gehört zu den bekanntesten und anerkanntesten Kunstschriftstellern, Übersetzern und Kritikern und ist weit über die Grenzen Deutschlands geachtet.* Der Oberbürgermeister zeigte sich nicht abgeneigt, denn am 9. August 1949 antwortete er dem Redakteur: *Wenn Dr. Hausenstein erst einmal in Baden-Baden sich einige Wochen aufhalten wird, dürfte er wohl am besten entscheiden*

können, ob eine endgültige Übersiedlung nach hier für ihn in Frage kommt.[4]

Mayers Schreiben gibt einen sehr bemerkenswerten Hinweis zur Verbandsgeschichte der *Badischen Heimat,* bemühte man sich doch zu jener Nachkriegszeit, den Landesverein neu zu beleben. So hatte auch die *Schwarzwälder Post* am 1. Juli 1949 gemeldet, dass versucht werde, Dr. Wilhelm Hausenstein für die Leitung des Landesvereins zu gewinnen.[5] Dazu ist es nicht gekommen. In der Wiedergründungsversammlung der *Badischen Heimat* am 23. Oktober 1949 im Freiburger Kaufhaussaal wurde von Vertretern aus dem nord- und dem südbadischen Raum ein engerer Vorstand gewählt, der sich auf den Karlsruher Ministerialrat Prof. Dr. Eugen Thoma als ersten Vorsitzenden einigte.[6] Landeskommissar a. D. Paul Schwoerer befürwortete auf der Versammlung den Neubeginn mit den Worten: *Der neugegründete Landesverein soll nicht nur unseren Landsleuten die Heimatliebe beleben, er soll auch den vielen Flüchtlingen, die vertrieben aus der ihnen angestammten Heimat bei uns Unterkommen finden, die Schönheiten, die Werte unseres Landes, unseres Volkstums und Brauchtums nahebringen, auf dass ihnen unser Land eine neue Heimat werde – Volkskunde schafft Heimatliebe.*[7]

Hausenstein, der andere Pläne hatte, war bei diesem Treffen nicht zugegen. Auch sind seine Absichten zu einem etwaigen Umzug ins Badische nicht bekannt. Ohnehin liefen die Dinge für ihn bald in eine ganz andere Richtung. Im März 1950 folgte er dem Anerbieten des Bundeskanzlers Konrad Adenauer, als erster diplomatischer Vertreter der jungen Bundesrepublik nach Paris zu gehen. Dem politisch unbelasteten, international angesehenen Autor gelang es, in dem vor nicht langer Zeit von Deutschen besetzten Land Vertrauen zu gewinnen, Brücken zu schlagen und die Grundlagen für eine dauerhafte deutsch-französische Freundschaft zu legen. Mit Ehrungen überhäuft konnte der Botschafter im Jahre 1955 in den Ruhestand treten.[8] Nach der Rückkehr nach Deutschland schwankte Hausenstein zwischen einem künftigen Wohnsitz entweder in Baden-Baden oder aber in München.[9] Schließlich entschied sich für die bayerische Hauptstadt, wo das Ehepaar im Stadtteil Bogenhausen eine Bleibe fand. Seinen 75. Geburtstag beabsichtigte Hausenstein mit einer Fahrt zu heimatlichen Stätten zu begehen: Hornberg, Karlsruhe und Baden-Baden mit Neuweier standen auf dem Programm. Am 3. Juni 1957 aber machte ein plötzlicher Herztod all diese Pläne zunichte.[10] Der Stadt Baden-Baden hat Professor Dr. Wilhelm Hausenstein liebevolle Abschiedsworte hinterlassen:[11]

„Ich saß um sieben Uhr am Hotelfenster, sah das schöne Terrakottarot der Trinkhalle von Lampen erleuchtet und gedachte des Vaters, der dort als kranker Mann vor vierzig Jahren hin und her gegangen ist. Dahinter stand der Schwarzwald dunkel und ganz nahe heran an das weiße Gesicht der Badestadt, und in der Höhe droben zeichnete sich die Silhouette eines Tannenwipfels in den süßen Himmel, der die ersten Sterne aussteckte. Drunten floß die Oos mit ihren Schneewassern, und Brückchen an Brückchen führte vom diesseitigen Ufer zum anderen, wie vom zeitlichen Leben in die Ewigkeit …“

Anmerkungen

1 Bad. Tagblatt B.-Baden v. 24. u. 28.5.1949.
2 Dr. h. c. Ernst Schlapper (1887–1976); BWBiogr. III (2002) S. 356.
3 Dr. Dr. h. c. Erich von Prittwitz und Gaffron (1888–1967), 1945–1958 Kurdirektor in B.-Baden.
4 Alle drei Schreiben in Stadtarchiv B.-Baden, 27/1-782.
5 Ludwig Vögely, BadH 1984, S. 779.
6 Bad. Zeitung Freiburg v. 25.10.1949; Rudi Keller, BadH 1950, S. 3; Vögely (Anm. 5) S. 780–783.
7 Paul Schwoerer (1874–1959), Zeitschrift *Baden* 1949, S. 49. Schwoerer war von 1929–1945 Vorsitzender des Landesvereins BadH, vgl. BWBiogr. I (1994) S. 348.
8 W. Hausenstein, Pariser Erinnerungen, München 1961.
9 Dieter Sulzer, Der Nachlaß Wilhelm Hausenstein, Deutsches Literaturarchiv Marbach, 1982, S. 23.
10 Zur Biographie: Johannes Werner, Wilhelm Hausenstein, ein Lebenslauf, München 2005; vgl. a. den Beitrag *Wilhelm Hausenstein in Baden-Baden* in: AQUAE 2007 (erscheint im Herbst 2007).
11 Wilhelm Hausenstein, Besinnliche Wanderungen, München 1955, S. 54.

Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling
von Lanzenauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden

Heinrich Hauß

Bemerkungen zu Hausensteins Ästhetik der Orts- und Platzbeschreibungen

Zur Wahrnehmungs- und Bedeutungsgeschichte von Orten

1. „Orte bedeuten nichts“

„Wir müssen einfach klug genug sein, nichts von Häusern zu erwarten, was diese nicht geben können“.

Um die Bedeutung von Orten, Städten, Landschaften für Hausensteins biographisch-literarischen Haushalt richtig einschätzen zu können, ist es sinnvoll, von einem Beispiel der heutigen „Ortseinschätzung“ auszugehen. Exemplarisch bieten sich dazu Stellen an aus dem Roman von Richard Ford „Unabhängigkeitstag“ von 1995[1]. Als Frank Bascombe, ein geschiedener Immobilienmakler, das Strandhaus seiner Freundin Sally besuchte, hatte er das Gefühl, *„schon einmal hier gewesen zu sein“. „Bloß dass nichts mir ein Zeichen gab, nichts mir zunickt. Das Meer bleibt verschlossen und das Land auch“*[2]. Und Frank Bascombe fährt in seinen Betrachtungen fort:

„Ich weiß nicht genau, was mir die Kehle zuschnürt, die Vertrautheit des Ortes oder die halsstarrige Weigerung, sich erkennen zu geben“.

Er meint, dass es zu den nützlichen Themen und Übungen der Existenzperiode[3] und zu den offensichtlichen Lehren des Immobilienberufs gehöre,

Der Freiburger Münsterplatz, Nordseite (30. 4. 2007)
Hausenstein beschreibt Plätze meistens als reine Platz-Architektur ohne Menschen. Das vorliegende Bild zeigt schlagartig den Gegensatz zu Hausensteins Platz-Ästhetik. Massen bringen die Architektur des Platzes zum Verschwinden.
Dagegen zeigen die Fotos des Basler Münsterplatzes (März 2007) verschiedene Perspektiven des Platzes, so wie ihn Hausenstein wohl gesehen hat, ohne Menschen!
Fotos : H. Hauß

„Orte nicht heiligzusprechen – Häuser, Strände, Heimatstädte, die Straßenecke, an der man einmal ein Mädchen küßte, den Exerzierplatz, auf dem man in Reih und Glied marschierte, das Gerichtsgebäude, in dem man an einem wolkenverhangenen Tag im Juli geschieden wurde. An allen diesen Orten gibt es keine Spur mehr von einem: Nichts im Atemhauch der Luft, dass man je da war oder auf wichtige Weise man selbst war, oder einfach nur war. Vielleicht haben wir das Gefühl, dass diese Orte aufgrund der Ereignisse, die sich dort abspielten, irgend etwas gewähren sollten oder sogar mussten – so etwas wie eine Sanktion[4]*. Dass sie ein wärmendes Feuer anzünden sollten, um uns zu beleben, wenn wir so gut wie leblos und am Ende sind. Aber sie tun es nicht. Orte machen da nicht mit*[5]*. Sie tun nichts für einem, wenn man sie braucht. Stattdessen enttäuschen sie einem fast immer … Am besten schluckt man seine Tränen hinunter, findet sich mit kleinen Sentimentalitäten ab und nimmt Kurs auf das, was als nächstes kommt, vergißt, was einmal war. Orte bedeuten nichts“*[6].

Das Thema der Orte und ihrer Bedeutung wird am Ende des Romans noch einmal aufgenommen, als Bascombe sein Haus verkauft hat. Hier meint er noch einmal die Frage stellen zu müssen, ob ein Haus *„in seinem vermuteten Wesen jemals irgendein Geist von uns, seinen früheren Bewohnern, als Beweis seiner und unserer Bedeutung“ bewahrt. „Wir müssen einfach klug genug sein, nichts von Häusern zu verlangen was diese nicht geben können.“ … „Und ich habe das seltsame Gefühl, dass ich mich von der Vorstellung verabschieden sollte, dass es so etwas wie Geister an bestimmten Orten der Vergangenheit geben könnte“*[7].

2. „Glück ist örtlich und Leiden ist örtlich, gern haftet Andacht an Plätzen“

Welcher literarisch bewanderte Leser erinnerte sich bei solcher Verweigerung, Orten eine Bedeutung zuzuschreiben, nicht an die Worte Erhard Kästners:

Deckblatt: Erhard Kästner. Die Lerchenschule. Aufzeichnungen von der Insel Delos.

„Da könnte man den Glauben verlieren, der doch uralt ist und unverzichtbar: dass Geist, Geister, die einem Ort angebannt sind, eine Macht seien und hilfreich.

Woran sonst auch sollen wir Kinder der Erde uns halten? Erinnerung ist immer verortet. Glück ist örtlich und Leiden auch. Selbst der Einfall liebt, wo er sich hingewohnt hat, und das reine Denken verschmäht nicht, sich zu verorten“[8].

Die Weigerung Bascombes, Orten eine Bedeutung zuzuschreiben, hängt wohl mit dem zusammen, was er die „Existenzperiode“ nennt, einer „Strategie der mittleren Jahre“[9]. Sie besteht darin, „die Dinge laufen zu lassen, wie sie laufen und abzuwarten, was passiert“[10]. Die Gleichgültigkeit gegenüber Häusern, Orten, Landschaften, die Weigerung, Orte in die eigene Bildungsgeschichte einzubeziehen,

scheint irgendwie charakteristisch für die heutige Lebensweise zu sein. Die Orte, an denen man sich aufhält, spielen kaum eine Rolle, und Bascombe hat das Gefühl, dass er „eigentlich ganz woanders sein sollte. Aber wo?“[11]. Aufschlußreich in diesem Zusammenhang ist die Reise, die Frank Bascombe mit der dreiundzwanzigjährigen Catherine Flaherty „eine Saison“ lang in Frankreich unternimmt. Für Bascombe ist die Reise „eher ein nervöses Huschen über eine fremde, aber erregende *äußerere* Landschaft“, die er aber unternimmt in der Hoffnung, „irgendwo eine Zuflucht zu finden, einen Ort, an den ich belohnt, neu belebt, weniger nervös und vielleicht sogar glücklich und zufrieden fühlen würde“[12]. Belohnt wofür? Orte belohnen einem nicht, wenn man sie nicht zuvor, vielleicht vor langer Zeit, „aktiviert“, mit Bedeutung aufgeladen hat. Orte laden sich nicht von selbst auf. Orte, wenn sie in einer Biographie etwas bedeuten, sind Teil einer Bildungsgeschichte. Für Hausenstein ist Verortung ein unabdingbarer Teil der Bildungsgeschichte.

3. Ich „suche das Wesen der Stadt, die meiner Jugend, meinem Leben eine Grundschicht gab, der ich treu bin“

Es ist ein weiter Weg zurück von dem amerikanischen Immobilienmakler Frank Bascombe am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts zu Wilhelm Hausenstein, dem homme de lettres in der Nachfolge Goethes[14], im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts.

Hausensteins Leben bestimmen „zwei geographische Schwerpunkte: die Badische Heimat und die im Herzen Altbayerns gelegene Hauptstadt München“[15]. Wir wollen uns hier vor allem mit der Rolle beschäftigen, die die Stadt Karlsruhe am Ende des 19. Jahrhunderts in der Bildungsgeschichte Hausensteins spielt. Die wesentlichen Elemente seiner Bildung verdankt Hausenstein dieser Stadt[16]. Hausenstein hat diese topographische Bedeutung sehr treffend mit dem Satze charakterisiert, dass diese Stadt, seinem Leben „eine Grundschicht gab, der ich treu bin.“[17]. In den Büchern „Die badische Reise“ (1930) und in „Lux Perpetua“ (1947) hat er die Erinnerung in eine „poetischen Realität“ zwar verwandelt, aber doch wahr mit einer „inwendigen Folgerichtigkeit“[18] dargestellt.

Hausenstein hat die Bedeutung dieser „Grundschicht“ nach dreißig Jahren so umschrieben: „Dies habe ich besessen – das hat in mich hineingewirkt bis auf den heutigen Tag –, dies das Badische ist der ganz gewisse Stoff, aus dem mir Leib und Seele, Herz und Nerven gemacht sind“[19].

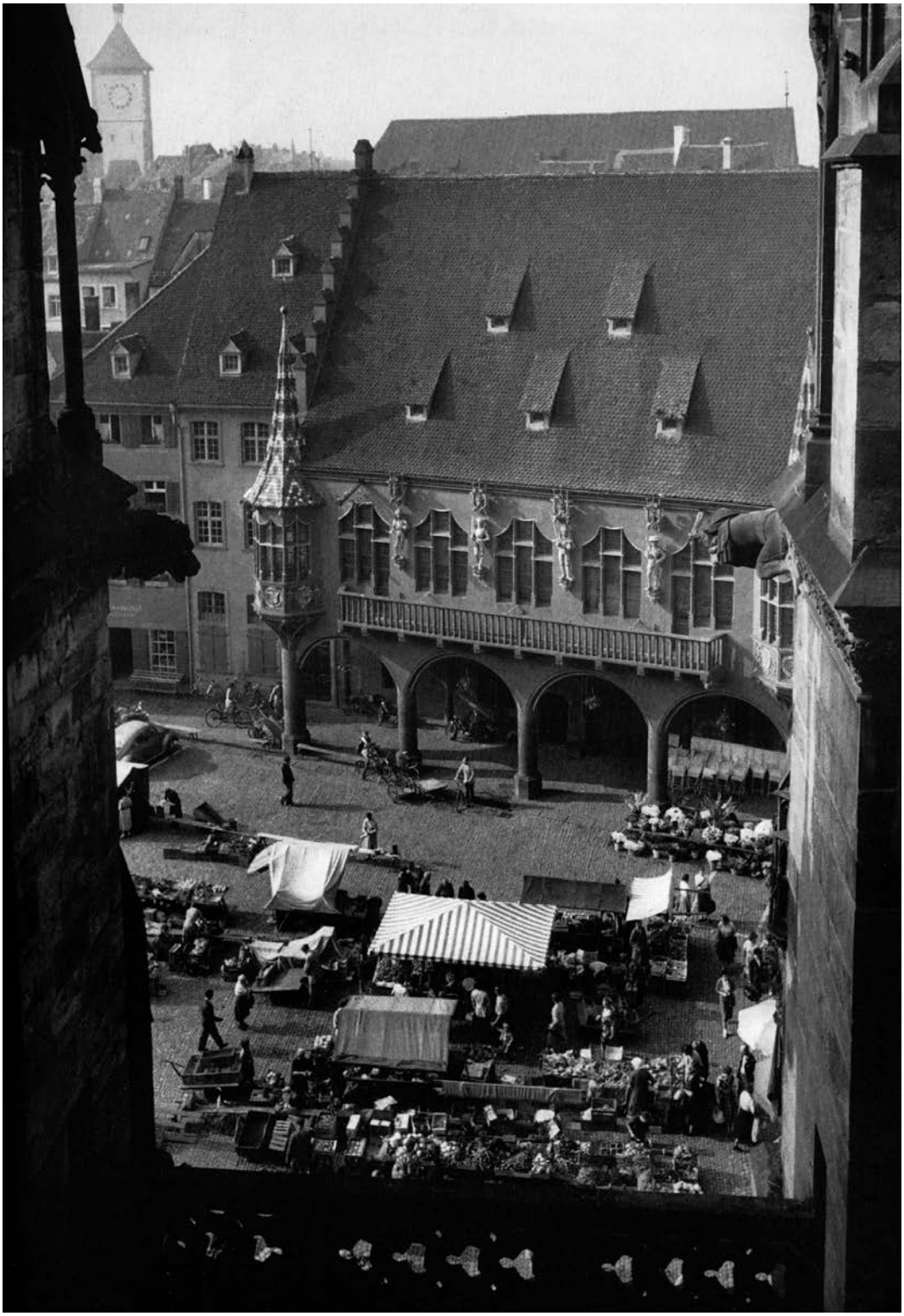
Was macht diese Grundschicht aus? Es ist vor allem eine in der Gymnasialzeit Hausensteins bis 1900 sich herausbildende entschiedene Verortung. Zur Wahrnehmung gehören die besondere Stadtanlage und ihre „antikische“ Architektur, dann die sittliche Wirkung, die von dieser Architektur ausgeht, schließlich auch Menschen bei der Wachtparade an Sonntagen. Das stadttopographische Erlebnis findet in der Folge eine Ausweitung bis hin zum Lob des „Badischen“ und des „unbefangenen Rheinbewusstseins“[20].

Was nun die Ästhetik der Ortsbeschreibungen Hausensteins betrifft, läßt sich aus dem bisher Entwickelten ableiten, dass das Ästhetische, die Wahrnehmung, immer mit der Einsicht in die sittliche Wirkung des Geschauten verbunden ist. Denn die Baudenkmale einer Stadt „leben aus dem Blick der Menschen auch, nicht nur aus sich“. Erst der Blick der Menschen „realisiert die Güter der Stadt“[21] und ihre sittliche Wirkung.

4. „Schauende Erkenntnis und erkennendes Schauen“

Im Vorwort zu „Wanderungen“ spricht Hausenstein von einem Projekt einer „ästhetisch-historischen Geographie“, die er versuchen wolle. Im Zusammenhang damit erläutert er das Wort ästhetisch im ursprünglichen griechischen Wortverstande, der mit „αἴσθησις“ besagte, was wir mit „Wahrnehmung“, mit „Wahrhaben“, „Innewerden“, also mit „schauender Erkenntnis und erkennendem Schauen meinen“[22].

In der Formel des „schauenden Erkennens“ und „erkennenden Schauens“ wird man leicht die Wiederaufnahme von Goethes „Anschauung als Denken“ und „Denken als Anschauung“ erkennen.



Freiburger Münsterplatz Foto: Leif Geiges. Aus: Welt am Oberrhein 5/66

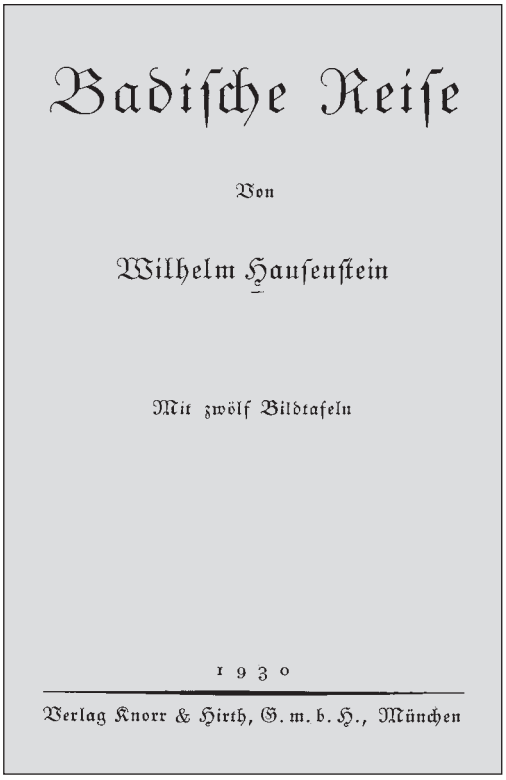
Bei den Texten Hausensteins zu Städten, Baudenkmälern und Plätzen handelt es sich nicht um die üblichen touristischen Informationen. In seinen prominentesten Texten entwirft Hausenstein aus dem architektonischen und topographischen Material ein „Gemälde“ eigener Art. Die „anschauende Erkenntnis“ erschafft ein ästhetisch-sittliches Gebilde des „Wohlverhältnisses“ und des „andächtigen Behagens“[23]. Zwischen Baudenkmalen und Betrachter herrscht ein Wechselblick. Das Motiv der eigenen Gegenwart, das Martin Seel mit der ästhetischen Wahrnehmung in Verbindung gebracht hat, gilt wohl im besonderen Maße für Hausenstein und seine Texte. „Es geht den Subjekten der ästhetischen Wahrnehmung um ein Verspüren der eigenen Gegenwart von etwas anderem. In der sinnlichen Präsenz des Gegenstandes werden wir eines Augenblicks unserer eigenen Gegenwart inne“[24]. Bauwerke, Orte und Plätze sind für Hausenstein die bevorzugten Sujets einer solchen Doppelwahrnehmung von Objekt und Subjekt.

5. „Heimelige und sichere Stücke meines schönsten und allerliebsten Inventars“

Die Hausensteinsche Stadtästhetik findet, so will mir scheinen, ihren vollkommensten Ausdruck in der Beschreibung der Plätze, in der Beschreibung des Karlsruher Schlossplatzes, des Freiburger und des Basler Münsterplatzes. Über den Freiburger Münsterplatz schreibt Hausenstein:

„Überblicke ich den Freiburger Platz, fühle ich mich in der Weite des bürgerlich umbauten Raumes als den reinlich gehegten Gast, so ist mein Zustand und der des Platzes aber auch ähnlich dem stillen Nachmittag am Münsterplatz. Und sind nicht Basel und Freiburg heimelige und sichere Stücke meines schönsten und allerliebsten Inventars, wie Hebel selber, Johann Peter Hebel, der große Dichter in der Unscheinbarkeit, der von beiden Städten geschrieben hat“[25].

Im Sinne der oben angedeuteten „Doppelwahrnehmung“ ist der „Zustand“ des Subjekts und der des Platzes ähnlich. Die Affinität


Badische Reise

Von

Wilhelm Hausenstein

Mit zwölf Bildtafeln

1930

Verlag Knorr & Hirth, G. m. b. H., München

Deckblatt: Badische Reise, 1930

Hausensteins zum Münsterplatz hat zudem pränatale Wurzeln, denn er war ihm schon *„einverleibt worden“, „ehe ich gedacht war, vom Vater her, der das Münster beging, als er noch geistlich werden wollte, von der Mutter her, die in Freiburg ihre Erziehung zum Fräulein empfing“*[26].

Nach einem sommerlichen Gewitter am Nachmittag steht der stille, jenseitig, bürgerlich-jenseitige Platz „in seiner reinsten Wirklichkeit“, „als Raum an sich“. „Wesentlichkeit“ eines Platzes oder einer Stadt ist das höchste Prädikat, das Hausenstein im Sinne seiner Ästhetik vergeben kann. Merkwürdig ist, dass der Münsterplatz den Eindruck des „Jenseitigen, bürgerlich-jenseitigen“ im Beobachter hinterläßt. Aber das „Jenseitige“ ist zurückgebunden an das „Bürgerliche“, an das „Sichtbare und Greifbare“, denn es ist gut „von aller Metaphysik befreit zu sein. Gut ist, wenn sich alle Bedeutung im einfach Sichtbaren und Greifbaren vollendet.“[27].

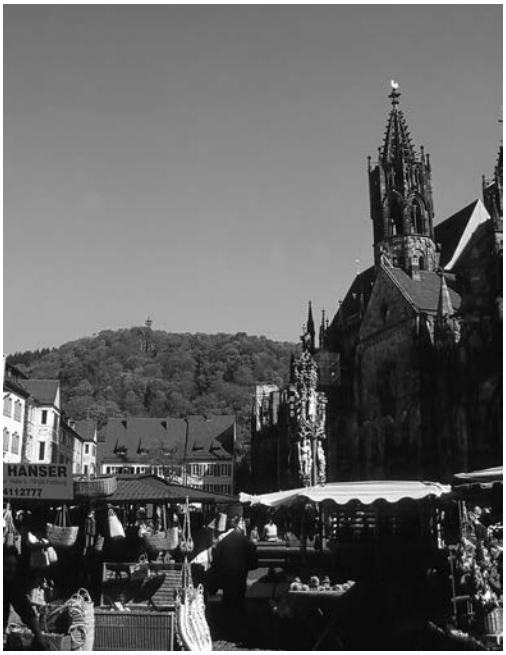
Für die Hausensteinsche Städte- und Landschaftsästhetik gilt, dass die „Beschreibungen den selbstverständlichen Stand im Tatsächlichen“ anstreben: „Alles erschöpft sich völlig in der bloßen Existenz“, das bedeutet aber nicht, dass das Geistige geleugnet wird. „Aber wer sagt, dass bloße Wahrnehmung des Seienden dem Geist nicht genugtue? Dies eben ist das Wunderbare und so tief Befriedigende: dass Sinn und Geist zusammenkommen und in der Einheit ohne Deutung gesättigt sind“[28].

6. Freiburger Harmonie
Allgemeines Wohlverhältnis und Bewusstsein tiefsten Behagens

Der Text „Freiburger Harmonie“ von 1941[29] setzt den Münsterplatz zum Münster in Beziehung, bezieht den Schlossberg als Hintergrund des Münsterplatzes mit ein, selbst das Rot des Münsters wird zu dem Grün des Schwarzwaldes in Beziehung gesetzt. Alle Teile stehen in einem „allgemeinen Wohlverhältnis“, die ästhetische Wahrnehmung dieser Verhältnismäßigkeit bewirkt im Subjekt „das Bewusstsein tiefsten Behagens“[30]. Das Zusammenspiel von Architektur und Platz, Kunst und Natur „bringt ein Drittes hervor, das in seiner Ausgeglichenheit weder Kunst noch Natur ist und doch von beiden das Schönste besitzt“[31], wie Hausenstein an anderer Stelle formuliert. Die Formulierung ist eine treffende Charakterisierung des Verfahrens, das Hausenstein bei der Textkonstitution anwendet.

„Nach der Bodenfläche, die er bedeckt, nach der Höhe, in der er gipfelt, nach der Länge und Breite, worin er seine Gestalt körperlich entwickelt, nach allen diesen Richtungen einen lauteren Begriff von Größe, zugleich aber einen äußersten Bedürfnis nach Gemütsruhe zugeeignet, dergestalt also erbaut, dergestalt dem Menschen gewidmet, derart an sich selbst den Menschen im Innersten angeeignet, steht der Dom nun auch noch in einem freundlichen Licht eines milden Glücks, das ihm aus seiner Situation beschert wurde“[32].

Die Idealität der baulichen Situation verursacht selbst beim Münster noch



„Es gehört zur Freiburger Harmonie, dass die Röte des Münsters zum Grün des Schwarzwaldes in einer Art komplementärer Nachbarschaft steht – auch dort nämlich, wo die Farben aus den entscheidendsten Phasen des Hochroten und Starkgrünen in gebrochen übergehen, in jene Nuancen, die öfter erlebt werden: wo etwa das Lilarosa gegen ein horizontblau verdünstendes Grün der Waldberge sich absetzt“. Foto: D. Kühnel

„dieses Glück, einen Platz zu besetzen, der wahrhaft für es gemacht ist, und als wirke solche herzliche Zufriedenheit des Baus mit seiner Lage auf den Platz wieder zurück“.

Die Topographie des Freiburger Münsterplatzes ist genauso „ideal“ wie das Behagen der Wahrnehmung vollkommen ist.

Für die Übereinstimmung der Eindrücke *„wird kaum ein anderes erklärendes Bewusstsein zur Verfügung stehen als gerade jenes, für welches der Name schon gefunden ist: das Bewusstsein tiefsten Behagens. Vom Mal zu Mal wird Geist wie Seele nachdrücklich inne, dass alles am Freiburger Münster auf diesem Namen steht“*[33].

Spranger hat vor Jahren richtig beobachtet, dass Hausenstein eine Gegend und ihre Kultur „nur als etwas Statisches“ wahrnimmt und „als etwas das nur im

„Dem von der Münsterstraße Hinzutretenden steht die Kirche nicht frontal im Blick, sondern in leichter Schräge. Diese, durch die westöstliche Orientierung sachlich bedingt, wird in der reinen Betrachtung des Phänomens als besondere Gefälligkeit dankbar empfunden. Die Situation enthält einen lösenden Reiz; dass alles Starre ausbleibt, bewirkt im Gemüt einen Reflex behaglicher Freiheit; auch so stimmt das Bild sich selbst und uns zu harmonischem Grundgefühl“. Foto: H. Hauß

Aggregatzustand des Subjekts existiert“[34]. Im Gegensatz zu den Städtebildern eines Siegfried Kracauer zur gleichen Zeit[35] der an Wechsel, Veränderung, Vergänglichkeit interessiert ist, widmet Hausenstein seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem Überdauernden einer exemplarischen Platzanlage und ihrem Ensemble. Plätze als bewusst gestaltete Flächen widerstehen zumeist Veränderungen und weisen überdies eine „Dichte“ auf, die sie ästhetisch wahrnehmbar machen. Das „Statische“, Überdauernde läßt den Platz selbst zum harmonischen Bild werden, zu einer Mitte der Wahrnehmung, die das Bedürfnis des Subjekts nach Harmonie aufzunehmen, auszudrücken und zu bestätigen weiß, eben: allgemeines architektonisches Wohlverhältnis und Bewusstsein des inneren Behangens.

7. Der Basler Münsterplatz

„Was für ein köstlicher Platz ist dies“ Kriterien eines idealen Platzes

Bei der Beschreibung des Basler Münsterplatzes, den er als einen „köstlichen Platz“ einschätzt, zählt Hausenstein nicht endenwollende Kriterien seiner ästhetischen und ethischen Eigenschaften auf:

„Weit in aller Welt kann man untersuchen, bis man einen findet, der es ihm gleichtut an allen guten Eigenschaften: an Geschlossenheit und dennoch Weite; an Gelassenheit und Bestimmtheit, an lebender Wirklichkeit; an Mäßigung, an Schlichtheit, aber auch Würde; an Klarheit, Stille und Offenbarlichkeit; an Freiheit und kräftiger Ordnung; an Gesetz; an Menschlichkeit und an jenem unwidersprechlichen Ernst, der einer weltlichen und geistlichen Obrigkeit entspricht, den Widerschein des humorigen Wohlgefühls eines Johann Peter Hebel aber nicht ausschließt an ungestörtem Zusammenhang endlich von Haus zu Haus, von Raumstück zu Raumstück, von Zeitalter zu Zeitalter, von entlegener Vergangenheit bis zu diesem Augenblick, der Zusammenhang ist so ungewohnt wie er vollkommen ist“[36].

Hier wie an anderen Stellen kommt es Hausenstein bei der Betrachtung eines Architekturdenkmals auf den räumlichen und zeitlichen Zusammenhang an, auf die Verbindung ästhetischer und ethischer Merkmale. Aus dem Zusammenhang der „Größen und Verhältnisse“, Höhe des Münsters und „gemessener Höhe der Häuser“ ergibt sich wie selbstverständlich die „Selbstdarstellung“ des Platzes, „der Zusammenhang des Platzes mit sich selbst“, „ein Zusammenhang nicht nur im Stoff der Bauten, sondern auch in Sitten und Geist der Menschen“[37]. Platzästhetische Kriterien sind in der Hausensteinschen Beschreibung immer mit übergeordneten Kriterien des Zusammenhangs eines Platzes mit ethischen Qualitäten verbunden.

Die Ästhetik der „Wohlverhältnisse“ ruft im Betrachter ein „innigstes“, „tiefstes“ Behagen hervor, das sich zu einem „ändächtigen Behangen“ steigert. Hausenstein greift in der Beschreibung solcher Momente auf die Goe-

Der Basler Münsterplatz aus verschiedenen Perspektiven

Fotos: H. Hauß

Karlsruher Schloss

thische Formel des Behagens zurück. Das ästhetische Wahrnehmen hat nicht nur einen pädagogischen, sondern fast „religiösen“ Charakter[38].

8. Der Karlsruher Schlossplatz

„Ihr könnet nicht wissen, was dieser Schlossplatz für mich ist!“

„In den Sohlen brennt es, brennt es; vor zum Schlossplatz! Da ist seine stille Schönheit, seine Liberalität und humane Einfachheit: seine bescheiden Größe, die wie im Gleichnis dennoch alle gemütliche Weite besitzt. Ihr könnet nicht wissen, was dieser Schlossplatz für mich bedeutet. Die Sonntagvormittage von zehn Jahren gutgläubiger Jugend liegen mir darin; Parademusik, Schlosswache, Hofkutschen; Schulkameraden, Tennisfreundinnen, Tanzstundendamen; Theaterzettel mit den Namen Felix Mottl mit Fidelio, Wagner und den Trojanern; Hofopernsängern und Schauspieler …“

Der Text Hausensteins ist nicht nur eine der feinsinnigsten Laudatio auf das residenzlerische Karlsruhe am Ende des 19. Jahrhunderts, er ist auch ein Beispiel für das, was man zu dieser Zeit unter einem bedeutenden Platz mit urbaner Kultur zu verstehen hatte. Urbanität ist ohne einen entsprechenden architektonischen Rahmen nicht denkbar. Der geschlossene architektonische Rahmen wird in idealer Weise durch Schloss, Schlossplatz und den gegenüber liegenden Arkaden der Ministerien gebildet. Dadurch erhält der Platz eine ungewöhnliche Weite.

„Das Schloss breitete seine Arme im Bogen auseinander, als wäre es gestimmt, die ganze Stadt mit liebenswürdiger Bereitschaft ans Herz zu nehmen, obwohl es dieselbe doch eigentlich in weiten Abmessungen von sich hielt,“

heißt es im Text im Roman „Lux Perpetua“. Das architektonische Ensemble und der Platz teilen eine Botschaft mit. Die Botschaft ist zunächst eine soziologische und politische, Nähe und Distanz von Schloss und Stadt, von Herrschaft und Bürgern. Doch bleibt die Anlage – typisch für die Wahnehmungsweise Hausensteins – „menschenfreundlich“, „leutselig“, „ohne Strammheit und Spröde“[39]. Das

Treiben auf dem Schlossplatz ist Ausdruck einer Lebensweise, einer bürgerlichen versteht sich. Zur Urbanität gehört das Wechselspiel von architektonischem Ensemble und Lebensweise der Beteiligten. Eine anspruchsvolle Lebensweise findet ihre bauliche Entsprechung, und die Architektur wirkt korrigierend auf die Lebensweise zurück[40]. Die Darstellung des Austauschs zwischen Platzarchitektur und Lebensweise ist ein grundlegendes Anliegen der Hausensteinschen Platzästhetik.

Die kulturelle Dimension des Geschehens auf dem Schlossplatz wird in Hausensteins Text durch die Bedeutung des Theaters im Bildungshaushalt des Bürgertums dargestellt. Gleichzeitig ermöglicht die Theaterleidenschaft des Gymnasiasten Hausenstein die soziale Erfahrung mit verschiedenem Menschen, Soldaten, Leuten vom Hof, Schulkameraden, Freundinnen, Hofopernsängern und Schauspielern. Ein urbaner Ort ermöglicht in seiner sozialen Verdichtung Erfahrungen in sozialer, kultureller und emotionaler Hinsicht. Urbanität im bürgerlichen Sinne war im besten Falle ein komplexes Erlebnis, wie Hausenstein zeigt.

Der Text Hausensteins ist in doppelter Weise aber „exklusiv", einmal durch die einzigartige Lage von Schloss und Hoftheater in unmittelbarer Nachbarschaft und schließlich durch das prägende Bildungserlebnis, das aber nur einer höheren Bürgerschaft vorbehalten war. Ich denke man kann wohl behaupten, dass nie mehr nach Hauenstein in Karlsruhe ein Platz von einer solchen Dichte von Architektur und pädagogischer Botschaft erlebt und beschrieben worden ist.

Hausenstein war sich wohl bewusst, „dass dem Erzählenden in diesen Zeiten der Maßstab des Wichtigen ungewiss geworden" ist. Der Erzähler hat nurmehr sich selbst und „so kann er auch nur sich noch geben, mit dem innigen und einigermaßen verzweifelten Wunsch; im Bruttobilde des Subjektiven möge etwas von dem Nettobilde des Objektiven enthalten sein"[41].

9. Nochmals Frank Bascombe

Zurück zu Frank Bascombe, den wir anfangs erwähnten. Er behauptet rigoros, Orte haben keine Bedeutung. Orte, die er meint, sind Orte des Alltags ohne ästhetische Relevanz, Orte ohne Eigenbedeutung. Hausenstein dagegen als bildungsbürgerlicher Kunstschriftsteller knüpft an historisch besondere Orte an, eben an Plätze, die durch Architektur und gegliederten Raum von sich aus eine unbestrittene ästhetische Bedeutung haben. Um einen Ausdruck Bascombes zu benützen, Orte in den Texten Hausensteins „kooperieren" mit dem Autor. Das ist der Vorteil, den kunstgeschichtlich interessante Plätze gewähren. Die Arbeit, die der Kunstschriftsteller zu leisten hat, ist „das Bild des Platzes" und „uns zu harmonischem Grundgefühl" (Freiburger Harmonie) zu stimmen. Das bereitwillige sich Anschließen des Subjekts an objektiv gegebene ästhetische Denkmale mag man bildungsbürgerlich nennen, insofern als es sich um eine Aneignung von Bildungsgütern handelt, zu denen das Subjekt in eine „Wechselwirkung" (W. v. Humboldt) tritt.

Bascombe dagegen hat es mit banalen Orten zu tun und er verweigert sich einem „Pathos", das solche Orte heilig zu sprechen gewillt wäre. Orte, die er akzeptiert, sind nur solche, die eine „schlichte Bühne" (a simple setting) sind und „bereit, sowenig sich selbst zu sein" (willing to be so little itself). Für Bascombe gibt es weder Orte mit vorgegebener ästhetischer Bedeutung, noch Orte, die eine Bedeutung durch Gefühlsbindung hätten. Orte sind Nicht-Orte.

Anmerkungen

1 Richard Ford, Unabhängigkeitstag. Roman. Aus dem Amerikanischen von Fredeke Armin, Goldmann, 1997. Die Originalausgabe erschien 1995 bei Alfred A. Knopf, Inc., New York Richard Ford, Independence Day. Panther. Paperback edition first published 1996.

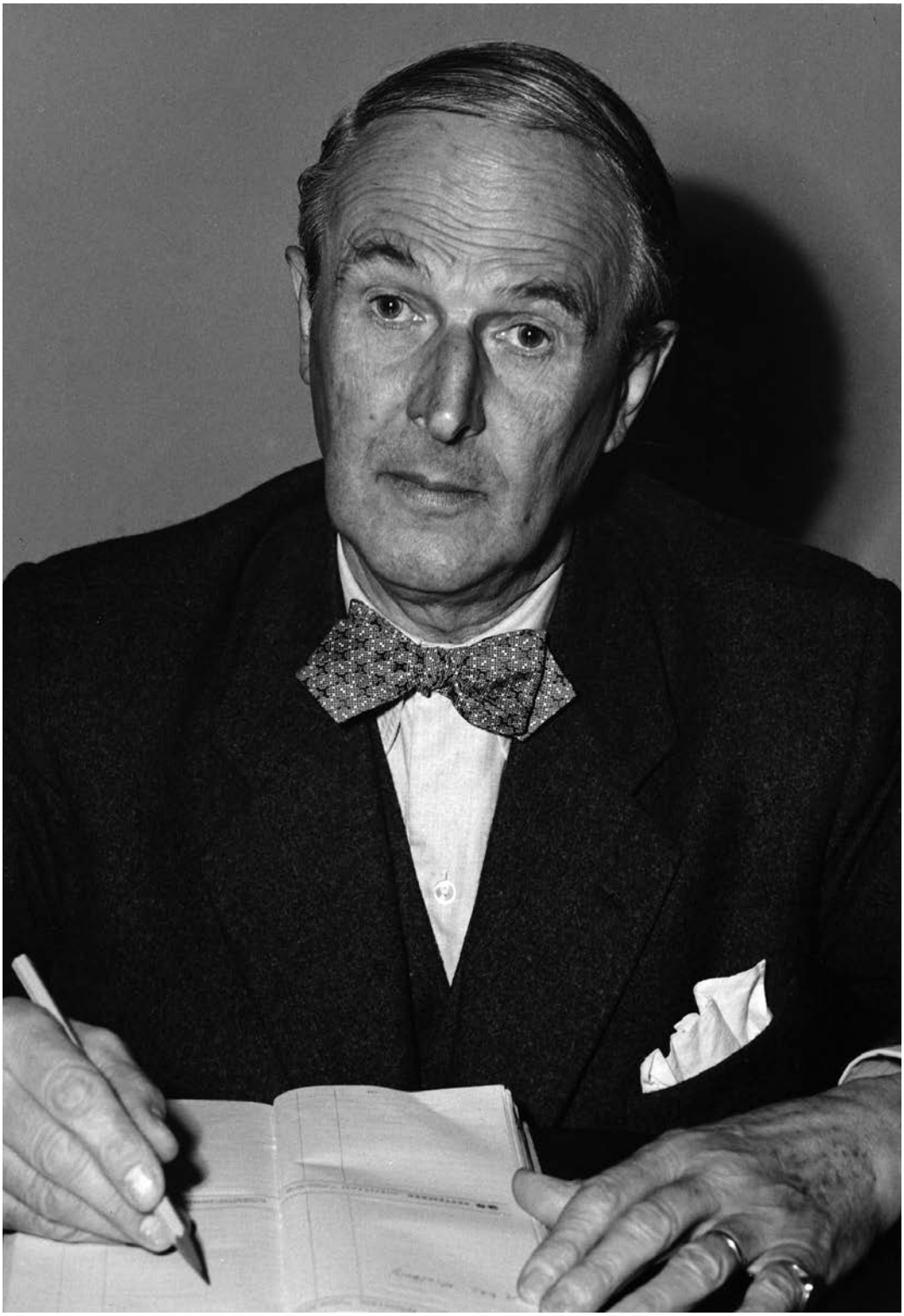
2 „Only nothing signifies, nothing gives a nod. The sea closes up, and so does the land".

3 Unter „Existenzperiode" versteht Bascombe das „Ausbalancieren der drängenden Kräfte", den „Hochseilakt der Existenz" (S. 130). „Man muss lernen, die Dinge nicht mit sich herumzuschleppen, bis man verrottet oder explodiert (Die Existenzperiode ist speziell für diese Art von Anpassung gedacht)" (S. 216).

4 „We feel they ought to, should confer something-sanction". Die Übersetzerin hat „sanction" als „Sanktion" unübersetzt stehen lassen. Ich würde die Übersetzung mit „Billigung, Zustimmung" vorziehen.

5 „Places never cooperate by revering you back, when you need it“.
6 „Place means nothing“. Stelle zitiert nach der deutschen Fassung S. 207.
7 S. 587.
8 Erhard Kästner, Die Lerchenschule. Aufzeichnungen von der Insel Delos. Insel Taschenbuch 57, S. 25.
In „Aufstand der Dinge“ (Bibliothek Suhrkamp) wird der Gedanke der Verortung im Hinblick auf Wahrheit weitergeführt:
„Dass ein Gedanke nichts wert sei, so lange er keinen Ort hat. Keinen Ort und kein Schicksal. Keinen Körper mit Freuden und Schmerzen. Es gibt keine landlose Wahrheit. Wahrheit bildlos, körperlos, schicksallos, ortlos: Das reicht nicht zum Rang einer Wahrheit. Ein landloser Gedanke, ein kraftloser, etwas Welt muss in eine Wahrheit eingebracht werden, sonst ist sie keine; ihr Finder muss irgendwo gelebt, gesehen, geatmet haben; das muss dabei sein“, S. 62. An anderer Stelle heißt es: „Wahrheit ist zeitlich und örtlich“ (S. 25).
9 „To cease sanctifying places“.
9 A. a. O., S. 17.
10 A. a. O., S. 18.
11 A. a. O., S. 213.
12 A. a. O., S. 127.
13 W. Hausenstein brachte die „Badische Reise“ im Jahre 1930 heraus. „Lux perpetua“ wurde 1947 veröffentlicht.
14 „Ihm war es schlechterdings unbegreiflich, wie ein halbwegs gebildeter Deutscher an Goethe ohne innere Ergriffenheit vorübergehen könne. Die Gespräche mit Eckermann und Riemer gehörten zu seinem Hausbrot, um so mehr, je weniger Weimar in der politischen Öffentlichkeit bedeutete“. Franz Josef Schöningh, Hochland 1958.
15 Clemens Siebler, Badische Biographien Bd. 1, Seite 156.
16 Friedrich Bentmann, Karlsruhe im Blickfeld der Literatur 1969, S. 59.
17 W. Hausenstein, Badische Reise, 1930, S. 10.
18 W. Hausenstein, Lux Perpetua, S. 357.
Auf die Frage: „War es denn so? Darauf würde ich im voraus antworten: ja, es war so – im Sinne der eigentlichen, der inneren, meinethalben. also der poetischen Realität.“
19 W. Hausenstein, Wanderungen. Auf den Spuren der Zeiten. Societäts-Verlag Frankfurt a. M., S. 19.
20 A. a. O., S. 25.
21 Wilhelm Hausenstein, Liebe zu München, 1958, S. 111.
Frank Bascombe meint dagegen, wenn er noch Schriftsteller wäre, dann würde er einfach alles aufschreiben. „Du könntest das ganze in Pathos verwandeln und zur Erbauung anderer aus dem eigenen Lebensbuch streichen“ (S. 216). „To turn it into pathos and get it all off your ledger for the enjoyment of others.“
22 Wilhelm Hausenstein, Wanderungen. Auf den Spuren der Zeiten, Societäts-Verlag Frankfurt a. M., 1955.
23 Wilhelm Hausenstein, Abendländische Wanderungen S. 37 u. 36.
Mathias Spranger hat deshalb von „Besinnlichkeitsbildern auf Goldgund“ gesprochen.
Hausenstein lesen …! Ein Nachtrag zum 100. Geburtstag und 25. Todestag. Allmende 5/1982, S. 156.
24 Martin Seel, Ästhetik des Erscheinens, 2003, S. 62.
25 Wilhelm Hausenstein, Badische Reise, 1930, S. 60.
26 A. a. O., S. 59.
27 Wilhelm Hausenstein, Reisetagebuch eines Europäers, Prestel Verlag, 1968. 2. Auflage, S. 228.
28 Dieses Ideal wird natürlich meist nur in der südlichen Kunst erreicht. „Ich begreife die einfache Tatsächlichkeit südlicher Kunst und die feste Gegenständlichkeit südlichen Glaubens.
Lauter Tatsachen … lauter Vollendung“ (Tagebuch eines Europäers S. 251).
29 Wilhelm Hausenstein, Abendländische Wanderungen. Städte, Kirchen, Landschaft und Figuren, Tagebuch aus den Badischen (1941) S. 61. Schnell & Steiner, München, 1951.
30 Der Begriff des „Behagens“, der von Goethe übernommen ist, drückt eine „seelische Hochstimmung und seelische Harmonie“ aus (Goethe Wörterbuch. Hg. Akademie der Wissenschaften der DDR, 1989.
31 A. a. O., S. 108 (Aschaffenburg. Park Schönbusch).
32 A. a. O., S. 62.
33 A. a. O., S. 61.
34 M. Spranger, Hausenstein lesen …! Nachtrag zum 100. Geburtstag und 25. Todestag. Allmende 5/82, S. 156.
35 Siegfried Kracauer, Straßen in Berlin und anderswo, edition suhrkamp 72, 1964.
Die Städtebilder sind entstanden zwischen 1928 und 1933 und wurden in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht.
36 W. Hausenstein, Wanderungen, Auf den Spuren der Zeiten, Societätsverlag Frankfurt a. M., 1955, S. 38. „Das andächtige Behagen wächst, indem es verspürt, dass zwischen dem Platz und dem Münster ein Wohlverhältnis waltet.“
37 A. a. O., S. 37.
38 A. a. O., S. 39.
Bei Goethe vielfach gebraucht. Die berühmteste Verwendung findet sich in dem Aufsatz „Winkelmann und sein Jahrhundert“: „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen und würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines und freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen“.
39 Wilhelm Hausenstein, Lex Perpetua, S. 377.
40 Hans Kohlhoff, Was ist eine Stadtgesellschaft? In: Stadtgesellschaft. hrsg. von M. Mönninger, 1999, S. 106.
41 Wilhelm Hausenstein, Europäische Hauptstädte, Ein Reisetagebuch (1926–1932. Prestel Verlag München, 156, S. 221.

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe



Wilhelm Hausenstein 24. 9. 1951

Zur Textauswahl

Hausensteins Bücher sind im Buchhandel nicht mehr erhältlich. Wenn man Glück hat, kann man die Publikationen des Prestel Verlags (Europäische Hauptstädte, Reisetagebuch eines Europäers, Liebe zu München) noch in Antiquariaten finden. Um einen Einblick in Themen und Stil Hausensteins zu geben, haben wir Texte zu Plätzen in dieser Ausgabe wieder abgedruckt. Plätze spielen in Hausensteins Städtebeschreibungen einen herausragende Rolle. Ja, man kann behaupten, dass er in den Reiseskizzen gewissermassen zu einem Spezialisten der Platzbeschreibungen geworden ist. Städte stellen sich in ihren Plätzen selbst dar.

Wir haben deshalb auch versucht, an Hand von Platzbeschreibungen Merkmale Hausensteinscher Ästhetik zu entwickeln. Dass dabei Plätzen in oberrheinischen Städten unsere besondere Aufmerksamkeit gilt, versteht sich von selbst. Einmal aus Gründen heimatlicher Verbundenheit, dann aber auch aus biographischen Gründen. Gehören doch der Freiburger und Basler Münsterplatz, wie Hausenstein schreibt, „zu seinem schönsten und allerliebsten Inventar“, der Karlsruher Schlossplatz nimmt innerhalb der Biographie des Gymnasiasten Hausenstein einen besonderen prägenden Rang ein.

Die Beschreibung der Plätze in Städten am Oberrhein wurde ergänzt durch Beispiele von Plätzen in Paris und Venedig, Platz der Concorde, „ein Platz aus Luft und graublauem Licht“ und die Piazza in Venedig, „ein enormer Salon, der die Nacht zum Plafond hatte“.

Heinrich Hauß

Der Freiburger Münsterplatz: „Freiburger Harmonie“

Aus: Abendländische Wanderungen. Städte, Kirchen, Landschaften und Figuren, Schnell & Steiner, 1951.
Darin: Tagebuch aus dem Badischen, Herbst 1951

Freiburger Harmonie

„Von oben nehmend und nach unten wirkend …“
Dante: Paradiso, zweiter Gesang

Unter der Betrachtung des Münsters in Freiburg werden Auge und Gemüt durch das innigste Behagen erwärmt, das in der Anschauung eines Domes je erfahren werden mochte. Die wohltätige Empfindung teilt sich alsbald mit, leicht sogar schon in jener ersten Minute, über deren grundlegende Bedeutung Herz und Verstand sich noch kaum Rechenschaft geben, so entschieden sie von vornherein zu besonderem Wohlsein gestimmt sind. Wenn aber beide, Herz und Kopf, gleichsam im musikalischen Verhältnis der Quint auseinandergespannt und eins dem anderen eben darin dennoch zugeordnet – wenn also beide nachher angefangen haben, vor sich selbst und gegenseitig die Übereinstimmung der Eindrücke zu verantworten, dann wird ihnen kaum ein anderes erklärendes Bewußtsein zur Verfügung stehen als gerade jenes, für welches der Name schon gefunden ist: das Bewußtsein tiefsten Behagens. Von Mal zu Mal wird Geist wie Seele nachdrücklicher inne, daß alles am Freiburger Münster auf diesem Nenner steht.

Im Format des Bauwerks verbindet sich Größe mit einer ans Inwendigste rührenden Annehmlichkeit. So übersichtlich stellt das Volumen sich dar, daß es in einen einzigen Blick eingeht – einen ehrerbietigen gewiß, der dennoch jeglichen vernichtenden Gefühls unzulänglicher Anstrengung der Augen ledig bleibt. Zwar weiß der Blick sich völlig hingenommen; gleichwohl geht er, so widersprechend dies klingt, erquicklicher Freiheit nun und nimmer verlustig. In der Tat: das Freiburger Münster bezeichnet die ideale Grenze, an welcher die feierliche Wirkung der Dimension und die recht eigentlich behagende Wirkung einander begegnen, ineinander sich einschmelzen – auch diese aber noch in ihren obersten und fernsten Linien den Maßen des Werks wie seines Platzes in überzeugender Einheit des Stils gemäß.

Den Maßen des Werks: sehr menschlichen Maßen! Wir mögen von solcher gotischen Baukunst getrost und mit besonderem Tone auch sagen: ihren humanen Maßen – obwohl das humaniore Jahrhundert, das sechzehnte, der Vollendung des Turms erst nach etwa zwei Jahrhunderten gefolgt ist. Indessen mutet diese Kirche an, als sei in ihr von

humaniorem oder humanistischem Wesen etwas, gleichsam perspektivisch, bereits vom Beginn her angelegt: in ihrer Gotik, ja Romanik nämlich schon, nicht erst in den Beiträgen, welche die deutsche Renaissance auch zum Freiburger Dom geleistet hat.

Wie dem nun sei: wir dürfen das Humane des Münsters sicherlich alemannisch nennen. Daß es im Badischen gefunden wird, ist auch kein Zufall.

Wer nun derart angesprochen ins Innere tritt, der wird auch da zumal das Menschlich-Faßliche verspüren, worin Unfaßliches Figur gewonnen hat. Noch von der differenzierten Gestalt des Chors wird eine beschwichtigende Ruhe auf ihn einströmen. Auch da wird er getrieben sein, zu bewundern; aber von wo immer er komme, er wird die ausgebildete Schönheit des Chors zugleich als eine liebenswürdige Vollmacht erkennen, die sein Vertrauen weckt – die alle, seine Instinkte, wie man in diesem deutschen Südwesten gewinnend sagen würde, „anheimelt".

★ ★ ★

Die Fronten des Querschiffs gegen Süden und Norden sind in aller Einfachheit und Gewichtigkeit, Gerechtigkeit romanischen Stils aufgemauert. Ebenso, wenigstens bis zu drei Vierteln der Höhe, die Schäfte der Hahnentürme, die von außen her den Ansatz des Chors an Haupt- und Querschiff mit gedoppeltem Akzent verstärken. Der untere Teil dies großen Turmes und das Gewände des Mittelschiffs, obzwar schon gotisch, verharren in der, fundamentalen Überlieferung schlichten und starken Baugewerks, die von der rüstig fügenden Kunst des romanischen Zeitalters und seiner Maurer hergekommen ist. Lebhafter entfaltet sich gotischer Geist an den Gipfeln der drei Türme (des großen vorderen und der kleinen seitlichen): im oberen Bereich der Schäfte und vollends in den Pyramiden. Die gotische Initiative streckt sich, wird schlank, schmeidigt, gliedert, raffiniert sich: die Fenster des Chors, der sich ja schon in seiner Gesamtfigur über das Hauptschiff erhebt, sind höher als die anderen, von pfeilhafter Grazie. Der Zickzack eines Kapellenkranzes aus extremer Gotik umfängt den Chor mit rankender Wendigkeit der Linse: der Eindruck des Beweglichen verstärkt sich mehr und mehr. Endlich setzt sich die Renaissance wie eine Maske aus schon profaner Zeit vor den Unterbau des südlichen Querschiffs.

Indessen: wie dieser modische Vorbau eines vorgerückten Jahrhunderts der romanischen Gelassenheit des Querschiffs nicht Eintrag tut, nur eben als Agraffe ziersam, doch unaufdringlich daran befestigt ist, gleich einem feinteiligen Schmuckstück auf der stummen Würde einer breiten Brust, so treten überhaupt die Beiträge aus verschiedenen Epochen gar nicht in Streit miteinander – ja kaum in einen Wettbewerb. So selbstverständlich wohnen die Elemente beieinander und ineinander, daß unversehrt die freundliche Macht der Harmonie aus dem Verbande des Gesamten hervorwirkt. Nichts löst sich ab, nichts erhebt Einspruch, nichts tut Abbruch, dissoniert. Nur das Positive wird Ereignis: der Akkord tönt reicher – mit aller verbindlichen Gewalt vollkommenen Zusammenklangs.

Das Nämliche wird im Innern erlebt. Die Renaissance-Emporen an beiden Enden des Querschiffs sind mit dem romanischen Grundbestande ihrer tragenden und einschließenden Umgebung, dazu mit den spezifischen Eigentümlichkeiten gotischen Maßwerks aufs Dichteste konfrontiert, allein es entspringt nicht die leiseste Disharmonie. Der dekorative Eifer der Renaissance mit korinthischen Säulen, mit korinthischen Kapitälen, mit beinahe verspielter Ornamentik wird von dem sachlichen Ernste der romanischen Folie nicht etwa ausgeschlossen, vielmehr gleichsam vorgetragen. Keine Regung von Unvereinbarkeit findet Raum: nicht in den Dingen selbst und nicht im Eindruck. Es bleibt das Bild einer mehr noch befriedigenden denn erstaunlichen Verträglichkeit.

Was sich im Münster selbst derart in aller erdenklichen Unbefangenheit erweist, wird wiederum draußen am Münsterplatz bewahrheitet. Die Häuser bezeugen den Umschlag der Stile von der Gotik über die Renaissance und das Barock bis hin zum Klassizismus. Allein die Unterschiede der Siegel bewirken nicht Gegensätze, sondern potenzieren die Glaubwürdigkeit des Ganzen – das nur um so mehr ein Totales zu sein scheint, je mehr es sich aus Mannigfaltigem in Eines fügt, um zuletzt, aber nicht am wenigsten, auch noch mit dem Münster übereinzustimmen, zu dem es sich verhält wie der einzig angemessene Rahmen zum Bilde.

Daß die Häuser, indem ihre Zeilen den Platz als festes Gehege umstehen, den kathedralischen Bau aber säumen, wie in Zeiten der Vasallität das Gefolge den freieren Auftritt des Herrn begleitete – daß die Häuser mit verschiedenen Farben bemalt sind, vermag der freiburgischen Harmonie, in der sie untereinander und mit der großen Kirche verbunden sind, nichts wegzunehmen. Allenfalls würde man etwas weniger Rot (und minder intensives) wünschen, damit das Rot des Münsters nicht so nachdrücklich angeredet wäre. Die Wirkung von Grau, und Ocker ist am angenehmsten, da sie dem Rot des Domes ein ebenso diskretes wie volles Relief verleiht.

Was für einem Rot? Wie soll man das Rot des Münsters in ein Wort fassen?

Es ist das Rot eines Sandsteins, welchen die Jahrhunderte verwittert haben: gebleichtes Rot, das ins Rosa und Lila geht. Je nach Licht und Wolken gewinnt es ein Feuer wie die Dolomiten (so, wenn die Glut des Abends über den Rhein herüberschlägt), oder den Anschein silbengrauer Patina, oder den Ton des welkenden Veilchens. Im französischen. Vokabular würde das „lie de vin“ zur Verfügung sein und der Verlegenheit der Definition ein wenig abhelfen – namentlich dort, wo es darum ginge, den mitunter in der Tat weinigen Ton des Inneren zu bestimmen.

Wieviele Töne also sind am Leib dieser Kirche versöhnt, ihr eine Haut, einen „Teint“, in des Wortes etymologischem Sinne zu bilden!

Um das Rot des Freiburger Münsters vollauf zu würdigen, muß man sich in die Versuchung führen, es auf einen Augenblick in den Ton gelbgrauen Sandsteins umzudenken. Überflüssig, zu erklären, wieviel just an dieser Stelle mit ihm verloren wäre! Es gehört zur Freiburger Harmonie, daß die Röte des Münsters zum Grün des Schwarzwaldes in einer Art komplementärer Nachbarschaft steht – auch dort nämlich, wo

die Farben aus den entschiedensten Phasen des Hochroten und Starkgrünen in gebrochene übergehen, in jene Nuancen, die öfter erlebt werden: wo etwa das Lilarosa gegen ein horizontblau verdünstendes Grün der Waldberge sich absetzt. Die Stufungen der Farbe schließen sich da freilich auch schon ins Tonige zusammen, und wenn das Rosa ins Graue verschießt, dann verwebt es sich mit der Schwärze des Waldes wie aus geheimem Einverständnis über einen gemeinsamen Zauber.

Drinnen im Münster ist das Helldunkel nicht zu tief. Das „Chiaroscuro“ läßt die Entwicklungen des Raums noch in der Dämmerung erkennen: den entscheidenden Zug des Gesamten in die Länge und die besondere Eleganz des Chors, die sich aber nirgends ins Preziös-Schlanke verdünnt, sondern eine gesunde Entfaltung auch in die Breite liebt – natürliche Entfaltung, die schon von der Konstitution her zum Harmonischen trachtet.

Trifft die Sonne ins Innere herein, so schimmert sie köstlich auf altgrau verfärbtem Mattrot. Das vergoldende Spiel am grau beschlagenen Rosa ist zu solcher Stunde aber mehr als bloß schön. Es ist wesentlich – denn es bewirkt in offenbarer Erscheinung, die von der Sonne an den Tag gebracht wird, eine aktuelle Anwesenheit der Geschichte.

⋆ ⋆ ⋆

Dem von der Münsterstraße Hinzutretenden steht die Kirche nicht frontal im Blick, sondern mit leichter Schräge. Diese, durch westöstliche Orientierung sachlich bedingt, wird in der reinen Betrachtung des Phänomens als besondere Gefälligkeit dankbar empfunden. Die Situation enthält einen lösenden Reiz; daß alles Starre ausbleibt, bewirkt im Gemüt einen Reflex behaglicher Freiheit; auch so stimmt das Bild sich selbst und uns zu harmonischem Grundgefühl. Nicht, als ob es der Lage der Dinge an Festigkeit gebräche. Alles ist bestimmt, alles unverrückbar. Nur daß einem strengeren Sinn des Begriffs der „Verbindlichkeit“, dem Gedanken des Verpflichteten und Verpflichtenden, an dieser Stelle der Charme zuwächst und bleibend nahewohnt: das Liebenswürdige und – noch einmal sei es in des Wortes lauterster Bedeutung ausgesagt – das „Gemütliche“. (Nebenher denkt man an den ähnlich schrägen, ähnlich unbefangenen Auftritt des Martinsmünsters in Landshut an der Isar zurück.)

Zur Linken vor der Fassade mit dem Turm schiebt sich ein Eckhaus vor, grau, in der Sparsamkeit noch klassizistischen Geschmacks. Das Prospekt wird dergestalt halb verdeckt. Die Begegnung mit der Freiheit des Münsters wird also eine Überraschung sein und an dem grauen bürgerlichen Eckhause eine Stütze haben – eine unbetonte Rückversicherung.

Der Turm freilich ist schon dem Hinzukommenden im Ganzen sichtbar und an ihm, in seiner Tiefe, das Haupttor, das mit der Kraft eines Mundes den Odem einzieht, das Pneuma entsendet. Die Empfindung organischen Lebens geht nicht minder von der Höhe des Turmes aus: die tektonischen Linien im Filigran der Pyramide, die zur Spitze zusammenstrebenden acht Sternbalken, von denen der pyramidale Helm seinen zuverlässigen Bestand empfängt, sind nicht spröde

Gerade, vielmehr gelind nach außen geschwellt – nicht anders als antike Säulen, denen eine Schwellung eigen ist wie die eines Schenkels oder eines atmenden Thorax.

Mit dem guten Gefühl, die Höhe dieses Turms bleibe im Bereich des Ersteigbaren, die Ersteigung selbst aber in den Schranken des Zuträglichen, entschließt man sich alsbald, hinaufzustapfen. Im Holzwerk der Turmstube kündigt sich nun allerdings schon ein Mächtigeres an, worin das menschliche Maß zu zyklopischen Spannungen gedehnt und verdichtet scheint. Ist darüber alsdann der steinerne Boden des Oktogons erreicht, der Aufblick in das luftige, zugleich gewichtige Gefüge der Pyramide freigegeben, so wird deren Dasein freilich schier allzu mächtig; es ist, als rage sie über das Fassungsvermögen des Blicks und Bewußtseins nun doch hinaus. Die Gründung im Irdisch-Festen scheint aufgehoben; Luft und Licht, Himmelsblau und Wolken sind jetzt nicht bloß Umgebung der Pyramide, deren Sphäre, sondern deren Basis – wie in betäubender Umkehrung der Schwerkraft. Wohl stehen die steinernen Eckpfeiler des Oktogons lotrecht und mit beschwichtigender Massivität, aber die Spitzbogenfenster dieses obersten Stücks vom Turmschaft haben, glaslos, wie sie sind, mit Luft und Licht und Wind eine verblüffend unmittelbare Gemeinschaft. Der achtkantige Freiluftsaal unter der offenen Pyramide will sich vom Irdischen ablösen, läßt sich an, in der Richtung zu entfliegen, die er anzeigt: senkrecht empor, als wäre er die Gondel eines Ballons. Und wie gesagt: bereits bewegt sich die Empfindung in Ahnungen, welche das Oben und das Unten gegeneinander auszuspielen, auszutauschen drohen. Über der Freilufthalle gar, dort, wo die Pyramide auf dem Oktogon der gewinkelten Pfeiler unmittelbar aufsitzt und wo ein Umgang erlaubt, das alleräußerste Eichmaß für einen Ungeübten ersteigbarer Höhe zu berühren – dort oben vollends entschwinden dem Blick die steilen alten Dächer drunten immer tiefer abwärts; die Vertikalen fangen an, andeutungsweise, doch verwirrend sich zu neigen; die örtlichen Bestimmungen beginnen durcheinanderzuschaukeln.

So wäre an einem Turm, dem zwar jede hybride Faser fehlt, das menschliche Maß am Ende doch verlassen – oder wenigstens für den und jenen Gast des Turms von ungefähr in Frage gestellt?

Nein. Ernstlich könnte dies nicht behauptet werden. Es bedarf nur eines kurzen Entschlusses, eine kreisende und schlingernde Phantasie der Nerven zu überwinden, und die steinernen Tatsachen da oben legen in der Tat eine strikte Besinnung nahe. Das sursum corda des Zeitalters gegen 1350 ist in dieser Pyramide ja wahrhaftig handgreifliche Wirklichkeit geworden und geblieben: Realität nach durchaus menschlichem Vermögen. Auge und Hand können die Arbeit der Steinmetzen an der Pyramide aus materieller Nähe prüfen: das Maßwerk in den steilen Dreiecken der Spitze trägt noch die Spuren des Schlegels, der oben – in einer für die Wirkung zur Tiefe, auf den Platz hinab rechnenden Arbeit – rauher zu Werke gegangen ist als weiter drunten an bequemer einzusehenden Stellen der Architektur. Kreuzblumen, in Wind und Wetter erprobt, halten dem nahe am Gipfel Angekommenen einen robusten Naturalismus entgegen, der an ihrer irdischen Gegenständlichkeit nicht zweifeln läßt. Weitgreifende Ausschau auf die Landschaft tut das übrige: der grüngoldene, bronzene Schwarzwald nah im

Osten, im nachmittäglichen Westen die langhin gedichtete Linie des Kaiserstuhls, von Sonnenglast umdünstet und umschwelt, die lagernde Breite der Rheinebene – alles versichert, daß hier noch die echte Welt der Menschen ist. Des Himmels Bläue lächelt ihr zu. Alles ist der geliebten Stadt wie aus einer einzigen Hand leibhaftig geschenkt.

In solcher Harmonie ruht, voll der Güte, still herabgeneigt, am hellichten Tage leuchtend und doch geheimnisvoll, selbst noch das Metaphysische gern an den oberen Grenzen des Menschlichen.

Freiburger Münsterplatz (II)

(In: Badische Reise)

Und wäre das Münster mit dem Platz drumher nicht ohnehin eine der Mitten meiner früheren und höheren Jugend gewesen; wären mir beide nicht schon einverleibt worden, ehe ich geboren, ehe ich gedacht war, vom Vater her, der das Münster beging, als er noch geistlich werden wollte, von der Mutter her, die in Freiburg ihre Erziehung zum Fräulein empfing, von den Hornberger Großeltern her, denen Freiburg die „Stadt" für alles war, für den feineren Einkauf, für den Besuch beim Arzt mit den stärkeren Autoritäten (zwar nicht ohne daß Straßburg mit Freiburg im Wettbewerb gestanden wäre): so würde mir das Bild des Freiburger Münsters mit dem Platz dennoch geläufig sein. Denn wenn ich von der großen Straße her, der Straße mit dem drolligen Brunnen, den eine Epoche mit dem letzen Gefühl, fast schon Stammtischgefühl für Ritter gemacht hat – wenn ich von dieser Hauptstraße zum Freiburger Münster einbiege, dann tue ich es ja nicht viel anders, als wenn ich mit Freund Jean aus Colmar in Straßburg um die hohe Ecke biege zum Münster hin. Beide sind rot, das Münster in Freiburg und das in Straßburg. Beide sind schlank. Der Geist der Gotik ist in beiden fast der nämliche, ob es auch wahr ist, daß die Kathedrale in Straßburg sich eleganter hebt und sich mit einer Fassung aufrechterhält, mit einer Ruhe ins Einzelne zeichnet, die innerhalb einer von sich selbst am höchsten entzückten Gotik das Klassische des Westens entschiedener anmeldet.

Überblicke ich den Freiburger Platz, fühle ich mich in der Weite des bürgerlich umbauten Raumes als den reinlich gehegten Gast, so ist mein Zustand und der des Platzes aber auch ähnlich dem stillen Nachmittag am Münsterplatz zu Basel.

Und sind nicht Basel und Freiburg heimelige sichere Stücke meines schönsten und allerliebsten Inventars, wie Hebel selber, Johann Peter Hebel, der große Dichter in der Unscheinbarkeit, der von beiden Städten geschrieben hat?

Heute vormittag freilich ist der Freiburger Münsterplatz lebhafter gewesen als der Basler. Denn heute früh war Markt. Die alemannischen Zurufe der Ausbietenden flogen hin und her wie flatternde Tauben; es war ein Sumsen wie um einen Bienenstock; es war ein harmonisches Durcheinander munterer Bewegungen, fast wie auf einem italienischen Mercato; bunte Kopftücher, bunte Standschirme und über allem eine hitzige Sonne. Es roch nach frischen Salzbrezeln; es roch nach Geflügel, das federig und warm in Holzkäfigen stak; es roch nach den

guten Dingen der badischen Küche – nach Gemüsen, nach Gemüsen (wonach es in der fleischernen Küche Bayerns niemals riecht); in längliche Laibe geformt lag die Butter zwischen grünen Blättern – so hat die Großmutter ihre Butter eingekauft; die Eier hügelten sich und waren riesige Perlen wie in österlichen Kindergeschichten; die Gemüse – immer wieder die Gemüse wetteiferten an Buntheit, Fülle, Aroma mit den Blumen, und der vergorene Geruch der Käse des Landes beleidigte nicht die Herrlichkeit der Sträuße und Topfpflanzen eines halb bäuerlichen, halb bürgerlichen Geschmacks, verletzte nicht die würzige Reinheit des Duftes der Suppenkräuter oder des Honigwachses … Doch jetzt ist Nachmittag. Der Platz ist leer – um so leerer, als es soeben heftig gewittert hat. Er ist still, jenseitig, bürgerlich jenseitig, wenn ich so sagen darf, wie sonst nur der Basler Münsterplatz. Kein Kohlblättchen, kein zerschelltes Ei ist auf dem Pflaster liegengeblieben, keine Hühnerfeder, kein Gänseflaum. Das sommerliche Unwetter hat den rötlichen Pflasterboden vollends abgescheuert; noch stehen als Zeichen des gründlichen Putzes einige laue Lachen in den flachen Senkungen des Pflasters, das holprig ist. In seiner reinsten Wesentlichkeit ist dieser Raum nun dargestellt, der Raum an sich – heimgesucht bloß vom Auftritt des Münsters und meinem eigenen, winzigen, fliegenhaften Kommen, das nicht sich selbst verspürt, sondern bloß all dies Gebaute, Zugespitzte, Gebreitete, Gemeißelte. Ich darf es sagen: mich selbst, wenn ich mich fühle, empfinde ich beinahe wie das Außen – den Platz aber, das Münster wie das Innen.

Der Basler Münsterplatz

Aus: Besinnliche Wanderungen, Städte, Kirchen, Landschaft und Figuren, Schnell & Steiner München, 1941

Es ist nicht möglich, das Münster zu sehen, ohne immer wieder auf den Platz zurückzuschauen, der dieses und den Betrachter trägt, rahmt und sichert. Was für ein köstlicher Platz ist dies! Weit in aller Welt kann man umhersuchen, bis man einen findet, der es ihm gleichtut an allen guten Eigenschaften: an Geschlossenheit und dennoch Weite; an Gelassenheit und an Bestimmtheit, an lebender Wirklichkeit; an Mäßigung, an Schlichtheit, aber auch Würde; an Klarheit, Stille und Offenbarlichkeit; an Freiheit und kräftiger Ordnung; an Gesetz; an Menschlichkeit und an jenem unwidersprechlichen Ernst, der einer weltlichen und geistlichen Obrigkeit entspricht, den Widerschein des humorigen Wohlgefühls eines Johann Peter Hebel aber nicht ausschließt; an ungestörtem Zusammenhang endlich von Haus zu Haus, von Raumstück zu Raumstück, von Zeitalter zu Zeitalter, von entlegener Vergangenheit bis zu diesem Augenblick. Der Zusammenhang ist so ungewohnt, wie er vollkommen ist. Aus dem Mittelalter, aus dem Barock, auch aus dem Klassizismus stehen alle Häuser unversehrt und mit rüstiger Gegenwart in den heutigen Tag herein. Kein Erdgeschoß aufgebrochen, wie es sonst so oft das Schicksal alter Häuser ist, aus deren verborgener Inwendigkeit eine klaffende, gläserne Auslage gemacht werden soll. Alles ist heil geblieben, alles ganz. Alles ist aber auch wahrhaftig anwesend, dem Jahrhundert der Nachfahren tätig zugeeignet, nicht etwa in museale Abgezogenheit zurückgeschoben. Alles ist wohlgepflegt, mit Sorgfalt nachgemalt und in verpflichteten Bewußtsein lebendig erhalten. Das Ganze steht in mildem und reinlichem Grau, zuweilen auch mit etwas Weiß. Die weißen Fensterkreuze machen allenthalben eine saubere Zeichnung. Rot gibt es an den Häusern kaum; rot ist der Stein des Münsters.

Wichtig ist, daß der Platz um das Münster keine Giebel aufweist. Es ist allein das Münster, das steigt. Die unteren Linien der Hausdächer liegen waagrecht, und gleichgerichtet liegen die Firste droben; nur von den waagrechten Stirnen der Häuser heben sich die Dächer in die Höhe, dunkel und mit ganzer Breite. So scheinen die Häuser selbst eher zu lagern und zu ruhen als zu stehen. Es ist nicht minder wesentlich, daß alle Häuser nur zu gemessener Höhe wachsen. Zweistöckig sind sie, dreistöckig; nur ein einziges Haus erreicht vier Stockwerke. Es bleibt dem Münster vorbehalten, hoch zu sein – hoch mit Maß.

So einfach die Häuser sind, so still in Größen und Verhältnissen, der Platz ist dennoch eine Stätte bedeutsamer Selbstdarstellung. An einem alten patrizischen Haus liest man den Namen „Reischacherhof“, aber

auch die Aufschrift „Departement der Justiz“. An einem ähnlichen Hause von schlichter Breite und noblem Gewicht liest man die Aufschrift „Departement des Innern“. An einem dritten, wiederum nicht unähnlichen liest man den Titel „Baudepartement“. Es ist der Stadtstaat Basel, der sich derart repräsentiert. Es ist die „Polis“ in gleichsam noch antikem Verstande. Das leise Barock des „Mentelinhofes“ birgt Jugendfürsorge und Vormundschaftsgericht. In einer barocken Kartusche nebenan steht eingemeißelt „moribus et litteris sacrum“; es ist das Wohnhaus des humanistischen Gymnasiums. So schließt ein Zeugnis öffentlicher Selbstdarstellung mit gefaßtem Wesen und untadeligem Anstand sich ans andere. Nur einige Schritte müßte man noch machen, um durch die Augustinergasse zur Linken drüben vor die Universität zu kommen: so wäre das Bild vollendet. Daß Jacob Burckhardt aus dem Bild seiner Polis den Weg in die Antike fand, kann füglich nicht wundern. Der Münsterplatz ist öffentliche Bühne, so volklos liegt er; Forum ist er, ἀγορά. Er schweigt nicht immer. In diesem Augenblick – vom Münster schlägt es drei – rennen aus dem Gymnasium die Buben heraus, um recht nach lärmender Bubenart die Pause zu verbringen. Sie rennen zu dem reizenden Brunnen, der nahe dem Münster im seitwertigen Viereck der Kastanien dasteht, empfindsam nach der Weise des achtzehnten Jahrhunderts: mit kannelierter weißer Säule, die eine weiße Steinvase trägt. Die Buben kommen gesprungen und schlagen mit den Händen auf den Rand des appetitlichen Brunnenbeckens, wie Buben es machen, wenn sie im Wettlauf ein Ziel erreichen und es deutlich bezeichnen wollen. Es muß ein Glück sein, an solcher Stätte durch ein Gymnasium zu gehen. Der Zusammenhang des Platzes mit sich selbst, ein Zusammenhang nicht nur im Stoff der Bauten, sondern auch in Sitten und Geist der Menschen, moribus et litteris, erlebt sich dergestalt selber immer aufs neue. Um so gewisser auch, als das alte alemannische Münster ihn verbürgen hilft: das Münster im Ende des langen Vierecks und mit fast rechten Winkeln geformten Vielecks – das Münster, das dies Ganze ruhig und fest überscheint.

1356 ist der Bau in seiner gotischen Überfangung fertig geworden; im Jahre der Goldenen Bulle, in der Zeit des Kaisers Karl IV., der eben mit der zu Nürnberg und Metz erlassenen Bulle den sieben Kurfürsten das Recht bestätigte, den König und Kaiser zu wählen; in der Zeit jenes Kaisers Karl, der 1349 selbst im Münster gewesen war. Die gotische Ausbildung des Münsters gehört darum noch etwa dem ersten gotischen Jahrhundert an. Ob aber deshalb die Gotik des Münsters so gemessen blieb, oder ob eine sich selbst beherrschende Bürgerliebe zu Besonnenheit und Enthaltung überhaupt Maß und Zeichen gab: sogar der bildnerischen Zierden sind bloß einige, gerade an der Stirnwand.

Da sticht der heilige Georg im Unterfeld des Georgs-Turms den Drachen zuschanden, mit langer Lanze, die über weiten Abstand dem Untier durch den Leib dringt; zwei Engel halten einen Helm über dem Haupt des frommen Ritters. Im Gegenüber, im Unterfeld des Martins-Turms, teilt der heilige Martin den Mantel mit dem Armen. Zwischen den äußersten Figuren verweilen zwei seltsam gegensätzliche Paare – Darsteller des bösen und des guten Prinzips. Da ist der Böse selbst, königlich angetan, und die zu ihm gehörende Frau Welt oder Frau

Sünde. Er steht sehr aufrecht, die abgezogenen Handschuhe des fürstlichen Herrn in der gesenkten Rechten, mit der Linken den Apfel hochhaltend. Sie aber, Frau Welt, enthüllt zu ihm hin in schamlos halber Heimlichkeit, sozusagen in öffentlichem Versteck, in frech beziehungsreichem Gleichnis die Kugel ihres rechten Busens. Beide grinsen, wie das Laster grinst; es ist ein Protzen mit geblähter Wollust in den zur Grimasse üblen Schmunzelns verzogenen Gesichtern. Den zwei Augen zur Rechten (zur Rechten im Sinn des Schauspiels) gegenübergestellt verharren Kaiser Heinrich II. und seine Kaiserin Kunigunde mit den objektiven Gesichtern und eindeutigen Haltungen einer unangreifbaren Heiligkeit, die ihnen nachmals zugesprochen worden ist. Heinrich ist der deutsche Kaiser, der das Basler Münster im elften Jahrhundert gefördert, geschmückt, beschenkt hat – weshalb die alte, hochmögende Stadt ihn auch zu ihrem Patron nahm: sie steht im weltgeschichtlichen Schutz jenes Kaisers, des nämlichen, dem Bamberg verpflichtet ist und der Dom von Bamberg – der Dom, worin das kaiserliche Paar bestattet liegt, gefeiert durch ein Grabmal, das Tiefe strömt der Rhein mit hellolivenem Wasser; er schickt sich an, hinabzufließen bis nach Holland. Welch ein Sockel hier oben für den Blickenden! Der Betrachter steht im Schutz des rötlichdunklen, kellerkühlen Chorgemäuers vor der Rampe der alten Pfalzterrasse und sieht die Sonne an der hellen Erde drüben ruhen und die schwarzwäldischen Berge in einer Bläue träumen, die von der Natur selbst gedichtet ist.

⋆ ⋆ ⋆

Von allem Schmuck entkleidet, steht das Innere des Münsters wie ein entlaubter Baum. Dennoch ist es mehr als nur kahl: es ist das Bild eines integralen Bauwesens, das, mit romanischen und gotischen Formen in eins geschlossen, großartig aufsteht, rein und voll der schweren, dennoch gehobenen Kraft des Mittelalters; ein Meisterwerk bauender Disziplin der Generationen.

Was ist in diesem lilaroten Steingehäuse an deutscher, an abendländischer Geschichte vorgegangen! Bernhard von Clairvaux hat hier zum Kreuzzug aufgerufen. Kaiser und Könige sind hier aufgetreten. Kronen wurden hier bewegt. Eins der großen Konzilien hat hier ein halbes Menschenalter lang getagt, von 1431 bis 1449; es hat über Päpste verfügt – den vierten Eugen abgesetzt, den fünften Felix auf den Heiligen Stuhl erhoben. Die Reformation hat sich des vordem bischöflichen Münsters bemächtigt, und durch die Jahrhunderte ist sie in in ihm seßhaft geblieben als in einer ihrer großen Mitten. Nun steht das Innere still, durchaus in die Klarheit seiner strikten baulichen Ordnung gesetzt, nüchtern, wenn man will, aber von unzählbaren Gebeten berührt; den Hauch frommer Lippen im rötlich-violetten Stein verwahrend für alle Zeit, die das Münster noch bestehen wird, und mit dem deutlich einzusehenden Bogen des Chors die Andacht beschließend – des Chors, der die innerste Erdenwohnung des Jenseits ist.

Der Karlsruher Schlossplatz

Aus: Badische Reise (1930) und Lux Perpetua (1947)

In den Sohlen brennt es, brennt es: vor zum Schloßplatz! Da ist seine stille Schönheit, seine Liberalität und humane Einfachheit; seine bescheidene Größe, die wie im Gleichnis dennoch alle gemütliche Weite besitzt. Ihr könnet nicht wissen was dieser Schloßplatz für mich ist! Die Sonntagvormittage von zehn Jahren gutgläubiger Jugend liegen mir drin; Parademusik, Schloßwache, Hofkutschen; Schulkameraden, Tennisfreundinnen, Tanzstundendamen; Theaterzettel mit dem Namen Felix Mottl, mit Fidelio, Wagner, den Trojanern (wo hört man sie noch?); Hofopernsänger und Schauspieler, alle ein wenig geheimnisvoll mit dem Rest Schwarz unter den Augen und den abgeschminkten, großporigen, ein wenig weichen Wangen; „Herr Wassermann", der Karlsruher Possart, Mephisto, Nathan, Marinelli, Wurm und Nickelmann; die Sängerinnen, ach, die Sängerinnen, und jene ganz junge Schauspielerin mit den schwarzen Haaren und der sanften Üppigkeit, sie, die in gelben Seidenhosen einer Orientalin die Recha spielte, daß uns die Lenden schmolzen; Ballerinen wie Allegorien der Sünde; alle im bürgerlichen Kleide noch mehr aufregend als im Kostüm, gleichsam doppelt verkleidet und zugleich bloßgestellt; die Sonne ein wenig umdunstet; die schlichten Arkaden der leisen Ministerien und der feinen Wohnhäuser am Schloßplatz, im flachen Bogen, der dem flachen Bogen des Schlosses respektvoll zugeordnet ist; die Bäume, die Gitter; die Ketten von Steinpfosten zu Steinpfosten; die Beete, die Brunnen, der Marstall, das liebenswürdige, das unstarre Schloß mit den offenen Armen; der Schloßturm mit der Fahne aller Fahnen, der gelbrotgelben; die Grüße, das Herzklopfen, die fühlbaren Blässen, die jähen, im eigenen Gesicht … Da ist nun alles wieder; bestaubt, sehr bestaubt, mehr als ich wußte; ein wenig zurückgetreten auch, wenn ich so sagen kann, in eine museale Melancholie … Dies ist nun der Abstand, den man „Geschichte" nennt, du lieber Gott, Geschichte; und ich selbst bin um so viel älter und vielleicht um mehr noch anders – obwohl ich im Grunde meine, es sei „dasselbe" Leben … Der Schul-Heraklit fällt mir ein: du kannst nicht zweimal in den gleichen Fluß steigen. Die Lehrer fallen mir ein: sie sind wohl alle tot. Auf einem der Ministerien am Schloßplatz fahren Radiotürme aus dem Dach. Es ist grauenhaft.

Ich suche mir *mein* Karlsruhe; von allem Abscheulichen blicke ich weg und suche das Wesen der Stadt, die meiner Jugend, meinem Leben eine Grundschicht gab, der ich treu bin …

Karlsruhe ist eine antikische, eine humaniore Stadt, die ein wahrhaftiges Forum besitzt, eine wahre Agora. Wie viele wissen ganz und gar, daß es sich lohnt, dies Forum zu entdecken, das für die Beredsamkeit

eines Alten nicht zu schlecht wäre? Welch ein Gefüge der Plätze und Verbindungen, der Einzüge und Ausbreitungen! Dieser Weinbrenner war ein Biedermeier, der als ein Riese dachte. Badische Reise, 1930

Das Schloß breitete seine Arme im Bogen auseinander, als wäre es gestimmt, die ganze Stadt mit liebenswürdiger Bereitschaft ans Herz zu nehmen, obwohl es dieselbe doch eigentlich in weiten Abmessungen von sich hielt. Zuweilen schienen diese Arme gar in behütende Fittiche verwandelt; der Name „Flügel", den die Sprache der Baukunst den Ausläufern eines Palastes gegeben hat, gewann aufs unmittelbarste seinen Sinn zurück. Angesichts des Bildes von Fürsorglichkeit und Güte, in welchem die Physiognomie des ebenso bescheidenen wie schimmernden Schlosses recht mit sich selbst übereinstimmte, war es allerdings ein bißchen sonderbar, daß die wachhabenden Leibgrenadiere mit den weißen Litzen an den Krägen wie voller Wut in die Gewehre rannten, um präsentierend die Bereitschaft zur Abwehr aller Unbefugten zu versichern, so oft jemand von der Herrschaft ausflog oder heranfuhr. Doch wurde dieses Widersprechende von niemandem näher gespürt, und auch darin lag eine Bürgschaft für die ruhige Dauer der Zustände.

An den Sonntagen, zwischen Gottesdienst und Essenszeit, verband sich die Wachtparade mit einem schmetternden Regimentskonzert. Wer in der Stadt auf sich hielt, war anwesend: von den Offizieren, deren glänzende Buntheit, deren prächtige Allüre noch etwas von Barock, von Empire und Romantik an sich hatte, bis zu den polytechnischen Studenten mit den farbigen Mützen und moirierten Bändern der Corps, der Burschenschaften; von den Beamten des Staats und Hofs bis zu den Professoren und Künstlern; von den vorsichtig ineinander eingehängten jungen Mädchen mit der gouvernierenden Mama oder Tante bis zu den Gymnasiasten, zwischen denen der allmählich aufschießende Christian selten ausblieb. Den Hintergrund machten die schlichten grauen Bauten der Ministerien und die einfach vornehmen Wohnhäuser der planimetrisch ausgespannten Anlage, im flachen Halbkreis dem Schloß auf ehrerbietige, ja gleichsam unendliche Distanz zugeordnet – abwartend, nordwärts gewendet, zur Schattenseite, während die Flut des Lichts, wie mit dem Segen der Vorsehung ausgeschüttet, auf der gegen Süden entwickelten Stirnseite des Palastes lag, deren zarteres Grau ins Gelbliche spielte – zum Ton von Elfenbein oder Crème. Die gleichsam zum Cercle zugelassenen Gebäude am Bogen des Segmentes zählten in diskretem Stil zwei Stockwerke; die Bogenschläge der Arkaden schienen ein Saum aus umgekehrten Festons; die zurückhaltende Höhe der obersten Geschosse war mit dem in eine provinziale Spielart übersetzten Knick der Mansarde eher bürgerlich als höfisch ausgestattet. Die Helle verfing sich zumal an den Trophäen über dem Schloß. Sie flimmerte im Schiefer der Dachung, ließ das Gelb und Rot der Turmfahne feuriger glühen, vergoldete das Grün des Rasens und der Bäume in der französischen Ordnung des Gartenparterres vor der lächelnden Fassade. Blendend sprang der Mittag vom weißen Marmor der Frauenfiguren zurück, die in den Zentren der Bassins Lampen aus Milchglas über ihren Häuptern hielten. Exotisch blinkte der Glanz des Zeniths vom Rücken roter Zierfische.

Lux Perpetua, 1947

Platz der Concorde

„Ein Platz aus Luft und graublauem Licht“
Aus: Europäische Hauptstädte Paris

Wie weit ist dieser Platz, wie endlos weit! So dehnt er sich im Herzen von Paris. Ein Platz als Nonplusultra liberaler Beredsamkeit – mit nachwirkend revolutionärem Atem, der großen Zuges nach allen Seiten ins Freie, in die Freiheit ausströmt. Ein derart Grenzenloses als Mitte.

Man kann fast nicht sagen, dies sei ein Platz. Das räumlich Umschlossene fehlt ihm; es mangelt das Räumlich-Formale; er hat keine Schranken – in spezifischem Unterschied von der architekturalen Place Vendôme, von dem umhegten Gartenhof des Palais Royal. Worin besteht der Platz der Concorde denn eigentlich? Er ist eine Fahrbahn, die von Millionen Autopneus blankgefegt wurde; nun schimmert sie bläulich wie Stahl. Aus lauter Laternen besteht der Platz; sie sind um das graugelbliche Rosa des Obelisken gereiht – da ist er nun, unter Tage. Aus einem Ring von allegorischen Statuen besteht der Platz; die Standbilder bedeuten Städte – Brest, Lille, Lyon und andre mehr. Und aus dem Leeren besteht der Platz, wenn ihn nicht die Hunderte Wagen füllen, die gegen Mittag und am späten Nachmittag den endlosen Raum befahren – wie in einem Planetarium. Wie weit sind die Gebäude weg, wie fern erheben sich die architektonischen Grenzen! Weit hinter den Tuileriengärten zeichnen sich die schweren Formen des Louvre; das Palais Bourbon steht am andern Ufer der Seine; noch weiter jenseits steht das Invalidenhotel mit der ergrauenden Vergoldung der Domkuppel; nach Westen hin ist inmitten von Paris fast offene Landschaft – die Elysées mit Bäumen und Anlagen; der große Triumphbogen auf dem Scheitel der Avenue steht in einer gleichsam astronomischen Ferne. Nur auf der Seite der Rue Royale und der Rue de Rivoli schieben sich bauliche Grenzen dem Platz näher, das Marineministerium mit der kurzen, quergestreiften Tricolore, das klassische Hôtel Crillon, auch die antikischen Säulen der Madeleine. Früher, vor der Commune, standen gegen den Platz her, zwar östlich des Baumgartens, einmal die Tuilerien. Jetzt aber ist der Platz schier ungefaßt; Perspektiven, nicht Bauten sind seine Grenzen. Er ist eine weite Ebene inmitten der Stadt, vom Boden aus existierend, ganz ins Waagrechte, Liegende erstreckt, und die Antwort an das blaupolierte Pflaster ist der lichtmattblaue Himmel. Es ist ein Platz aus Luft und graublauem Licht, ein Platz aus Blickrichtungen und Autos, die ihn summend übersausen. Er ist so groß, daß man Mühe hat, seine Mitte zu finden, obgleich der Obelisk sie mathematisch bezeichnet. Man würde auch im Weltall die Mitte nicht wissen; man würde fliegen und irren, schräghin, am Rande, und auch am Rande würde man sich in der Mitte fühlen. Dieser Platz hat es mit der Unendlichkeit zu tun. So existiert er; so hat er eine enthusiastische Natur, so eine begeisternde Kraft. Dazu noch wirkt die Tiefe der Geschichte. Hier rollten die abgeschlagenen Häupter der Revolution in den Korb, ins Sägmehl. Zwar braucht man von Geschichte nicht viel zu wissen. Sie ist da; sie rührt an die Nerven. Wie jedes irgendwo und irgendwann gesprochene Wort zur Atmosphäre wird und das ganze Dasein, das namenlose und das persönliche, umfassen, verdichten, verengern, erweitern hilft: so hat die Luft dieses Platzes die unmittelbar mitbestimmende Gewalt der Vergangenheit.

Piazza in Venedig

Ein Platz, der „ein enormer Salon war und die Nacht des Himmels im Plafond hatte“
Aus: Reisetagebuch eines Europäers, Venezianische Augenblicke

Das erstemal landete ich in der Nacht nahe San Marco. Ich betrat, noch ungewiß vom Schiff, die tadellose Ebenheit der Piazzetta. Schon war es ungeheuerlich und süß; schon war ich, uneingedenk aller moralischen Begriffe des Nordens, die von der Langenweile und von der Armut aufgestellt sind, den anonymen Bestechungen erlegen, die anfingen, wie aus der Luft, wie Luft von allen Seiten auf mich einzudringen. Noch wagte ich nicht, mit dem unterscheidenden Blick das Einzelne auszusondern: die Säulen mit dem Marzocco und dem heiligen Theoderich, der auf dem krokodilförmigen Drachen steht; die rötliche Signorie zur Rechten, zur Linken die Silhouette des Markusturms, und wiederum zur Rechten die wunderliche, libidinöse Üppigkeit des Doms. Dies alles wurde kaum gesehen; Nacht war und in mir selbst die Unaufmerksamkeit einer tödlichen Befangenheit; mehr in den Poren wurde alles gespürt als in den Augen aufgenommen, mehr um die Brust her und in den Eingeweiden gefühlt als in dem Blick gefangen. War Angst, was mich schräglinkshin zog, wo strahlende Helle und vertraute Musik war? Ich hörte entzückt die starke Sentimentalität und rassige Demokratie einer Stelle aus der Aida. Aber nichts in meiner Erfahrung glich der Beklommenheit, die mich anhielt, mich fixierte, die mich überfiel und in den Füßen auf den Boden nagelte, als ich nun, vortretend, die Piazza übersah. Nichts mehr verglich sich dem Wunder, einen Platz zu sehen, der ein enormer Salon war und die Nacht des Himmels zum Plafond hatte; nichts mehr bestand vor dem Wunder, diesen Zustand einer allgemeinen und unbenennbaren Gesellschaftlichkeit zu sehen. Kein menschlicher Wunsch schien zu bleiben: man war im schönsten Saal der Erde, der zwar ein Platz, doch von Menschen warm war und in nichts die Intimität eines Zimmers versagte – der die Atmosphäre erregter Menschen hielt wie ein Theater; man war so sehr in der Gesellschaft, als man es nur sein mochte, und hatte nie so wenig des Glücks der Einsamkeit entbehrt; man stand im Schutz der Wände, deren gleichmäßige Ordnung mit Fenstern und Säulen Unendlichkeit ins Endliche zu fassen, Endlichkeit aber ins Unendliche zu entlassen schien; man stand im Schutz eines starken Turmes und einer Kirche, die diesem Platz und dieser ganzen Stadt zu dienen schien wie die gezähmte Macht eines gewaltigen und absurden Geschöpfs aus den Tiefen der Adria. Welche Umstände der Erzählung! Zu viele – zu wenige? Was hier gesagt wird, war die überschwengliche Empfindung einer Sekunde; und so ist falsch, was hier als Einzelnes geschrieben wird.

Roland Heinzmann/Harald Dannenmayer

Naturschutzbildung für junge Füchse und alte Hasen

10 Jahre Naturschutzzentrum Karlsruhe-Rappenwört*

„Erfolgreiche Naturschutzpolitik muss sich immer wieder bewähren!“

Gerhard Weiser, 1981
Landwirtschaftsminister von Baden-Württemberg 1976–1996

Im Dezember 2006 konnte das Naturschutzzentrum Karlsruhe-Rappenwört auf zehn Jahre Naturvermittlung und Umweltbildung zurückzublicken. Für das Autorenteam Anlass Bilanz zu ziehen und ihre 2002 und 2003 an gleicher Stelle begonnene **Trilogie**[1,2] zur Geschichte des Naturschutzzentrums und seines Hauses abzuschließen.

Der im Stil der Klassischen Moderne erbaute Gebäudekomplex[1] auf der ehemaligen Karlsruher Rheininsel Rappenwört, in dem das gleichnamige Naturschutzzentrum heute sein Domizil hat, kann auf eine äußerst wechselhafte Geschichte zurückblicken:

1929 als **Städtische Vogelwarte** eingeweiht, **1934** wegen zu hoher Unterhaltungskosten wieder geschlossen, danach jahrelang leerstehend und in den Nachkriegsjahren als Wohnheim für Waldarbeiter genutzt, **1975** mit der Gründung der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (LfU, heute LUBW) **bis 1993** als **Staatliche Vogelschutzwarte** genutzt.

1928/29 im Bauhausstil errichtet und 1972 unter Denkmalschutz gestellt, ist die „Perle der Klassischen Moderne“ seit 1996 Sitz des Naturschutzzentrums Karlsruhe-Rappenwört. Im Glasbau der ehemaligen Voliere der früheren Städtischen Vogelwarte (Gebäudemittelteil) befindet sich heute eine attraktive interaktive Dauerausstellung zur Hochwasserproblematik und Natur am Rhein.

Foto: Atelier Altenkirch

Auf Tuchfühlung mit Fridolin: Bürgermeister Ullrich Eidenmüller (hinten), Roland Heinzmann von der Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (vorne) und die Kinder waren fasziniert vom Feldhamster „Fridolin", der sich durch die Besucher in seinem Laufrad nicht stören ließ. Foto: Jörg Donecker
(Badische Neueste Nachrichten Ausgabe 246 vom 24. Oktober 2003)

Natur hautnah erleben. Führungen erfreuen sich besonders starker Nachfrage. Foto: H. Dannenmayer

1993 bis 1996 Umbaumaßnahmen zur Nutzung als Naturschutzzentrum, im Dezember **1996** als fünftes von inzwischen sieben **Naturschutzzentren**[3,4,5] der Landesnaturschutzverwaltung ins Leben gerufen und seit April **1997** als öffentliche Bildungsstätte auf dem Naturschutzsektor für die Öffentlichkeit zugänglich.

Zehn Jahre sind seither vergangen, zehn Jahre engagierter Programmgestaltung mit zahllosen fachkundigen Führungen, Workshops sowie regional vielbeachteten Dauer- und Wechselausstellungen mit z. T überregionaler Medienpräsenz. Zehn Jahre „Naturerlebnis pur" haben ein Bildungszentrum[6] entstehen lassen, dessen Angebot[7] aus dem kulturellen Leben Karlsruhes und seines Einzugsbereiches nicht mehr wegzudenken ist.

Dienstleistungszentrum mit Naturerlebnisgarantie

Die Naturschutzzentren der öffentlichen Hand stehen beispielhaft für eine moderne und bürgernahe Naturschutzpolitik. Als kompakte Dienstleistungszentren rund um die Natur bieten sie im Rahmen ihrer Öffentlichkeitsarbeit vor Ort „vielfältige Aktionen für breite Bevölkerungskreise – vom Naturerlebnis über

Das soll wirklich ein schöner Prinz sein? Kinder haben einen Ochsenfrosch in der Hand.
Foto: Naturschutzzentrum KA-Rappenwört

Wer möchte da nicht Freund von Lurchi sein! Kinder mit einem Salamander auf Du und Du.
Foto: Naturschutzzentrum KA-Rappenwört

Wer hat den Baum erkannt? Kinder ertasten Baumrinde. Foto: Naturschutzzentrum KA-Rappenwört

Seminarveranstaltungen bis zu Familien- und Kindertagen“[3].

Auch in Rappenwört ist das **Informationsangebot** so vielfältig wie die in Frage kommenden Zielgruppen: Vom jugendlichen Naturforscher über den naturkundlich interessierten Wanderer bis zum eingefleischten Naturschützer, – ob spielerisch [Kindergruppen], experimentell [Schulklassen], vermittelnd [Studenten, Lehrer und Vereine], – ob Angler oder Vogelschützer, Naturfreund oder zufällig vorbeikommender Spaziergänger, Jäger oder Architekt [letzterer mit mehr Interesse für das im Bauhausstil errichtete Gebäude als für dessen heutige Funktion], – für alle und jeden gibt es speziell zugeschnittene und/oder individuell kombinierbare Infobausteine sowie kompetente Ansprechpartner.

Einen wichtigen Besuchermagnet stellen – neben einer Dauerausstellung zur „Natur“ der Rheinaue – die zahlreichen **Wechselausstellungen** dar, mit denen es gelingt, möglichst viele Schichten der Bevölkerung, allen voran Kinder und Jugendliche, anzusprechen.

Ausstellungs-Highlights der ersten 10 Jahre (Auswahl)

1997 „Landwirtschaft und Naturschutz – Streuobstbau“

1998 „Wasser ist Leben“
„Die Bann- und Schonwälder in Baden-Württemberg“
„Pappeln – Bäume der Aue mit vielen Gesichtern“

1999 „70 Jahre Rheinpark Rappenwört“
„Skulpturen von Guntram Prochaska“
„From Bauhaus to your house“
„Igel – die pfiffigen Stacheltiere“

2000 „Historische Rheinkarten“
„Hochwasserschutz“ (Karlsruher Beitrag zum EXPO 2000-Projekt)
„Aus dem Leben von Hornisse, Wespe und Co.“

Das Ökosystem der Gewässer birgt viele Geheimnisse, die es zu entdecken gilt. Kinder keschern im Wasser.
Foto: Naturschutzzentrum KA-Rappenwört

2001 „Wanderfische – Rhein ohne Grenzen“
2002 „Einheimische Nachttiere“
„Tiere unserer Landschaft“
2003 „Erlebnisraum Fließgewässer“
„Flussbilder – Bilderfluss“
„Hamster, Specht und Weberknecht – Glanzlichter der Natur“
2004 „Meister Bockert kehrt heim – Von Menschen und Bibern“
„75 Jahre Rheinpark Rappenwört – Prof. Dr. Otto Fehringer und die Vogelwarte Karlsruhe“
2005 „Freund Adebar – Der Weißstorch“
„Ein Heim für Tiere – Nisthilfen für Vögel und Fledermäuse“
„Natur verbindet – La Natur comme trait d’union“
2006 „Zugvögel – Wanderer zwischen den Welten“
„Natur hautnah in und um Karlsruhe erleben“

Ob naturkundliche Führungen (durch die schützenswerte Rheinauelandschaft) oder Vorträge, Artenschutz-Ausstellungen oder Workshops, ob Unterricht am Überschwemmungs-Modell oder lebenden Objekt (vom Ochsenfrosch bis zum Feldhamster, vom Eisvogel bis zur Ringelnatter), das Naturschutzzentrum Rappenwört verfügt über eine breite Palette der Informationsvermittlung und Umweltbildung.

Entsprechend stark gestaltet sich die Nachfrage. Stetig steigende **Besucherzahlen** dokumentieren die zunehmende Akzeptanz in eindrucksvoller Weise. Kamen zur Startphase (April bis Dezember) 1997 rd. 6500 Besucher, so waren es ab dem Jahr 2000 jährlich weit über 40 000 Gäste (Nicht eingerechnet die nicht ermittelbaren Besucherzahlen für die außerhalb des Zentrums liegenden Einrichtungen wie z. B. Skulpturenpfad, Walderlebnispfad, Auenpfad, Waldlehrpfad und Wildgehege, die sich saisonal ebenfalls eines starken Be-

Blick in die Weichholzauen der ehemaligen Rheininsel Rappenwört Foto: H. Dannenmayer

sucherandrangs erfreuen)! Damit gehört Rappenwört zu den am häufigsten besuchten Naturschutzzentren des Landes.

Statistisch erfasst wurden in den Jahren 1997 bis 2005 insgesamt 320 961 Besucher, davon waren 155 566 Kinder.

1997	5 766 Erwachsene,	674 Kinder =	6 440 Gesamtbesucher
1998	7 701 Erwachsene,	7 554 Kinder =	15 255 Gesamtbesucher
1999	13 768 Erwachsene,	14 145 Kinder =	27 913 Gesamtbesucher
2000	26 152 Erwachsene,	22 743 Kinder =	48 895 Gesamtbesucher
2001	24 301 Erwachsene,	23 786 Kinder =	48 087 Gesamtbesucher
2002	23 330 Erwachsene,	24 462 Kinder =	47 792 Gesamtbesucher
2003	21 952 Erwachsene,	21 205 Kinder =	43 157 Gesamtbesucher
2004	21 888 Erwachsene,	21 335 Kinder =	43 223 Gesamtbesucher
2005	20 537 Erwachsene,	19 662 Kinder =	40 199 Gesamtbesucher

Quelle: Naturschutzzentrum Rappenwört

Unter den vielen Besuchern finden sich – meist bei offiziellen Anlässen – auch namhafte Vertreter aus Politik und Verwaltung. Unter ihnen die frühere baden-württembergische Landwirtschaftsministerin Gerdi Staiblin, die ehemalige Karlsruher Regierungspräsidentin Gerlinde Hämmerle, die Präsidentin der LUBW Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz, Margareta Barth, der Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe, Heinz Fenrich, sowie der Leiter des Türkischen Generalkonsulats in Karlsruhe, Generalkonsul Erdogan Kök.

Zahlreiche Behörden- und Referatsleiter der im Regierungsbezirk Karlsruhe ansässigen Natur- und Umweltschutz-, Forst- und Landwirtschaftsverwaltungen sowie Führungskräfte der Stadt sind ebenfalls gern gesehene Gäste bei Vorträgen, Diskussionen und Ausstellungseröffnungen, aber auch willkommene Kooperationspartner. Besonders eng gestaltet sich die Zusammenarbeit mit den beiden Naturschutzreferaten der ortsansässigen LUBW, dem Regierungspräsidium Karlsruhe und dem Amt für Umwelt- und Arbeitsschutz der Stadt Karlsruhe.

Der Bedeutung der Naturschutzeinrichtung entsprechend, ist die lokale wie regionale **Presse** stets vor Ort, um über aktuelle Veranstaltungen und Aktionen – meist mehrspaltig – zu berichten.[8]

Mit ambitionierten **Jahresprogrammen** bringt sich das Naturschutzzentrum in den Kulturkalender der Stadt Karlsruhe ein und mit Pressegesprächen immer wieder in Erinnerung. Ein hervorragend gestaltetes **Faltblatt**[6] macht zusätzlich auf die Attraktivität und Einzigartigkeit des Standortes Rappenwört aufmerksam.

Unterricht im Grünen

Vom Auenklassenzimmer zum Walderlebnispfad

Das Naturschutzzentrum bietet im Rahmen seines Veranstaltungsprogrammes nicht nur **Ausstellungen, Vorträge, Seminare, Workshops,** sondern auch naturkundliche **Führungen** und **Naturerlebnistage** für die unterschiedlichsten Zielgruppen an. So werden z. B. unter dem Motto „früh übt sich" zahlreiche Kinderprogramme angeboten. Beim so genannten „Käfertreff" sammeln die kleinsten Entdecker im Alter von 2 bis 3 Jahren ihre ersten Naturerlebnisse. Wer ab einem Alter von 4 bis 6 Jahren auf Entdeckungsreise gehen möchte, der darf sich den „Wurzelzwergen" anschließen und bei den „Natur-Spürnasen" können Kinder im Alter von 7 bis 10 Jahren ihren Forscherdrang stillen. Auch für Kindergeburtstage gibt es ein reichhaltiges Angebot mit Spiel, Spaß und Aktion in der Natur.

Zur außerschulischen Natur- und Umwelterziehung wurde das **Auenklassenzimmer** und ein **Walderlebnispfad** geschaffen.

Das „Auenklassenzimmer", eine sich ergänzende Verbindung zwischen Freilanderlebnis und Experimentieren im Schulungsraum, ist ein spezielles Angebot für Schulklassen und Kindergruppen. Die praxis- und naturbezogenen Angebote orientieren sich hierbei an den Lehrplänen des Landes Baden-Württemberg. Für Vorschulkinder und Grundschulen bietet das Naturschutzzentrum Themen wie Wasserkreislauf in der Natur, Tiere und Pflanzen im Jahresverlauf sowie Landschaften der Umgebung an. Für weiterführende Schulen reicht die Palette vom Ökosystem Wald und Gewässer über den Schutz von Umwelt und Natur bis hin zur Entstehungsgeschichte des Oberrheingrabens, der Rheinbegradigung und den notwendigen Hochwasserschutzmaßnahmen.

Der „Walderlebnispfad" ist eine gemeinsame Einrichtung der Landesforstverwaltung und des Naturschutzzentrums. Er bietet die Möglichkeit, natürliche Zusammenhänge im Wald hautnah zu erleben.

Auf einer Strecke von ca. 2,5 Kilometer können die Kenntnisse über den Wald an 17 unterschiedlichen Stationen spielerisch vertieft und die Natur mit allen Sinnen wahrgenommen werden. Ganz besonders richtet sich dieses Angebot an Kinder und Jugendliche mit ihren Lehrern, aber auch an Erzieher, Gruppenleiter und interessierte Waldbesucher.

Natur ohne Grenzen

Mit **PAMINA** haben die namensgebenden Grenzregionen Südpfalz [**P**alatinat], **M**ittlerer Oberrhein und Nordelsaß [Nord **A**lsace] einen gemeinsamen **Rheinpark** (Parc Rhénan) ins Leben gerufen, der im Kern nicht nur die einzigartigen Auenlandschaften beiderseits des Rheins umfasst, sondern diese auch durch ein umfangreiches, gut ausgeschildertes Radwegenetz erschliesst.[9] Damit wachsen dem Naturschutzzentrum Rappenwört neue Aufgaben auf dem Gebiet der internationalen Naturvermittlung in Form von zusätzlichen Führungen und Workshops zu. Gleichzeitig wird der Standort zum Bindeglied und Stützpunkt für alle Aktivitäten der Stadt Karlsruhe als Mitglied im PAMINA-Parkverbund. Denn unmittelbar am

Partner-Logos „Pamina Parc Rhénan Rheinpark" und „Life"

Der „badische Urwald" kann auf sorgfältig angelegten Radwegen bequem erforscht werden.
Foto: Naturschutzzentrum KA-Rappenwört

Stadtrand der „badischen Residenzstadt" beginnt mit *„Deutschlands letzter Wildnis"* die Naherholungszone von Karlsruhe. *„Mystische Auenwälder und geheimnisvolle Gewässer"* bilden eine faszinierende Landschaftskulisse von tropischer Anmut und *„beherbergen Europas artenreichste Tier- und Pflanzenwelt"*[10].

Die herausragende Bedeutung der Auelandschaft entlang der Rheinschiene kommt auch im **LIFE-Projekt „Lebendige Rheinauen bei Karlsruhe"** der Europäischen Union (EU) zum Ausdruck. LIFE ist ein Finanzierungsinstrument der EU zur Förderung von europaweit bedrohter Tier-und Pflanzenarten sowie Lebensräume in NATURA 2000-Gebieten.[11] Das 2004 ins Leben gerufene Projekt ist auf fünfeinhalb Jahre angelegt und mit einem Finanzrahmen von 7 Millionen € – ausgestattet, von denen allein rd. 3,5 Millionen € – aus Brüssel in Schutz-, Renaturierungs- und Entwicklungsmaßnahmen zwischen Philippsburg und Rheinstetten fließen.

NATURA 2000 ist aber nicht nur eine europäische Verpflichtung, sondern bietet darüber hinaus Regionen wie Baden-Württemberg die Chance, die Bekanntheit ihrer zum Teil einzigartigen Natur- und Kulturlandschaft zu erhöhen und Impulse für einen ökologisch ausgerichteten Tourismus zu setzen.

Das aktuelle Veranstaltungsprogramm des Naturschutzzentrums bietet dazu zahlreiche Aktionen im LIFE-Projektgebiet an.

Fazit

Zehn Jahre Naturschutzzentrum Rappenwört haben aus der „Perle der Klassischen Moderne" zusätzlich ein „Juwel der Naturschutzbildung" gemacht. Beide Pretiosen gilt es für künftige Generationen zu bewahren.

Anmerkungen

* Ministerialrat i. R. **Dr. Eberhart Georg Heiderich,** ehemaliger Geschäftsführer der Stiftung Naturschutzfonds Baden-Württemberg [1983–2000] und in Personalunion Leiter des Referates „Naturschutz, Landschaftspflege" im Ministerium für Umwelt Baden-Württemberg [1983–1986] sowie „Landschaftspflege" im Ministerium für Ernährung und Ländlichen Raum Baden-Württemberg [1987–2000] für seinen gleichermaßen innovativen wie unermüdlichen Einsatz auf dem Gebiet der Naturvermittlung und Umweltsensibilisierung **gewidmet.**

1 Heinzmann, R. & H. Dannenmayer (2002): Perle der Klassischen Moderne. Zu Architektur und Baugeschichte des Naturschutzzentrums Karlsruhe-Rappenwört. – Badische Heimat 3/2002: 548–559; Karlsruhe (G. Braun).

2 Heinzmann, R. & H. Dannenmayer (2003): Prof. Dr. Otto Fehringer. Eine biografische Skizze. – Badische Heimat 4/2003: 653–661; Karlsruhe (G. Braun).

3 Ministerium für Ernährung und ländlichen Raum Baden-Württemberg (2003): Naturschutzzentren in Baden-Württemberg. – 22 S.; Stuttgart 2. überarbeitete Auflage 2003 (MLR).
Die sieben baden-württembergischen Naturschutzzentren in der Reihenfolge ihrer Einrichtung: Naturschutzzentrum Bad Wurzach (1985), Naturschutzzentrum Eriskirch (1994), Naturschutzzentrum Schopflocher Alb (1996), Naturschutzzentrum Obere Donau (1996), Naturschutzzentrum Karlsruhe-Rappenwört (1996), Naturschutzzentrum Ruhestein im Schwarzwald (1997), Naturschutzzentrum Südschwarzwald (2001)

4 Finanzministerium Baden-Württemberg (Hrsg): Naturschutzzentrum Karlsruhe-Rappenwört. Ein Projekt der Staatlichen Hochbauverwaltung. – Faltblatt; Karlsruhe 1997.

5 Die ursprüngliche Konzeption des Landes sah zunächst ein Netz von zwanzig über ganz Baden-Württemberg verteilte Naturschutzzentren vor, um die Betreuung und Pflege der Schutzgebiete zu gewährleisten. Nachdem die großen Natur- und Umweltschutzverbände mehrere Natur(schutz)-zentren unter eigener Regie eingerichtet haben, hat sich die staatliche Naturschutzverwaltung bislang auf sieben Modell-Landschaftsräume [Fluss-

landschaft im mittleren Oberrhein (Rappenwört), Wacholderheiden auf der Schwäbischen Alb (Schopfloch), Grinden im Nordschwarzwald (Ruhestein), Feldberg und Feldee im Südschwarzwald (Feldberg), Felsenlandschaft im Donaudurchbruchtal (Beuron), Hochmoore im Wurzacher Ried (Bad Wurzach), Bodenseeregion um das Eriskircher Ried (Eriskirch)] beschränkt.

6 Naturschutzzentrum Karlsruhe-Rappenwört (Hrsg.): Naturschutzzentrum Karlsruhe-Rappenwört. – Faltblatt; Karlsruhe 1998 (Naturschutzzentrum).
Info: Naturschutzzentrum Karlsruhe-Rappenwört, Hermann-Schneider-Allee 47, D-76189 Karlsruhe, Tel. 07 21/9 50 47-0, Fax 07 21/9 50 47 47,
Email: info@nazka.de,
Internet: www.naturschutzzentren-bw.de

7 Naturschutzzentrum Karlsruhe-Rappenwört (Hrsg.): Jahresprogramm 2006. – Karlsruhe (Naturschutzzentrum).

8 Beispiele ausführlicher Berichterstattung: Mit Fridolin und Willie der Natur auf der Spur. Naturschutzzentrum Rappenwört zeigt bis Ende Februar die Ausstellung „Hamster, Specht und Weberknecht". – Badische Neueste Nachrichten Nr. 246 vom 24. Oktober 2003 *(Patricia Kaluzny).* – Fridolin läßt das Hamstern nicht. – Der Sonntag vom 28. Dezember 2003. – Der fleißige Baumeister und Ur-Badener kehrt zurück. Naturschutzzentrum Rappenwört präsentiert Biber-Ausstellung. – Badische Neueste Nachrichten vom 29. Oktober 2004 *(Dirk Neubauer).* – Ein Falke für Fehringer. Ausstellung erinnert an Anfänge in Rappenwört. – Stadtzeitung 59. Jg. Nr. 1+2 vom 14. Januar 2005 *(cal).*

9 Radler und Wanderer gelangen mit der Fähre oder über die Rheinbrücken auf die französische und pfälzer Seite. Radkarten und Infos sind sowohl im Naturschutzzentrum Rappenwört als auch in der PAMINA Rheinparkzenrale im Riedmuseum, Rastatt Ottersdorf, Tel./Fax 0 72 22/3 81 51 99, erhältlich.
Email: info@pamina-rheinpark.org,
Internet: www.pamina-rheinpark.org

10 Karlsruhe extra. Die aktuelle Stadtzeitung für Gäste. – S. 19; Karlsruhe 2006.

11 **Natura 2000** ist eine Naturschutzkonzeption von europäischer Dimension. Mit ihr haben sich die Staaten der Europäischen Union einstimmig die *Erhaltung der biologischen Vielfalt in Europa* zum Ziel gesetzt. Bereits 1992 beschlossen sie mit der **FFH-Richtlinie** (**F**auna = Tierwelt, **F**lora = Pflanzenwelt, **H**abitat = Lebensraum) den Aufbau eines Netzes der *natürlichen und naturnahen Lebensräume und der Vorkommen gefährdeter Tier- und Pflanzenarten,* um so das *europäische Naturerbe* zu bewahren. Hierfür sind ausgewählte Lebensräume von europäischer Bedeutung aus verschiedenen geografischen Regionen der EU miteinander zu verknüpfen. Sie bilden zusammen mit der 1979 erlassenen **EU-Vogelschutzrichtlinie** das europäische Schutzgebietsverbundsystem Natura 2000.

Anschrift der Autoren:
HKons.
Roland Heinzmann M. A.
Leiter des Referates
„Landschaftsplanung,
Fachdienst Naturschutz"
LUBW Landesanstalt für
Umwelt, Messungen
und Naturschutz
Baden-Württemberg
Griesbachstraße 1–3
76185 Karlsruhe
Email: roland.heinzmann@lubw.bwl.de

Harald Dannenmayer
Leiter des
Naturschutzzentrums
Karlsruhe-Rappenwört
Hermann-Schneider-Allee 47
76189 Karlsruhe
Email:
h.dannenmayer@nazka.de

Jürgen Stude

Das Mahnmal zur Erinnerung an die deportierten badischen Juden und Jüdinnen in Neckarzimmern

Am 23. Oktober 2005 wurde auf dem Gelände der Tagungsstätte der Evangelische Jugend in Neckarzimmern das Mahnmal zur Erinnerung an die am 22. Oktober 1940 deportierten badischen Juden der Öffentlichkeit übergeben. Auf einer frei zugänglichen Wiese des Tagungsgeländes bildet ein Betonfundament einen 25 mal 25 m großen Davidstern. Diese Bodenskulptur bietet Platz für Erinnerungssteine aus den 137 Deportationsorten. Bei der Übergabe umfasste es Steine aus 41 Orten. Das Neckarzimmerner Mahnmal ist die einzige Gedenkstätte in Baden-Württemberg, die an die landesweite Deportation am 22. Oktober 1940 erinnert. Es entstand und wächst weiter im Rahmen des ökumenischen Jugendprojekts Mahnmal, das hier vorgestellt wird.

Der 22. Oktober 1940
und die Deportation der badischen Juden in das Lager Gurs

Ausgangspunkt des Jugendprojektes Mahnmal ist die Deportation am 22. Oktober 1940, *dem* schwarzen Tag in der badischen Geschichte. Auf Befehl Adolf Hitlers wurden am 22. Oktober 1940 alle transportfähigen Juden Badens, der Pfalz und des Saarlandes nach Frankreich abgeschoben. Vermittelt durch die Reichsführung der SS unter Heinrich Himmler und des Leiters des Sicherheitsdienstes Reinhard Heydrich setzten Reichstatthalter Robert Wagner und sein Pfälzer Kollege Josef Bürckel den Führerbefehl im vollsten Umfang um. Eine Vorwegnahme der 1941 einsetzenden Massenvernichtung lag jedoch noch nicht im Kalkül der Initiatoren der Aktion, vielmehr muss ein Zusammenhang mit dem sog. Madagaskarplan gesehen werden. Mit der militärischen Niederlage Frankreichs sah man eine Chance, die europäischen Juden in Madagaskar oder in einem anderen „kolonialen Reservatsgebiet“ zu konzentrieren und auf diese Weise das drängende „Judenproblem“ zu lösen. Mit der Niederlage Frankreichs war man seiner Verwirklichung näher gekommen, doch der weitere Verlauf des Krieges verhinderte die Ausführung des „Madagaskarplans“.

Die Opfer waren von der Aktion völlig überrascht. Am 22. Oktober 1940 erschienen Gestapo-Männer an ihren Wohnungstüren und forderten sie auf, ihre Sachen zu packen. Manchen der Deportierten ließ man nicht einmal die zwei Stunden, die auf einem Merkblatt vorgesehen waren. Für den Transport der etwa 6500 Personen stellte die Reichsbahn neun Sonderzüge bereit, die bei Breisach den Rhein passierten und von den französischen Behörden schließlich zu dem in den Pyrenäen gelegenen Lager Gurs weitergeleitet wurden. Als die Deportierten dort ankamen, befanden sich ca. 900 Menschen im Lager. Innerhalb weniger Tage stieg ihre Zahl auf mehrere tausend an. Durch Stacheldraht von der Außenwelt getrennt, waren die Internierten auf einer Fläche von etwa drei Quadratkilometer eingesperrt.

Das „Camp de Gurs“ wurde 1939 von der französischen Regierung zur Aufnahme von Flüchtlingen aus dem spanischen Bürgerkrieg errichtet. Es lag in Südfrankreich am Fuße der Pyrenäen, nahe der spanischen Grenze. Insgesamt waren zwischen 1939 und 1945 über 60 000 Menschen in Gurs interniert. Das Lager bestand aus ca. 380 Baracken, die weder sanitäre Anlagen noch Trennwände und verglaste Fenster hatten. In einer Baracke waren etwa 50 bis 60 Menschen untergebracht. Die

Lagerverwaltung Gurs war auf die Unterbringung und Verpflegung der über 6000 Menschen in keiner Weise vorbereitet. Es fehlte an Nahrung, Medizin und Kleidung. Zu der bitteren Kälte kam noch eine Ruhrepidemie, die Hunderten von Menschen das Leben kostete. Die meisten Todesopfer forderten die Wintermonate zwischen November 1940 und April 1941. Es waren vor allem ältere und gebrechliche Menschen, die sich von dem Schock der Deportation nicht mehr erholen konnten und keine Kräfte mehr besaßen, um den Lagerbedingungen standhalten zu können. Verschiedene jüdische und christliche Hilfsorganisationen versuchten den Internierten das Leben zu erleichtern und besorgten Medikamente, Kleidung und Essen. Einige der Deportierten wurden ab Februar 1941 in kleinere Nebenlager verlegt. Dort fanden sie etwas bessere hygienische Verhältnisse und eine bessere Versorgung mit Lebensmitteln.

Das Lager Gurs mit seinen Nebenlagern ist nicht mit den Todeslagern im Osten zu vergleichen; es war kein Vernichtungslager wie Auschwitz oder Treblinka. Einem Teil der Deportierten, die im Besitz von Auswanderungspapieren waren, gelang es bis zum Sommer 1942 legal auszuwandern, allerdings nur in solche Länder, die nicht oder noch nicht in den Krieg eingetreten waren. Anderen gelang es mit Hilfe von Widerstandsgruppen und Hilfsorganisationen aus den Lagern zu fliehen und im Untergrund die Verfolgungszeit zu überleben. Für einen Großteil der Deportierten bedeutete jedoch Gurs eine Zwischenstation auf ihrem Leidensweg. Ab März 1942 veranlasste Theodor Dannecker, der Leiter des Judenreferates der Gestapo und Bevollmächtigter Eichmanns in Frankreich, die Deportation aller dort lebenden Juden nach dem Osten. Die aus Viehwagen zusammengestellten Deportationszüge wurden über das Sammellager Drancy bei Paris nach Auschwitz bzw. Sobibor weitergeleitet. Die allermeisten der Deportierten wurden noch am Tag ihrer Ankunft in den KZs ermordet.

Die Idee des Jugendprojekts

Von der Deportation betroffen waren über 5600 Personen in insgesamt 137 Gemeinden. Die meisten Deportierten kamen aus Mannheim (über 2000 Personen) und aus Karlsruhe (ca. 900), aus einigen Orten wurde nur eine Person deportiert, wie z. B. aus dem kleinen Weiler Saig im Hochschwarzwald. In etlichen der 137 Gemeinden ist das Gedenken an den 22. Oktober 1940 Teil der kommunalen Erinnerungskultur, in anderen Orten ist nicht einmal bekannt, dass jüdische Menschen dort lebten und von dort verschleppt wurden.

Die Idee des Jugendprojektes ist so einfach wie genial: In jedem der Deportationsorte sollen Jugendgruppen oder Schulklassen sich mit der Deportationsgeschichte auseinandersetzen und zwei Gedenksteine gestalten. Einer der beiden Steine soll in der Gemeinde bleiben und dort einen angemessen Standort erhalten, der andere wird Teil des zentralen Mahnmals in Neckarzimmern. So hat das Projekt einen dualen Charakter mit dem Mahnmal als zentralen Fixpunkt und den dezentralen Aktivitäten der Gruppen vor Ort. Der künstlerische Leiter des Projektes, Karl Vollmer aus Gondelsheim, von dem der Entwurf für die Bodenskulptur stammt, verweist auf den Prozesscharakter des Projektes. Er selbst habe lediglich den „statischen Teil“ geschaffen. „Der andere Teil – der dynamische – ist die Erinnerungsarbeit der Jugend in den Heimatgemeinden und die Anfertigung der Steine als Erinnerungszeichen.“

Die Idee zu diesem Projekt wurde von dem katholischen Arbeitskreis „erinnern und begegnen – forum christlicher gedenkarbeit“ entwickelt. Da aber der Umfang des landesweiten Projektes die Möglichkeiten eines ehrenamtlichen Gremiums übersteigt, wurde die Verantwortung für die Durchführung an die hauptamtliche Struktur der katholischen Jugendarbeit der Erzdiözese Freiburg übertragen. Seit 2002 ist auch das Amt für Evangelische Kinder- und Jugendarbeit der Badischen Landeskirche als Projektpartner beteiligt. Die ökumenische Dimension erweitert den Kreis der anzusprechenden Gruppen und Personen.

Der Standort Neckarzimmern

Lange war unklar, wo das Mahnmal seinen Standort finden würde. Klar war nur, dass es

auf dem Gelände einer kirchlichen Einrichtung, die von vielen Jugendlichen frequentiert wird, errichtet werden sollte. Von der Geschichte der Deportation her gesehen, hätte sich Mannheim durch die hohe Zahl der Deportierten angeboten oder Karlsruhe als Hauptstadt des ehemaligen Landes Baden. Nach einem vergeblichen Suchlauf entlang der Rheinschiene fand sich schließlich in der Tagungsstätte Neckarzimmern ein geeigneter Ort. Neckarzimmern liegt zwar im nordöstlichen Teil Badens und an der Grenze zu Württemberg, betrachtet man aber die Karte des ehemaligen Landes Baden, so zeigt es sich, dass die meisten Deportationsorte in Nordbaden liegen.

Die Tagungsstätte hat für das Projekt eine zusätzliche Symbolkraft, da auf seinem Gelände während des Zweiten Weltkrieges Zwangsarbeiter interniert wurden. Aber auch andere Orte der Region Oberer Neckar waren Schauplatz nationalsozialistischer Verfolgung. KZ-Häftlinge mussten Zwangsarbeit in den Gipsstollen für die Rüstungsindustrie der Wehrmacht leisten, die zahlreichen jüdischen Gemeinden fielen dem Rassenwahn zum Opfer – unter ihnen auch die israelitische Gemeinde Neckarzimmern, deren dort noch lebende Mitglieder ebenfalls am 22. Oktober 1940 verschleppt wurden. Diese dunkle Seite der Geschichte wird dokumentiert durch etliche Gedenkstätten und Gedenkorte in der Region. Das Mahnmal in Neckarzimmern ist ein weiterer Baustein dieser regionalen Erinnerungskultur.

Organisation und Ablauf des Jugendprojektes

Für ihre Recherchen erhalten die Jugendgruppen Unterstützung durch den evangelischen Projektleiter und die katholische Projektleiterin. Ihre Aufgabe besteht in der Koordinierung und Beratung der Gruppen gemeinsam mit weiteren sachkundigen Personen. Zu ihrem Service gehört ebenso die Bereitstellung von Informationen und Materialien sowie eine Fotoausstellung zur Depor-

Die Deportation in Kippenheim Bild: Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim

tation der badischen Juden und Jüdinnen und eine Computerpräsentation mit den wichtigsten Infos über das Projekt. Es besteht die Möglichkeit vor Ort das Projekt näher zu erläutern und bei der Entwicklung lokaler Initiativen mitzuwirken. Sie vermitteln Kontakte zu Zeitzeugen, halten Vorträge zum Thema und geben Literaturhinweise zur Geschichte der badischen Juden und Jüdinnen, zu der Deportation und zum Lager Gurs.

Die Projektleiter pflegen eine homepage (www.mahnmal-projekt.de), die einen aktuellen Überblick über den Stand des Projektes bietet. Dort sind die Ergebnisse derjenigen Gruppen gesammelt, die ihre Dokumentation bereits abgeschlossen haben, Presseartikel, eine Link-Sammlung und Fotos von Aktionen.

Die Gruppen

Zielgruppen des Projektes sind in erster Linie kirchliche Jugendgruppen, Firmgruppen, Konfirmandengruppen und Pfadfinderstämme. Eine Arbeitshilfe gibt Anleitung für die Spurensuche vor Ort. Außerdem werden dort Fragen formuliert, die für die Jugendlichen bei der Spurensuche hilfreich sein können.

- In welchen Häusern haben die Juden/Jüdinnen gelebt?
- Wie waren ihre Namen?
- Welche Berufe hatten sie?
- Wie waren sie in die Gesellschaft integriert?
- Wie hat sich die Bevölkerung ihnen gegenüber verhalten?
- Welche politischen Veränderungen beeinflussten ihr Leben, gerade auch in ihren Heimatorten?
- Wo feierten sie Gottesdienste? Gibt oder gab es eine Synagoge am Ort?
- Gibt es noch andere Bauwerke, die mit der jüdischen Geschichte des Ortes in Verbindung stehen (z. B. ehemalige jüdische Schule, Gaststätte, Ritualbad usw.)?
- Gibt es hebräische Hausinschriften am Ort? Was bedeuten diese?
- Wo ist der nächste jüdische Friedhof? Was bedeuten die Symbole, die auf manchen Grabsteinen zu sehen sind?

Das Mahnmal im Herbst 2006

Als Einstieg in die Spurensuche schlägt die Arbeitshilfe vor:
- Entdeckungsreisen vor Ort
- Forschungsarbeiten in Archiven (z. B. der Gemeinde, in Zeitungsarchiven)
- Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen (Menschen, die das Geschehen miterlebten und Überlebende der NS-Verfolgung)

Die Gruppen sind aufgefordert, die Ergebnisse ihrer Spurensuche zu dokumentieren und der lokalen Öffentlichkeit vorzustellen. Dies geschieht z. B. in Form von:
- Ausstellungen
- einer Computerpräsentation
- eines Videos
- einer schriftlichen Veröffentlichung
- von dokumentierten Zeitzeugengesprächen, z. B. auf einer Kassette
- in künstlerischer Form
- …

Gestaltung der Memorialsteine

Im Zentrum des Projektes stehen natürlich die beiden Gedenksteine, die für jeden der Deportationsorte gestaltet werden sollen. Dazu gibt es Vorgaben, die unbedingt befolgt werden müssen:
- Die Steine sollten zwischen 0,7 m und 1 m hoch sein.
- Die Grundfläche sollte möglichst genau 0,5 m x 0,5 m betragen.
- Zur Befestigung der Steine sollen zwei Bohrlöcher von 35 cm Tiefe und 2,5 cm Durchmesser vorgefertigt werden.
- Auf den Steinen soll der Deportationsort stehen, nicht aber die einzelnen Namen der Deportierten.
- Es müssen wetterfeste Materialien verwendet werden.
- Bei der Verwendung von jüdischen Symbolen soll Rücksprache mit den Projektleitern gehalten werden.
- Spezifisch christliche Symbole wie das Kreuz sollten nicht verwendet werden
- Da die Steine in einem etwa 20 cm großen Abstand angeordnet werden, sollte die Vorderseite des Steines im Zentrum der Gestaltung stehen.

Der Stein für Eberbach wurde von der Evangelischen Jugend gestaltet

Die Umsetzung des Projektes durch die Gruppen

So einfach das Projekt in der Beschreibung klingt, so aufwändig ist die Umsetzung für die Gruppen. Insbesondere für selbst organisierte Jugendgruppen ist es bereits eine große Herausforderung in den Besitz von zwei Steinen zu kommen. Die Jugendlichen sind in der Regel auf die Unterstützung von Erwachsenen angewiesen, die ihnen Kontakte zu Steinmetzen, Archiven, Gemeindeverwaltungen usw. vermitteln. Auch bei der Befragung von Zeitzeugen ist oft Unterstützung notwendig. Daraus resultiert, dass sich vorwiegend Gruppen beteiligen, die von hauptamtlichen Mitarbeitern, wie Pfarrern und Pfarrerinnen oder Diakoninnen und Diakonen, geleitet werden. Es sind auch einige Schulen engagiert, die das Projekt in den fächerübergreifenden Unterricht einbauen.

Beachtlich sind die dokumentarischen Ergebnisse. Manchen Gruppen organisierten eine Ausstellung über die Deportierten, andere kreierten eine Homepage oder verfassten eine Broschüre zu den Schicksalen der Depor-

tierten aus ihrer Gemeinde. In der Regel haben die Gegenstücke der auf dem Mahnmal angebrachten Steine einen würdigen Platz in der jeweiligen Heimatgemeinde gefunden. Verschiedentlich gab es Widerstände, z. B. in einer ländliche Gemeinde in Nordbaden, dort wurde eine Leserbriefkampagne gestartet, um die Aufstellung des Steines auf dem zentralen Gemeindeplatz zu verhindern. Der Tenor der Kampagne lautete: Ein Holocaust-Mahnmal in Berlin ist genug.

Das Mahnmal stößt auf großes Interesse der in der Tagungsstätte untergebrachten Gruppen und Schulklassen. Etliche integrierten es in ihr Tagungs- bzw. Freizeitprogramm. Es kommen auch gezielt Gruppen aus Deportationsorten, um ihren Stein dort im Rahmen eines Wochenendprojektes herzustellen. Interessant ist die Beobachtung, dass zunehmend Einzelbesucher, Wandergruppen oder Menschen, die einen persönlichen Bezug zu den Deportierten des 22. Oktober 1940 haben, den Weg nach Neckarzimmern finden.

Bei einer von der baden-württembergischen Landeszentrale für politische Bildung durchgeführten deutsch-französischen Gedenkstättentagung im Frühjahr 2005 lernte Émile Vallès vom Freundeskreis des ehemaligen Internierungslagers Gurs (l'Amicale du camp de Gurs) das Mahnmalprojekt kennen. Dies regte den Freundeskreis an, ebenfalls einen Stein für Neckarzimmern zu fertigen. Émile Vallès: „Sofort als wir von diesem Projekt erfuhren, kamen wir auf die Idee, diesem Mahnmal im Namen der ‚Amicale de Gurs' einen 138ten Stein hinzuzufügen … einen Stein aus Gurs. Dieser letzte Stein, der die 137 anderen ergänzt, soll das tragische und unauflösbare Band symbolisieren, das die Einwohner des Béarn mit den badischen Gemeinden verbindet. Wir haben die Vorstellung entwickelt, dass der Stein aus Gurs einen Koffer darstellen könnte. Denn kann ein Koffer nicht das treffende Symbol für diese überstürzte Trennung sein, für den Abschied von jedem geordneten Familienleben und den Abtransport ins Exil? Und was tut man in einen Koffer, wenn man zur Eile gedrängt wird, entsetzt und angstvoll Abschied nehmen muss, wenn man schon ahnt, dass man vielleicht niemals zurückkehrt? Und wie soll man sich in einer solchen Situation entscheiden, zwischen dem eventuell in der neuen Lebenssituation Notwendigen und den lieb gewordenen Andenken, die man zurücklassen muss? Der Koffer soll auf diesen Bruch und tiefen seelischen Schmerz hinweisen."

Das Mahnmal besteht derzeit aus 41 Steine. Es fehlen also noch Steine aus 97 Orten. Diese sollten nach und nach mit den Steinen aus den noch nicht vertretenen 97 weiteren Deportationsorten ergänzt werden. Da ständig Gruppen aus ganz Baden in Neckarzimmern tagen oder Freizeiten durchführen, hoffen wir, dass diese durch das Mahnmal angeregt werden, in ihrem Dorf oder ihrer Stadt nach der Geschichte der einst dort ansässigen jüdischen Gemeinde zu forschen und sich dem Projekt anzuschließen.

Anschrift des Autors:
Jürgen Stude
Evang. Amt für Kinder- und Jugendarbeit,
Arbeitsstelle Frieden
Blumenstraße 1–7
76137 Karlsruhe

Werner Schäffner

Zur Geschichte der St. Martinskirche in Staufen (Breisgau)

Gedanken anlässlich der 520-jährigen Wiederkehr der Grundsteinlegung

I. Einleitung

Seit dem Sieg des Frankenkönigs Chlodwig über die Alemannen Ende des 5. nachchristlichen Jahrhunderts breitete sich das Christentum auch im Süden und Südwesten des heutigen Deutschlands aus. Es waren fränkische und iroschottische Wandermönche wie Trudpert, Fridolin, Gallus, Pirmin und andere, welche an den verschiedensten Orten in der Oberrheinebene Einsiedeleien gegründet haben. Daraus entstanden im Laufe der Jahrhunderte Klöster mit Kirchen, woraus zum Teil sehr bedeutsame Ansiedlungen wie z. B. Münstertal, Bad Säckingen, St. Gallen und Pirmasens geworden sind. Die ältesten Kapellen und Kirchen aus jenen Gründerjahren existieren nicht mehr, doch finden sich in unserer Region noch eine Reihe sehr alter und ehrwürdiger Gotteshäuser: z. B. die drei Kirchen auf der Insel Reichenau, die Goldbachkapelle in Überlingen, die romanische Kirche in Sulzburg oder die Glöcklehofkapelle in Bad Krozingen. Ihr Alter beträgt um die 1000 Jahre und mehr.

Verglichen damit ist die St. Martinskirche in Staufen nur etwas mehr als halb so alt. Die katholische Pfarrgemeinde St. Martin darf sich im Jahre 2007 mit Freuden an die vor 520 Jahren erfolgte Grundsteinlegung der gotischen Hallenkirche erinnern (Abb. 1). Das genaue Datum der Grundsteinlegung ist nicht belegt. Bekannt ist aber das Jahr, weil der Grundstein für jedermann sichtbar über dem Hauptportal eingemauert worden war: (Abb. 2)

1487: Manche Fachleute deuten das in alten arabischen Ziffern geschriebene Datum – von links nach rechts: 1, eine unten offene 8, eine 8 und eine nach links unten gekippte 7 – als das Jahr 1485. Daneben ist das *„Lamm Gottes“* mit einem Kreuz angebracht, das Attribut des hl. Johannes des Täufers, weil er Christus bei der Taufe am Jordan so genannt hatte.[1] (Abb. 3 bis 7)

In den folgenden Abschnitten werden solche Ereignisse näher beleuchtet, die kirchlich und gesellschaftlich für Staufen und die Region relevant gewesen sind.

II. Hauptteil

1. Die Pfarrgemeinde St. Martin

Eine Pfarrgemeinde oder Pfarrei ist der kleinste selbständige Seelsorge- und kirchliche Verwaltungsbezirk mit der Pfarrkirche[2] als geistigem Mittelpunkt. Ihre Gründung und Grenzziehung erfolgt durch die Kirchenbehörde bzw. den zuständigen Bischof. Der verantwortliche Geistliche, der die ordentliche Seelsorge einer Pfarrei und die damit verbundenen Rechte wie die Spendung der Sakramente, die Verwaltung und den Gebrauch des Pfarrgutes (Pfründe, Vermögen wie Grundstücke, Gebäude, Kunstgegenstände, Kapital u. a.) ausübt, ist im allgemeinen unabsetzbar. Er führt als kirchlicher „Notar“ die Standesbücher (Verzeichnis der Getauften, Gefirmten, Verheirateten und Verstorbenen der Pfarrei). In größeren Pfarreien wird er durch Vikare, Kapläne, Kooperatoren, Diakone, Gemeindereferenten und andere Mitarbeiter unterstützt.

Wann Staufen zur selbständigen Pfarrei erhoben wurde, weiss man nicht.

Die Anfänge der Pfarrei St. Martin in Staufen dürften wohl „bis in das frühe Mittelalter zurückreichen“.

Um **770 n. Chr.** ist der Ort erstmals als „villa staufen in pago brisigowe“ im *Codex Laureshamensis* (des Klosters Lorsch) erwähnt.

1139 ist erstmals von der Staufener Kirche … als „Filiale der Mittelpunktpfarrei Kirchhofen“ die Rede.[3]

1275 wird St. Martin erstmals als selbständige Pfarrei genannt. Die Gründung geht wahrscheinlich auf die Familie derer von Staufen zurück.

Patronatsherrschaft ist das Haus Österreich, stellvertretend dessen Erblehnsmann, also der jeweilige Burgherr.[4]

„1336 taucht erstmals die Bezeichnung „Sant Martins Kilchum“ auf.“[3]

2. Die Martinskirche

Zur Baugeschichte

Seit den Ausgrabungen innerhalb der St. Martinskirche im Jahre 1989 gibt es neue Erkenntnisse über die Baugeschichte, vor allem über Vorgängerbauten. Die Archäologie entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einer wichtigen und unbestechlichen Kontrollinstanz historischer und kunstgeschichtlicher Quellen und Betrachtungen. So bezeichnete der an den Ausgrabungen beteiligte Wissenschaftler Gerhard Wesselkamp „die Martinskirche in Staufen als (ein) hervorragendes Demonstrationsobjekt“[5], an dem man mit Hilfe moderner Forschungsmethoden neue Einsichten gewinnen kann.[6]

2.2 Vorgängerkirchen

Phase 1 – Die erste Martinskirche

Im unteren Bereich fand man Überreste einer Bautätigkeit, die vermutlich einer römischen Anlage zuzuordnen ist. An einer Mauer aus Kalkbruchsteinen, Flussgeröllen und Mörtel lag eine solide Pflasterung mit Resten römischer Leistenziegel. Es wird vermutet, dass sich hier – in unmittelbarer Nähe – ein römisches Gebäude befand. Auf diesen Ruinen und mit dessen Steinen wurde die erste Martinskirche in Staufen errichtet. Gab es an gleicher Stelle einen Vorgängerbau? – Bei der mit *Bauphase 1* bezeichneten Zeit handelt es sich um das Schiff eines quer zur heutigen Kirche verlaufenden Gotteshauses, für den ein seitlicher Eingang in der einen Längswand gesichert ist. Der jeweilige Chor-[7] und Altarraum lag irgendwo draußen auf der St. Johannesgasse. (Man beachte die Grundriss-Skizze – Abb. 3 – mit den jeweiligen Himmelsrichtungen). Fundament und Mauer sind etwa 1 m breit. Das Außenmaß, also die Breite dieses alten Kirchenschiffs, betrug ca. 10,20 m. Da 1989 nur innerhalb der Kirche Grabungen vorgenommen worden sind, bleiben die Länge und die Chorform dieser älteren Kirche unbekannt.

Phase 2 – Kirchturmbau und Vergrößerung von St. Martin 1

Im 13. Jahrhundert wurde nordwestlich der älteren St. Martinskirche der große Eingangsturm angebaut. Man wollte mit dieser Baumaßnahme den vorhandenen Kirchenraum auf der dem Chor gegenüber liegenden Seite verlängern. Der Turm hatte ursprünglich zwei seitliche offene Eingänge sowie einen nordwestlichen Zugang in Richtung der Kirche aus der Bauphase 1. Nach der Erbauung des Turmes wurde die Nordwestmauer abgebrochen und die beiden Nordost- und Südwestmauern zum Turm hin verlängert. Somit erfuhr der Kirchenraum eine Verlängerung um knapp 5 m. Die Breite des Turmes entspricht der Breite von *St. Martin 1*. Der Haupteingang zur Kirche führte jetzt durch den Turm.

Im Oberrheingebiet gibt es ähnliche Beispiele von Kirchen mit einem Eingangs- oder Fassadenturm: so z. B. das Freiburger Münster, St. Alban in Bad Krozingen, St. Leodegar in Schliengen, die evangelische Kirche in Britzingen.

Mit dem Einbau der St. Annakapelle im Turm-Erdgeschoss wurde zu Beginn der 1990er Jahre die südwestliche Eingangstür zugemauert.[8]

2.3 Phase 3 – Bau der gotischen Hallenkirche

Die letzte größere Bautätigkeit war die Errichtung der spätgotischen Hallenkirche mit Langhaus und zwei Seitenschiffen. Es war die letzte wichtige Bauphase 3. „Ab hier betreten wir chronologisch sicheres Gebiet.“[5]

Die Kirche *St. Martin 1* wurde völlig abgerissen und machte um 1487 diesem bedeutend größeren spätgotischen Bau Platz. Das neue Gebäude wurde in rechtem Winkel zur älteren

Abb. 1: St. Martinskirche

Staufener Kirchenführer, Titelbild (vergl. Literaturverzeichnis Nr. 10)

Abb. 2: Grundstein und „Lamm Gottes“ (über dem Hauptportal) Werner Schäffner

Kirche errichtet. Diese Bauform hat sich bis heute erhalten.

Stifterin dieser Kirche war die Gräfin Ehrentrud von Werdenberg, eine geborene von Staufen. – Der Chorraum wurde Erbbegräbnisstätte für die Burgherren von Staufen. Bis dahin war ihre Begräbnisstätte die Klosterkirche St. Trudpert in Münstertal gewesen, deren Klostervögte sie waren (alte Grabsteine der Herren von Staufen sind in der Sakristei der ehemaligen Klosterkirche noch zu sehen).

Die einstigen Burgherren mussten für den schmucken Chorraum die Baupflicht tragen. Man sieht es ihm an. Er ist reicher und schöner ausgestattet als die übrige Kirche[9]. Zum Begräbnisrecht in der Nähe des Hochaltars kam das Recht des Ehrenplatzes im Altarraum.

Dieser Neubau endete erst im Jahre **1516**, als das Glockengeschoss auf den Turm gesetzt wurde.

1518 fand die Konsekration der Kirche durch den Konstanzer Bischof Hugo von Hohenlandenberg statt.[10]

Wir wissen heute nicht, welche Bibeltexte beim Gottesdienst anlässlich der Grundsteinlegung verwendet und in lateinischer Sprache vorgetragen worden sind. Heute ist es jedoch Brauch in einer heiligen Messe, die zu Ehren der Grundsteinlegung eines Gotteshauses gefeiert wird, unter anderem den *Jesajatext* 28, 16–17a vorzutragen und zu deuten. Dort heisst es:

„So spricht Gott der Herr: Seht her, ich lege einen Grundstein in Zion, einen harten und kostbaren Eckstein, ein Fundament, das sicher und fest ist. Wer glaubt, der braucht nicht zu

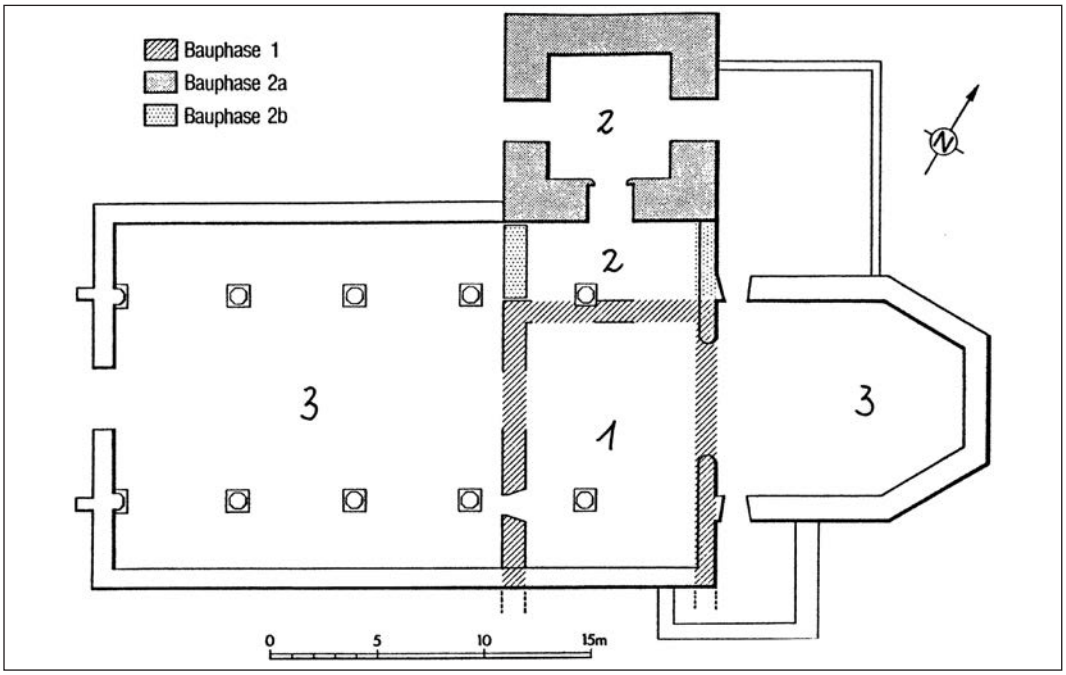


Abb. 3: Grundriss der St. Martinskirche

fliehen. Als Senkblei nehme ich das Recht und als Wasserwaage die Gerechtigkeit."[11]

Jesaja gibt hier keine technischen Anleitungen für die Bauleute des Tempels, sondern ihm geht es allein um religiöse Aussagen über Jahwe. So wie Bauleute Gerätschaften benötigen, um beim Bau gerade Mauern zu fertigen, so braucht der Mensch eine grundlegende Ordnung für sein Leben. Senkblei und Wasserwaage geben bei richtigem Gebrauch durch die Bauleute unverrückbare Linien und Geraden vor: die Senkrechten und die Waagrechten.

So spielen auch zu allen Zeiten im Zusammenleben der Menschen die Beachtung und Befolgung unverrückbarer Maßstäbe und Gebote eine bedeutsame Rolle.

Und was ereignete sich in den langen 29Jahren der Bauzeit der gotischen Martinskirche und danach bis zu deren Weihe im Breisgau, der zu den österreichischen Vorlanden gehörte, und im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation?

1517 begann die Reformation durch Martin Luther. Mit der Versendung von 95 lateinischen Thesen gegen den Missbrauch des Ablasses[12] tritt Luther an die kirchliche Öffentlichkeit. Als die Thesen einige Zeit später, in Deutschland übersetzt und durch den Buchdruck verbreitet werden, erregen sie großes Aufsehen. Ein Jahr später verweigert Luther auf dem Reichstag zu Augsburg den Widerruf seiner Lehre und festigt seine negative Auffassung vom Papsttum.

1520 erklärt Luther in Leipzig neben dem Papst auch allgemeine Konzile für irrtumsfähig. Er veröffentlicht drei reformatorische Programmschriften von weitreichender Wirkung: 1. *„An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung";* 2. das lateinisch abgefasste Werk *„Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche"* und 3. *„Von der Freiheit eines Christenmenschen"*.

Bekanntlich hat sich die Reformation in den österreichischen Vorlanden nicht durchgesetzt. Dennoch ließen sich durch den Einfluss der Schriften Luthers und durch die Einwirkungen der *Züricher Reformation* (Zwingli) eine Art evangelische Bewegung in Vorderösterreich erkennen.

Im Mai **1524** hielt Erzherzog Ferdinand in Breisach einen vorderösterreichischen

Abb. 4: (Abb. 4–7: Die vier Schlußsteine im gotischen Chorgewölbe); hier: hl. Martin Alexander Brinkmann

Landtag ab. Der Erzherzog erschien in Begleitung des päpstlichen Legaten *Campeggio* und ließ sich von den versammelten Ständen die Einhaltung des Wormser Edikts (Reichsgesetz, das über Luther die Reichsacht verhängt und die Vernichtung seiner Schriften angeordnet hat) und die Abschaffung der neu eingerissenen Missbräuche zusichern.[13, 14]

Im Breisgau wirkte *Peter Spengler*, (katholischer) Pfarrer von Schlatt und Dekan des Breisacher Kapitels, als reformatorischer Prediger. In Freiburg regte sich ebenfalls eine evangelische Bewegung (vor allem Universitätsangehörige), die sich in der Stadt aber nicht durchsetzen konnte.

1523 ließ der Rat der Stadt Freiburg rund 2000 lutherische Bücher beschlagnahmen und durch den Scharfrichter verbrennen.

Im Zuge obrigkeitlicher Strafaktionen kam es auch in Vorderösterreich zu Hinrichtungen ohne Gerichtsverfahren von solchen Geistlichen, die reformatorischer Neigungen verdächtig waren. Zu ihnen gehörte der bereits genannte *Peter Spengler*, der in Ensisheim ertränkt wurde, ebenso wie Pfarrer *Andreas Metzger* von Niederrimsingen, der in Freiburg erhängt wurde.[14]

Ein Teil der unterdrückten evangelischen Bewegung war offen für die Predigt der sogenannten Täufer. So konnte der Rottenburger *Wilhelm Reublin* **1526** in Horb/Neckar viele Erwachsenentaufen vornehmen. Ihm folgte der aus Staufen stammende *Michael Sattler*,[15]

Abb. 6: hl. Johannes der Täufer Alexander Brinkmann

Abb. 7: Wappen der Herren von Staufen Alexander Brinkmann

der die 1527 von einer Täuferversammlung angenommenen *„Schleitheimer Artikel“* verfasst hatte. – Sattler und einige seiner Anhänger wurden festgenommen. In Rottenburg wurde ihnen der Prozess gemacht. Sattler, seine Frau und vier weitere Täufer wurden zum Tode verurteilt und am 21. Mai **1527** hingerichtet.

Die Beteiligung an der Bauernerhebung **1524–25** war in Vorderösterreich sehr unterschiedlich gewesen.

1524 musste die Staufener Burgherrschaft fliehen. Ein erzürnter Staufener Bauer soll an einem Sonntag die Kanzel der Martinskirche bestiegen haben; er forderte die Anwesenden auf, *zum neuen Glauben „der Freiheit“ überzutreten: „Wir wölln frei sein, wir wölln keine G'fäll mehr zahlen, schlagt sie tot, die Herrschaft“*.[16]

Nach seiner Niederschlagung wurde der **Bauernkrieg** als ein Ergebnis der reformatorischen Prediger bezeichnet.

1550 gab die vorderösterreichische Regierung eine Polizeiverordnung heraus, die katholische Lebensformen vorschrieb, was immer dies bedeuten sollte. Somit wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts der vorderösterreichische Breisgau als „katholisches Territorium geprägt“.[14]

Am 25. September **1555** kommt es endlich zum Abschluss des Augsburger Religions- und Landfriedens. Hiermit wird auf Dauer das Nebeneinander von Katholiken und Anhängern der Confessio Augustana (bei ausdrücklichem Ausschluss anderer Bekenntnisse, vor allem der Reformierten) reichsrechtlich geregelt.[13]

Diese Augsburger Einigung konnte aber weder „Hexenverbrennungen“ noch den 30jährigen Krieg, der vor allem ein Religionskrieg gewesen war, verhindern.[17]

3. Ausbauten – Umbauten

Im Laufe der zurückliegenden 520 Jahre wurde die St. Martinskirche des öfteren nach den vorherrschenden Stilrichtungen renoviert.

1690: Notwendig war dies vor allem nach dem großen Brand vom 21. Oktober 1690 als französische Truppen die Stadt und das Gotteshaus belagerten und anzündeten. Kirche, Pfarrhaus und 50 Bürgerhäuser wurden zerstört.

Der enorme Schaden, den der Kirchenbrand am Gebäude, an den Altären, Bildern, Tafeln, Paramenten, Messgeräten und Glocken verursacht hatte, konnte nie mehr ersetzt werden. Der damalige Kirchenverlust wurde auf 30 000 Gulden geschätzt; der Schaden an den 50 zerstörten Bürgerhäusern lediglich auf 15 370 Gulden!

Die Folgen des schrecklichen Brandes: Alle pfarramtlichen Urkunden und Aufzeichnungen wurden im Pfarrhaus vernichtet! – Plünderungen und der Brand haben so gut wie alle mittelalterlichen Kunstwerke vernichtet. Es wird vermutet, dass auch sehr wertvolle Kunstwerke (oder gar Altäre?) des unter dem Namen *Meister Hans Sixt von Staufen* bekannten Künstlers ein Raub der Flammen geworden sind.

Bis zum Jahre **1698** dauerte der notdürftige Wiederaufbau der Kirche. Die Stadtväter ließen für diesen Zweck Hilfsgelder sammeln.

1699: Neun Jahre nach dem großen Brand war dann die Konsekration der Kirche durch den Konstanzer Weihbischof C. F. Geist von Wildegg. Es wird berichtet, dass die Kirche aber „nur zur höchsten Notdurft auf das Geringste und ohne alle Dauer“ hergestellt sei.[10] – Die gesamten Wiederherstellungsarbeiten dauerten bis **1702**.

Wie das Innere der St. Martinskirche im 18. und 19. Jahrhundert ausgesehen hat, wissen wir nicht. Es darf aber angenommen werden, dass sie, der Zeit entsprechend, in barockem Stil ausgestattet worden war. Ein Beleg dafür ist der von dem Staufener *Kupferstecher Haas* angefertigte Stich des von *Johann Christian Wentzinger* entworfenen und gefertigten *Gaudentiusaltars* (Im Liebighaus zu Frankfurt/Main befinden sich Figuren des ehemaligen *Staufener Ölbergs* von Johann Christian Wentzinger. Diese einmalige Kostbarkeit war am ehemaligen Beinhaus angebracht, das im Zuge der Entbarockisierung der Kirche und ihres Umfeldes weichen musste. Siehe Abb. 8).

Von **1870** bis 1879 wurde das Innere des Gotteshauses neugotisch umgestaltet. Altstaufener können sich noch an die in dunklen Farben gehaltenen Wandmalereien erinnern. Es waren figürliche Szenen und vor allem die fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes an den Wänden des Langhauses dargestellt.

1956: Bei der Umgestaltung in den Jahren 1956/57 wurde der gesamte Verputz an Decken, Wänden und Pfeilern abgeschlagen. Der Verfasser erinnert sich noch sehr genau an jene Umbauphase vor 50 Jahren. Damals halfen Jugendliche beim Ausräumen der Kirche mit. Nachdem der Verputz abgeschlagen war, konnte man noch sehr deutlich schwarze, rußige Brandspuren in den Fugen zwischen den geplatzten Sandsteinquadern erkennen: so z. B. am ersten Pfeiler links hinten beim Haupteingang. Nach Meinung von Fachleuten hat 1690 die starke Hitze die damals sichtbaren Sandsteine angegriffen und deren Oberfläche so zerstört, dass man gezwungen war, diese Stellen auszuflicken und die Pfeiler zu verputzen.

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ging es bei den Renovierungsarbeiten hauptsächlich darum, dass man den Kirchenraum, der Zeit entsprechend, in schlichten und helleren Farbtönen erstrahlen lassen wollte. Fast 50 Jahre danach wird diese damalige Renovierung als einschneidender *„Purifizierungskahlschlag“,* ja sogar als *Schädigung der Kirche*[18] bezeichnet. Im Gegensatz zu dieser Meinung empfanden die meisten Gläubigen die Renovierung seinerzeit als eine echte Purifizierung, und zwar als eine Reinigung des Kircheninneren von musealem Ballast. – Die drei neugotischen Altäre verschwanden auf dem Kirchenspeicher. Ein neuer steinerner Hochaltar gelangte nun in den lichten Chorraum. Er wurde vom Erzbischöflichen Bauamt Freiburg entworfen und von dem Staufener Bildhauer Ludwig Weber bearbeitet. Es handelte sich um einen in rotem Sandstein gehaltenen Tischaltar. Auf ihm stand ein neuer Tabernakel. (In der Bevölkerung wurde damals „übriges“ Gold und Silber für seine Innenausstattung gesammelt). Darüber war eine Kreuzigungsgruppe angebracht, und das Ganze wurde überragt von den drei neuen bunten Chorglasfenstern des Münchener Künstlers Edzard Seeger.[19]

1957 nahm Weihbischof Hermann Schäufele aus Freiburg die Altarweihe vor.

In den Folgejahren des Zweiten Vatikanischen Konzils **(1962–1965)** gab es große Veränderungen, die sich auf die gesamte Liturgie auswirken sollten. Dies ist umso bedeutsamer einzuschätzen, weil „kein anderes Tun der Kirche den Rang der Liturgie“ erreicht![20]

So feiern die Geistlichen seit Ende der 60er Jahre die hl. Messe *versus populum* d. h. nicht mehr mit dem Rücken zu den Gläubigen, sondern Priester und Gläubige schauen sich beim Gottesdienst an. Diese Neuerung konnte aber nur vollzogen werden, weil im Chorraum der Martinskirche Ende der 60-er Jahre ein weiterer Altar aufgestellt wurde. Es wurde ein kleiner mobiler Altartisch aus Holz angeschafft. Somit hatte der Hochaltar seine bisherige über Jahrhunderte lange liturgische Funktion verloren. Er wurde zum Schaualtar und Aufbewahrungsort der konsekrierten Hostien im Tabernakel. Denn von nun an feiert der Zelebrant die Heilige Messe auf dem neuen Altar, der viel näher bei den mitfeiernden Gemeindemitgliedern steht.

Abb. 8: Gaudentiusaltar Werner Schäffner

Nachdem in der gleichen Zeit die *Handkommunion* eingeführt worden war, verschwanden auch die Kommunionbänke aus dem Gotteshaus. Ebenso erging es der historischen Kanzel.

1989: Wie bereits oben ausgeführt wurde, begann im Jahr der sogenannten politischen „Wende" die umfassende Renovierung der St. Martinskirche. Bedingt durch jene gründlichen archäologischen Ausgrabungen, konnten von nun an genauere Daten über das Alter des Turmes und dasjenige der Vorgängerbauten von St. Martin angegeben werden. Die Baugeschichte musste neu geschrieben werden.[21]

Der Verfasser konnte im Jahre 1989 sehen, wie ein kleiner Bagger bei Grabungsarbeiten im hinteren Drittel des Langhauses mehrmals in alte Gräber eingebrochen war. Hier handelte es sich also um Grabstätten des alten „Gottesackers" (alemannisch „Goddsagger" = Friedhof), die unmittelbar südlich und südwestlich vor dem Jahr 1487 außerhalb der Vorgängerkirchen angelegt worden waren.

III. Schlussbemerkungen

„Die Kirche hat niemals einen Kunststil als ihren eigenen betrachtet, sondern hat je nach Eigenart und Lebensbedingungen der Völker und nach den Erfordernissen der verschiedenen Riten die Sonderart eines jeden Zeitalters zugelassen und so im Laufe der Jahrhunderte einen Schatz zusammengetragen, der mit aller Sorge zu hüten ist."[22]

So hat sich auch die St. Martinskirche im Laufe von 520 Jahren mit den verschiedensten Kunstwerken und *„Gewändern"* geschmückt. Über 200 Jahre lang prangte ihr Inneres in

gotischem Stil, nicht ganz so lange erstrahlte sie in einem barocken Kleid. In den 1870-er Jahren wurde ihr bis 1956 die damals übliche Stilform aufgezwungen: die *„Neogotik“*.

Ist es ein Zufall, dass im 19. Jahrhundert kein eigener Kunst- und Baustil entstanden ist? Damals erschien „die Gotik … als der dem christlichen und germanischen Geiste allein entsprechende Stil.“ So haben jene Epigonen zumal bei Restaurationen unbedenklich manch „wertvolles und ehrwürdiges Stück geopfert, die Kirche von ‚aller barbarischen Unzier‘ des Barock gereinigt und neugotische Dekorationen an die Stelle gesetzt.“[23]

Gesellschaftliche Fragen scheinen heute ebenso wichtig – wenn nicht wichtiger – als Kunst- und Stilfragen zu sein. Dies gilt vor allem im Zusammenleben der Menschen und im Miteinander der verschiedenen christlichen Bekenntnisse.

Für viele Menschen in unserer faktisch säkularisierten Gesellschaft kommt Gott so gut wie nicht mehr vor. Dennoch mögen sich jene Gläubigen der Pfarrei St. Martin und alle Mitfeiernden nicht nur am Festtag der 520-jährigen Wiederkehr der Grundsteinlegung ihres Gotteshauses an die bereits genannten Jesajaworte vom *„Recht und der Gerechtigkeit“* erinnern. Darüber hinaus besteht in einer globalisierten Welt für jeden Christen die Pflicht zur Solidarität gegenüber den Hilfsbedürftigen. Ein gutes Beispiel geben die drei Heiligen, welche in der St. Martinskirche verehrt werden. Besonders der hl. Martin von Tours „verdeutlicht … den unersetzbaren Wert des individuellen Liebes-Zeugnisses.“[24]

„Und was will Gott wirklich von uns? Daß wir Liebende werden, dann sind wir nämlich seine Ebenbilder.“[25]

Anmerkungen – Literatur

1 Dieses Lammrelief aus romanischer Zeit, einer der vier Schlußsteine im Kreuzrippengewölbe des Chorraumes, die nahe Johannesgasse, das jährliche Johannesfeuer und die gleichnamige Kapelle auf dem Josefsbergle erinnern an den ehemaligen zweiten Kirchenpatron der Pfarrgemeinde.

2 Das Wort *Kirche* stammt vom griech. *kyriake* ab und bedeutet „Haus Gottes“; weitere Bedeutungen: a) die Versammlung der Gemeinde und deren Gottesdienst; b) die Gemeinschaft der Christus-Gläubigen einer bestimmten Konfession oder eines bestimmten Landes (Landeskirche).

3 Aufsatz „Neue Ergebnisse zur Baugeschichte der St.-Martins-Kirche in Staufen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald“, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1989, Stuttgart, Seite 256 ff.

4 Siehe die „Zeittafel“ in: „Staufen und der Obere Breisgau – Chronik einer Landschaft“, Aufnahmen und Gestaltung von Leif Geiges, Karlsruhe, 1967, S. 196.

5 Gerhard Wesselkamp, Vortrag über die Ausgrabungen im Herbst 1989 in Staufen, gehalten am 7. März 1990 im Martinsheim Staufen und „Archäologische Ausgrabungen“, a. a. O. S. 256.

6 Bei den Ausgrabungen 1989 wurden die folgenden Prinzipien beachtet:
- Mit archäologischen Mitteln sollen historische Quellen kontrolliert und möglicherweise korrigiert werden.
- Bei minimaler Zerstörung der Bausubstanz – auch historischer Substanz – soll ein Maximum an neuen baugeschichtlichen Ergebnissen erreicht werden.

Die Ausgrabungen in der Martinskirche mussten sich im Wesentlichen auf den für den Einbau der Heizungsanlage notwendigen Rahmen beschränken: das waren drei Heizstationen im Langhaus und eine im Chorraum. – Insgesamt wurden nur 34 qm, also etwa 6% der Kircheninnenfläche, ausgegraben.
Die Auswertung der Befunde im Langhaus ergab, dass mindestens fünf Bauphasen zu unterscheiden sind, der Grabungsbericht nennt aber nur die drei wichtigsten Bauphasen der mittelalterlichen Martinskirche, die auch der Autor benennt.

7 Der Chorraum alter europäischer Kirchen zeigt in der Regel nach Osten. Nicht so in Staufen: Hier zeigte dieser der älteren Martinskirche nach Südosten und jener der heutigen Kirche nach Nordosten. Ursache ist wohl die topografische Lage des Gotteshauses am Fuße des Berghanges *Bötzen*.

8 In der Annakapelle sammelte der damalige Pfarrer Hummel alle jene Kunstschätze aus der Kirche, für die es nach der Renovierung 1989/90 keine weitere Verwendung mehr im Gotteshaus gab; so z. B. die wertvolle Kreuzigungsgruppe, welche von 1957 bis 1989 über dem Hochaltar angebracht war (das Kruzifix wird *Hans Sixt von Staufen* zugeschrieben).

9 Z. B. das gotische Kreuzrippengewölbe mit den vier wunderbaren Schlußsteinen. Von außen nach innen: a) der hl. Martin, Kirchenpatron; b) die hl. Anna, Stadtpatronin Staufens; c) der hl. Johannes der Täufer – einstmals der zweite Kirchenpatron, d) das Wappen der Herren von Staufen mit den drei Bechern, einstmals „stouf“ genannt. (Die 5 Sterne fehlen).

10 „Katholische Pfarrkirche St. Martin, Staufen i. Br.“, Kirchenführer, von Professor Hermann Brommer, Weiler im Allgäu, 2001, Seite 3.

11 Die Bibel, Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, Gesamtausgabe, Stuttgart, 2000, Seite 828.

12 Unter einem *Ablass* versteht man eine vom Papst erteilte Nachlassung zeitlicher Sündenstrafen. Vor rund 500 Jahren wurden im sogenannten Ablasshandel bei gutgläubigen Christen Gelder für den Bau der neuen Peterskirche in Rom gesammelt. Der Slogan lautete: *„Wenn der Pfennig im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt!“*

13 PLOETZ – Geschichts-Kompass Deutschland, 32. Auflage, Freiburg, 1998, Seite 50 ff.

14 Hermann Ehmer, *„Antaustriaca semper catholica?* – Die Reformation und Vorderösterreich“, Aufsatz in: „Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? Die Habsburger im deutschen Südwesten“, herausgegeben vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, 2. Auflage, 1999, Seite 218 ff.

15 Vergl. Hans Otto Mühleisen, „St. Peter auf dem Schwarzwald“, Lindenberg / Allgäu, 2003, Seite 45 ff.
Der Staufener *Michael Sattler* (ca. 1490–1527) hat es im Benediktinerkloster St. Peter im Schwarzwald bis zum Prior gebracht. Vermutlich verließ er 1525 die Abtei. – Mühleisen meint, dass die Vita Sattlers als Spiegelbild jener Zeit zu verstehen ist, in der sich Umbrüche im Denken und in den Strukturen so überlagerten, dass es einen gradlinig denkenden Charakter notwendigerweise bald hier bald dort hinführen musste … Für Mühleisen sind die Ursachen in der Entscheidung Sattlers für die Reformation in seinen benediktinischen Erfahrungen zu finden, die ihn zu diesem Schritt bewogen haben. Er prägte sehr stark die einfache Lebensart der frühen Täufergemeinden mit. – In der Forschung der Baptisten und Mennoniten ist Michael Sattler eine zentrale Rolle zugekommen. Seine Bedeutung als „hervorragender Täuferführer“ ist von ihnen immer wieder untersucht worden.

16 Aus: „Ein Rundgang durch den mittelalterlichen Stadtkern von Staufen“, 1986, S. 31, „Arbeitskreis Landeskunde/Landesgeschichte beim Staatlichen Schulamt Freiburg i. Br. – Regionale Arbeitsgruppe Markgräflerland“ *(G'fäll* bedeutet: fällige Steuern, Abgaben usw.).

17 Vergl. *Staufener Wochenblatt* Nr. 180 vom 22. November 1919 in: *„Staufen und der Obere Breisgau – Chronik einer Landschaft“,* Karlsruhe, 1967, Seite 134.
„Aus dem Bezirk Staufen haben sich nur wenige Nachrichten über diese Hexenprozesse erhalten … Daß aber auch in Staufen, am Sitz der herrschaftlichen Regierung, nicht weniger die Scheiterhaufen loderten, darüber gibt uns ein altes, aus dem 17. Jahrhundert stammendes Inventar der Urkunden des Staufener Amtshauses Kunde. … Die zuletzt genannte Hinrichtung fand, wie sich nach einem Kirchenvisitationsprotokolle feststellen läßt, kurz vor dem Jahre 1623 statt; die anderen Hexenbrände werden demnach in der Zeit von 1533 bis zu diesem Jahr erfolgt sein. Es ist zwar … uns aus der Herrschaft Staufen nur eine nüchterne Aufzählung von Hexenprozessen erhalten geblieben, und doch welch' eine Menge von Jammer und Elend enthüllen sie uns!“

18 Vergl. den Bericht „Kirchen im Erzbistum – Wo Kunst und Natur blühen“ von Bernd Mathias Kremer, Konradsblatt Nr. 20/2002, Karlsruhe, Seite 24 ff.

19 Ein Teil des Mittelfensters ist im Chorraum seit der Renovierung 1989/90 durch den oberen Teil des neogotischen Hochaltaraufbaus zugestellt worden; ebenso das Buntglasfenster mit dem hl. Martin auf der Empore wegen der Anbringung der neuen Metzler-Orgel im Jahre 1994.

20 Karl Rahner und Herbert Vorgrimmler, *„Kleines Konzilskompendium“,* Herder-Taschenbuch, Band 270–273, Freiburg, 4. Auflage, 1968, S. 39.

21 Bei den Ausgrabungen 1989 sollten auch im Chorraum vor der alten Sakristei Heizungsschächte verlegt werden. Da es bei den Grabungen kleine Vertiefungen gab, in die der oberflächliche Sand hinabrieselte, wurden die Bauarbeiten dort sofort eingestellt.
Für diese Maßnahme sprachen die folgenden Gründe:
- Den Verstorbenen gegenüber sollte mit Pietät begegnet werden.
- Die den Archäologen bei Ausgrabungen alter Gräber bekannten Schimmelpilze, welche in Ägypten und Krakau gefunden wurden und zu Todesfällen geführt haben, sind noch nach 500 Jahren regenerationsfähig und deshalb lebensgefährlich!
- Sowohl der Zeit- als auch der Finanzplan wären durch eine zusätzliche Chorgrabung ins Wanken geraten.

22 Karl Rahner, a. a. O., S. 87.

23 Vergl. den Artikel *„Die Neugotik“* in: Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, 4 Bände, DTV, Freiburg i. Brsg., 1987, 4. Band, Seite 240 ff.

24 Enzyklika *„Deus caritas est“,* von Papst Benedikt XVI. …, herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, 2006, S. 55.

25 Joseph Ratzinger, Benedikt XVI., „Salz der Erde“, München, 1996, Nachdruck 2005, Seite 302.

Wer sich umfassend über die Staufener St. Martinskirche nach der Renovierung in den Jahren 1989/90 informieren möchte, der erwerbe beim katholischen Pfarramt die Schrift: „Katholische Pfarrkirche St. Martin, Staufen i. Br.“, Kirchenführer von Professor Hermann Brommer, Weiler im Allgäu, 2001

Anschrift des Autors:
Werner Schäffner
St.-Martin-Allee 7
D 79219 Staufen
(Breisgau)

Heinz Nienhaus

Die „Zuflucht“ an der Oppenauer Steige im Wandel der Zeit

Schutzhütte – Buschwirtschaft – renommiertes Höhenhotel – Jugendherberge – und nun?

Die „Zuflucht“ – auf dem Roßbühl dem nördlichsten Punkt des Kniebismassivs gelegen – entwickelte sich in rund 170 Jahren aus kleinsten Anfängen zu einem renommierten Höhenhotel von internationalem Rang (Bild 1). Um sein Hotel den wachsenden Komfortansprüchen der Gäste anzupassen, plante der Hotelier, das Haus Anfang der 1970er Jahre wesentlich zu vergrößern und zu modernisieren. Da die Aufsichtbehörden diesen umfassenden Erweiterungsplänen jedoch nicht zustimmten, wurde das Hotel nach jahrelangen Verhandlungen letztendlich 1980 an das Deutsche Jugendherbergswerk verkauft. Nach vielen erfolgreichen Jahren schloss aber auch die Jugendherberge „Zuflucht“ am 31.

Bild 1: Das Höhenhotel Zuflucht in den 1970er Jahren.
Zu dieser Zeit plante der Besitzer, das Haus um 100 Gästebetten zu erweitern und vollständig zu modernisieren, was behördlicherseits, insbesondere wegen der massiven Vergrößerung des Objekts, abgelehnt wurde. Das führte letztendlich dazu, dass das Haus ab 1980 als Jugendherberge „Zuflucht“ genutzt wurde. Im Januar 2007 schloss auch sie aus wirtschaftlichen Gründen ihre Pforten.
Slg. L. Börsig, Oppenau

Bild 2: Die 1796 von Ingenieur-Major Jakob Friedrich Rösch (1743–1841) erbaute Schwaben- oder Röschenschanze in Nähe der „Zuflucht“ nach dem Plan der Landesvermessung von 1836, Maßstab 1:2500
Forstamt Klosterreichenbach, Kartenblatt SW III 53 von 1836

Januar 2007 ihre Pforten – wie es heißt, aus wirtschaftlichen Gründen. Das Haus steht seitdem zum Verkauf.[1] Damit ist die Zukunft dieser nahezu 200-jährigen, traditionsreichen Stätte echter Schwarzwälder Gastlichkeit auf dem Roßbühl ungewiss. Es bleibt zu hoffen, dass ein Käufer gefunden wird, der bereit ist, die Tradition des geschichtsträchtigen Hauses fortzusetzen. Die lange, reiche und wechselvolle Geschichte dieses Hauses und seiner unmittelbaren Umgebung veranlasste zu dem folgenden Rückblick.

Die Passstraße über den Roßbühl (Oppenauer Steige) und das raue Hochplateau des Kniebis ist seit alters her einer der bedeutendsten Fernwege des nördlichen Schwarzwaldes; bot er doch die kürzeste Verbindung zwischen dem Bistum Straßburg und dem Schwabenland und führte weiter über Ulm bis Wien. Mit der Gründung von Freudenstadt im Jahre 1599 durch Herzog Friedrich I. von Württemberg nahm der Verkehr über den Kniebis deutlich zu. Als Friedrich fünf Jahre später auch noch die Pfandherrschaft über das Renchtal angetreten hatte, ließ er den damals noch unbefestigten Weg dorthin ausbauen. Die steilen Wegstrecken der Oppenauer Steige wurden, soweit möglich, mehr ins Waagerechte verlegt und das sumpfige Moorgelände zwischen dem oberen Kniebis und dem Roßbühl mit einem 12 500 Schuh langen Knüppeldamm überbrückt. Auch in der Folgezeit baute man diesen Fernweg kontinuierlich aus, verband er doch auch Alt-Württemberg mit seinen Besitzungen an der Burgundischen Pforte (Mömpelgard) und im Elsass (Horburg und Reichenweier). Schon 1754 fuhr regelmäßig einmal wöchentlich ein so genannter „Taxis'scher Schnellpostwagen“ mit 8 Plätzen von Augsburg über Stuttgart (Cannstatt) und dem Kniebis nach Straßburg.[2]

Militärstrategisch wichtiger Ort

Sowohl die „Zuflucht“ selbst, als auch die unmittelbare Umgebung dieses Hauses haben eine sehr bewegte geschichtliche Vergangenheit. Als nördlichster Punkt des eigentlichen Kniebismassivs ragt das Gelände um die „Zuflucht“ hinein in die militärischen Schutzwehren, die zum Teil vermutlich schon im Dreißigjährigen Krieg angelegt wurden. Da gibt es zunächst die Schwedenschanze nahe der „Zuflucht“, inzwischen waldüberdeckt und kaum noch wahrzunehmen. Ihr Ursprung ist nicht eindeutig nachzuweisen; sie soll – so die regionalgeschichtliche Literatur – von den Schweden während des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) erbaut worden sein. Besser erhalten ist die etwa 2 Gehminuten von der „Zuflucht“ entfernte Schwabenschanze (auch Röschenschanze – Bild 2). Sie wurde 1796 von dem württembergischen Ingenieur-Major Jakob Friedrich Rösch (1743–1841) angelegt, um die vom Renchtal heraufdringenden Franzosen abzuwehren. Die erstürmten sie jedoch nahezu kampflos, da sie von einem ortskundigen Bauernjungen durch die Oppenauer Steige heraufgeführt wurden. Ebenso wenig gelang die Verteidigung der Schanze im darauf folgenden Jahr.[3] Obwohl sich inzwischen in und neben der Röschenschanze binsenbewachsene Wasserlachen gebildet haben, ist die Anlage bis heute relativ gut erhalten. Um die Belagerung

Straßburgs im Jahre 1870 gut beobachten zu können, errichtete man auf den Erdauswürfen der Schanze einen etwa 16 m hohen Holzturm, der, im Jahre 1888 vom Schwarzwaldverein erneuert, noch bis zum Ersten Weltkrieg vorüberziehenden Wanderern einen herrlichen Ausblick bot.

Aber nicht nur die alten Schanzen bezeugen die geschichtliche Vergangenheit des Gebietes um die „Zuflucht". Auch ein stattlicher Grenzstein aus dem Jahre 1673 ganz in der Nähe am Abkürzungsweg nach Oppenau hinunter erinnert an die Zeit, als hier auf der Kammlinie des Gebirges die Grenze zwischen dem Bistum Straßburg (Herrschaft Oberkirch) und Württemberg (Bild 3), später zwischen Baden und Württemberg verlief. Auf der dem Westen, d. h. dem Bistum Straßburg, zugekehrten Seite zeigt er das bischöflich-straßburgische Wappen, ein Schild mit Schrägstreifen und dazu die Buchstaben H S S B für H(och) S(tift) S(traßburger) B(istum). Auf der württembergischen Seite ist das viergeteilte württembergische Wappen mit den drei Hirschstangen (Württemberg), den Wecken (Teck), den zwei Barben (Mömpelgard) und dem Adler der Reichssturmfahne zu sehen. Die Buchstaben E H Z W stehen für: E(berhard) H(erzog) Z(u) W(ürttemberg).

In dem zuvor beschriebenen geschichtsträchtigen Terrain im nördlichen Bereich des Kniebis kam die Stadt Oppenau infolge der Säkularisation und damit neuen Aufteilung des Hochwaldes im Jahre 1806 in den Besitz eines Waldgebietes auf Griesbacher Gemarkung, das 1036 Morgen, 48 Ruten und 4 Schuh umfasste.[4] Um dieses Waldgebiet nutzen und bewirtschaften zu können, ließ sie für die in der abgeschiedenen, rauen Gebirgseinsamkeit auf dem Roßbühl tätigen Waldarbeiter, Hirten und sicher auch fürs Vieh um 1808 eine Schutzunterkunft errichten. Aus dieser Hütte – der Anfang der „Zuflucht" –, in alten Akten gelegentlich als „Plochhütte" (wohl Blockhütte) bezeichnet, entwickelte sich eine bewohnbare „Buschwirtschaft",[5] die die Stadt Oppenau ab 1832 an ihren Bürger Martin Braun für jährlich 32 Gulden und 10 Kreuzer verpachtete.[6] Nur wenig später erbaute die Gemeinde an gleicher Stelle ein kleines Gasthaus (Bild 4), das am 8. Mai 1834 eingeweiht

Bild 3: Der Grenzstein bei der „Zuflucht" erinnert an die Zeit, als auf der Kammhöhe des Kniebis die Grenze zwischen dem Bistum Straßburg und Württemberg und später zwischen Baden und Württemberg verlief
Aus: Eimer, Manfred: Zu Kniebis auf dem Walde, Karlsruhe 1925

wurde. Bis April 1835 blieb Martin Braun Pächter, danach folgte für die nächsten 12 Jahre der von Dundenheim stammende Anton Beiser, der für die ersten 6 Jahre eine jährliche Pacht von 81 Gulden zahlte und für die Folgezeit bis 1847 jährlich 136 Gulden. Obwohl die Buschwirtschaft auf dem Roßbühl erst unter Beisers Regie am 17. März 1841 offiziell den Namen Realwirtschaft „Zuflucht" erhielt, wurde sie von den Einheimischen schon von jeher so genannt.[7]

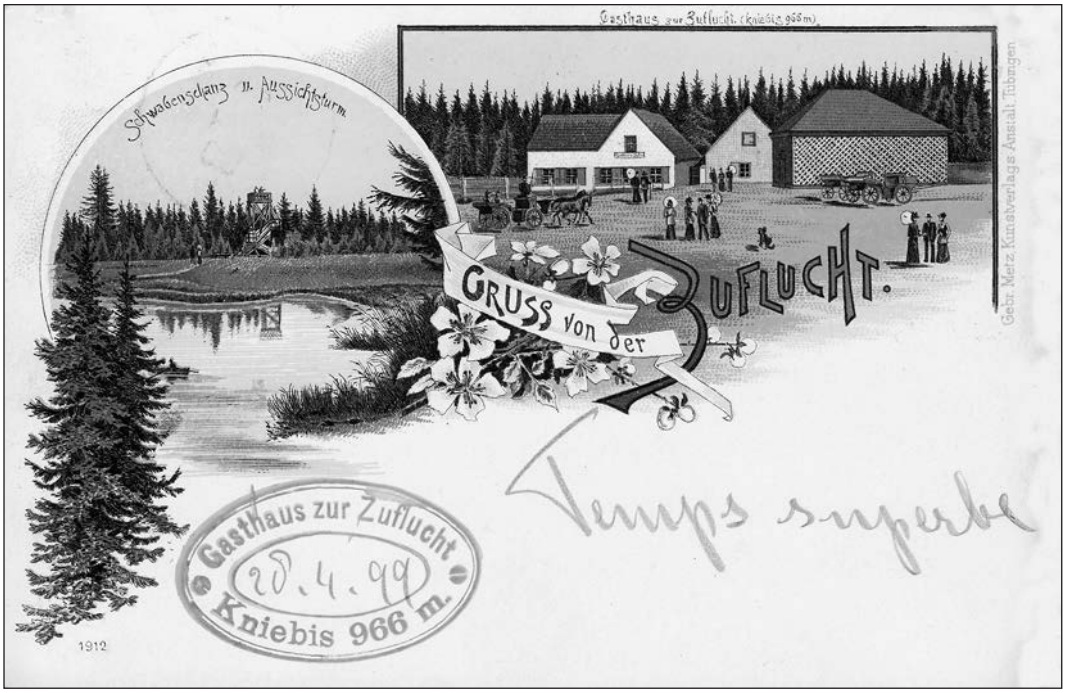


Bild 4: Die Ansichtskarte aus der Zeit um 1890 (1899 vom Kniebis nach Wien verschickt) zeigt neben dem 1834 erbauten Gasthaus zur Zuflucht die in unmittelbarer Nähe 1796 errichtete Schwaben- oder Röschenschanze (Bild 2). Obwohl sich in und neben der Schanze zwischenzeitlich binsenbewachsene Wasserlachen gebildet haben, blieb die Anlage bis heute relativ gut erhalten. Um die Belagerung Straßburgs zu beobachten, errichtete man 1870 auf den Erdauswürfen der Schanze einen etwa 16 m hohen Holzturm, der, zwischenzeitlich erneuert, noch bis zum Ersten Weltkrieg vorüberziehenden Wanderern eine herrliche Aussicht bot. Archiv Nienhaus

Vom König und Grossherzog ausgezeichnet

Für Viele, deren Weg bei Schneestürmen und winterlicher Kälte über die Oppenauer Steige und das raue Hochplateau des Kniebis führte, wurde das kleine bescheidene Gasthaus auf dem einsamen Roßbühl zu einer wahren Zuflucht, ja zu einem Hospiz. Im weiten Umkreis wurde Beisers Tatkraft, Umsicht und Hilfsbereitschaft sehr geschätzt. Zu seiner Zeit war die „Zuflucht“ auch unter dem Synonym „Zum Beiser“ bekannt. Bis heute ist der Name Beiser im Zusammenhang mit der „Zuflucht“ in und um Oppenau ein Begriff. Insbesondere im Winter streifte Beiser täglich und oftmals auch nachts durch die Gegend, um verirrten bzw. verunglückten Fuhrleuten, Händlern oder Krämern zu helfen. In aller Regel brachte er sie in sein Gasthaus, leistete alle erdenkliche Hilfe und gab so die oft schon fast Verlorengegangenen dem Leben wieder zurück. Auf diese Art rettete Beiser in dem strengen Winter des Jahres 1837 vier Menschen – württembergische Händler, die vom Oberkircher Nikolausmarkt zurückkehrten – aus Todesnot. Dafür erhielt er vom Großherzog Leopold von Baden die Goldene Verdienstmedaille nebst 150 Gulden, und auch der König Wilhelm I. von Württemberg sandte ein Belobigungsschreiben neben einem Geldgeschenk.[8]

Von 1847 bis 1851 pachtete Anton Knall für jährlich 130 Gulden die „Zuflucht“. Ihm folgte Michael Doll bis 1857 für jährlich 101 Gulden. Anschließend kam Josef Meier für jährlich 120 Gulden auf die „Zuflucht“ und zwar bis 1883. In seiner Zeit erfolgte die Währungsumstellung von Gulden/Kreuzer auf Mark/Pfennig.[9] Ab 1883 zahlte der neue „Zuflucht“-Pächter, der Schmied Andreas Maier, jährlichen 320,00 Mark, was etwa 185 Gulden entsprach. Der letzte Pächter auf der alten „Zuflucht“ von 1891 bis 1907 war der Straßenwart Johann

Maier aus Griesbach, der auch unter dem Namen der „Alte Schanz“ bekannt war; er zahlte eine Jahrespacht von 405,00 Mark.[10]

Offenbar brachte die Verpachtung des Gasthauses zur Zuflucht einschließlich Nebengebäude der Stadt Oppenau nicht den erwünschten Gewinn, weshalb sie das Anwesen (Bild 4) im Dezember 1907 – inzwischen war es einschließlich der alten „Plochhütte“ rund 100 Jahre im Gemeindebesitz – an Mathias Schmelzle und Sohn Christian aus Mitteltal (Baiersbronn) für 10 500,00 Mark verkaufte. Der Kaufpreis für das relativ bescheidene Gasthaus war deshalb so hoch, weil in ihm das Realwirtschaftsrecht enthalten war, d. h. die Konzession war an die Räumlichkeiten gebunden.[11] Mit diesem Kauf begann eine völlig neue, sehr erfolgreiche Ära in der Geschichte der „Zuflucht“. In zäher und kontinuierlicher Aufbauarbeit der Familien Schmelzle und nachfolgend zwei Generationen Schmelzle-Ott entstand innerhalb der nächsten mehr als 70 Jahre das renommierte Höhenhotel Zuflucht, dessen guter Ruf weit über die Grenzen Deutschlands hinaus reichte.

Aus den Gästebüchern der Jahre 1872–1899

Bevor auf die 1908 beginnende neue Ära der „Zuflucht“ eingegangen wird, seien noch einige interessante Eintragungen aus den alten Gästebüchern der ursprünglichen „Zuflucht“ zitiert[12]:

1. XI. 1872
Bei vierwöchentlicher Verpflegung ausgezeichnet amüsiert, im Allgemeinen und Besonderen, um 10 Pfund zugelegt.
Den lieben Bewohnern der Zuflucht herzlichsten Dank für treue Versorgung.
A. Meyer, Geometer, Herrenberg
A. Seible, Ingenieur, Stuttgart
Carl Haug, Ingenieur, Gmünd

9. Juli 1880 *Unser Wunsch*
Daß Großmutter jetzt achtzig und drei
Wohl lebe, bis sie hundert sei.
Und dass die Zuflucht bleib wie heute
Ein wahres Labsal für müde Leute!
Adolf Hallgarten, New York
William B. Braun, New York
Phillipp Braun, Frankfurt a/M.
Charles L. Hallgarten, Frankfurt a/M.

14. August 1880
Dr. Rückert, Schuldirektor, aus Meiningen kommt von Ottenhöfen und wandert nach Rippoldsau.

28. Juli 1883
Kalter Nebel umfängt die bewaldeten Höhn,
finster begrüßt die Natur den sehnenden Wanderer.
August Dietz stud. Med. aus Kiew
Russland reist von Oppenau nach Freudenstadt.

7. 7. 1897
Wenn die grauen Nebel steigen,
sich zur Wolkenbildung neigen, –
Wandrer! Laß den Fuß im Tal;
Denn vom runden Erdenball
siehst du auf der Höhe – nichts! –
All die grünen Täler, Berge,
all des Schöpfers herrl'che Werke,
die von oben zu erspähen
krabbelt mancher auf die Höhen. –
Alles schwimmt in einem Grau
Um die Aussicht ist es mau! –
(ohne Unterschrift)

11. August 1894
Wer nie sein Brot in nassen Hosen aß,
und wer auf abgrundtiefen Wegen
durch ew'gen Schwarzwaldregen
die Stunden nach der Nässe maß,
der weiß es nicht, was „Zuflucht“ ist
Dr. O. Th. Weiß von Straßburg

13. Mai 1896
Wanderer! Kommst Du nach Heidelberg
So melde dorten: ich habe ihn schwitzen gesehen,
derweil der Weg ihn bezwang.
Alexis Appelrath, cand. Astronom

18. Juni 1898
En der Zuflucht do ischt's fei.
O! do geits an guete Wie
rot und süffig, fürig stark

s'halbe Lieter koscht a Mark.
Kottlett geit's ond Kopfsalot,
dass es oim zum Herze goht
haufeweis koi Knoche dra,
dass mer's kaum verkrafte kah.
Und zum Schluß hot's Kafee gä,
so oin sauft mer nergends me.
Drom ihr Leut, i toth euch fei
Kehret in der „Zuflucht" ei.

G. Müller, Apotheker und gelegentlicher Poet, mit Frau aus Stuttgart – Kommt von Freudenstadt und wandert nach Allerheiligen

23. Juli 1899
Für Herberg, Speis' und Trank!
Frau Wirtin habet Dank!
Es kunnt nit besser sein,
Wir kehren wieder ein!

Dr. Adler U.S. Vice-Konsul in Kehl und Frau

Nach den Eintragungen in den Gästebüchern zu urteilen, entstammten die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durch den Schwarzwald wandernden Touristen mehrheitlich der gebildeten, gutbürgerlichen, nicht aber unbedingt reichen Bevölkerungsschicht. Offenbar stand bei ihnen das Naturerleben im Vordergrund. Das hat sich zwischenzeitlich insofern verändert, als dass in den heutigen exklusiven Hotels mit umfassenden, den ganzen Tag ausfüllenden Wellnessangeboten vornehmlich Gäste aus wohlhabenderen Kreisen zu finden sind; zum Wandern bleibt diesen Gästen kaum Zeit.

Erstaunlich sind die vielen Hinweise auf die „Zuflucht" in der älteren Schwarzwälder Reiseliteratur aus der Zeit der zuvor angeführten Gästebücher. In der ersten Ausgabe des „Wegweisers" von Dr. G. von Seydlitz aus dem Jahre 1870 wird bereits auf das *„Wirtshaus Zur Zuflucht auf dem Kniebis"* hingewiesen.[13] Meyers „Schwarzwald, Odenwald …" aus dem Jahre 1899 berichtet von einem *„dürftigen Wirtshaus (4 Betten) zur Zuflucht …"*[14], und neun Jahre später werden im gleichen Reisebuch aus dem Jahre 1908 die spezifischen Preise aufgelistet – wohl noch aus der Zeit, bevor die „Zuflucht" Eigentum der Familie Schmelzle war. Danach kostete *ein Zimmer 1,50–2,00 M, ein Frühstück 0,80 M, ein Mittagessen 1,50 M und die Vollpension pro Person 4,50–5,50 M.*[15] Der bekannte, aus Holstein stammende, universell gebildete Schwarzwaldkenner Wilhelm Jensen schreibt in seinem 1901 in der dritten Auflage herausgegebenen Buch „Der Schwarzwald": *„Schräg hinüber von ihm* (dem Aussichtsturm an der Röschenschanze – Bild 4, d. Verf.) *sieht das Gasthaus zur Zuflucht auf, bei dem wir von Allerheiligen hier eingetroffen. Es ist sehr klein und primitiv, enthält jedoch vier Betten zur Nachtunterkunft, die hier dem Wegmüden unter Umständen sehr erwünscht fallen kann; die Gastzimmerwand ‚schmückt' die Photographie einer uralten Frau, welche die drollige Idee hatte, dies Bild aus Anlaß ihres gleichen Geburtsjahres mit dem Kaiser Wilhelm an diesen zu seinem 90. Geburtstage zu übersenden. Das Hofmarschallamt stellte jedoch die Sendung samt einem Begleitschreiben ‚mit Dank zurück, der Kaiser wolle die Spenderin des Bildes, da es das einzige von ihr vorhandene sei, nicht berauben'."*[16] Ein sicherer Beleg für den Humor der Wirtsleute!

Vom „dürftigen Wirtshaus" zum renommierten Höhenhotel

Wie schon angedeutet, begann 1907/08 eine neue Ära für die „Zuflucht". Schon kurz nachdem sie das 1834 erbaute, bescheidene Gasthaus zur Zuflucht einschließlich der Nebengebäude (Bild 4) erworben hatten, gingen Vater und Sohn Schmelzle mit großer Tatkraft ans Werk. Bereits im Frühjahr 1908 begannen sie mit dem Bau der neuen „Zuflucht". Unmittelbar an die alte „Zuflucht" wurde ein neues großes Hauptgebäude angebaut und schon am 17. Juli 1908 die Eröffnung gefeiert. Für die damit verbundene Neukonzessionierung zahlte die Familie Schmelzle die stolze Summe von 1400,00 Mark an das Bezirksamt Oberkirch.[17]

Mit dieser Aktion waren die ersten Schritte von der einstigen Schutz- und Rasthütte über die Buschwirtschaft und die „kleine" bescheidene „Zuflucht" (Bild 4) zu dem renommierten Höhenhotel Zuflucht (Bild 1) getan. Über nur wenige Jahre gelangte das Höhenhotel zu einem ausgezeichneten Ruf und entwickelte

Bild 5: Das im Jahre 1908 erbaute Höhenhotel Zuflucht um 1910. Unmittelbar an die alte „Zuflucht" (Bild 4) erbauten M. und Ch. Schmelzle das neue große Hauptgebäude. Aufgrund der sehr erfolgreich verlaufenen ersten Saison setzte man schon im Jahr nach der Eröffnung ein weiteres Stockwerk auf das alte Gebäude, das sich – wie das Bild belegt – damit harmonisch in das Gesamtobjekt einfügte. Mit dieser Maßnahme standen im Höhenhotel Zuflucht bereits einige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg 30 Zimmer mit 50 Gästebetten zur Verfügung. Archiv Nienhaus

sich zu einem Anziehungspunkt für Gäste aus dem In- und Ausland. Schon die erste Saison verlief dermaßen erfolgreich, dass man sich entschloss, den alten Gebäudeteil der „Zuflucht" aufzustocken, um einerseits zusätzliche Räume zu gewinnen und andererseits diesen Altbauteil optisch besser an das neue Hauptgebäude des Kurhauses Zuflucht[18] anzupassen. Dass dieses Unterfangen zu einem recht harmonischen Gesamtbild führte, zeigt das Bild 5 aus der Zeit um 1910. Mit dieser baulichen Ergänzung verfügte das Höhenhotel Zuflucht bereits einige Jahre vor Beginn des Ersten Weltkriegs über 30 Zimmer mit 50 Betten.[19]

Trotz des großen Zuspruchs gab es bis 1912 keine elektrische Energie auf der „Zuflucht"; zur Beleuchtung dienten Öl- oder Spirituslampen. Erst danach wurde ein mit einem Benzinmotor angetriebener Generator installiert. Ab 1924 übernahm ein kleines Elektrizitätswerk, das die Wasserkraft des etwa 2 km entfernten Wernestbaches nutzte, die Stromversorgung.[20] Und auch die Brauchwasserversorgung war in den Anfangsjahren noch unzureichend. Erst 1923/24 erhielt die „Zuflucht" eine eigene Wasserleitung.[21] Um auch in längeren Trockenperioden die Wasserversorgung sicherzustellen, wurde 1928 etwa 1 km unterhalb der Zuflucht am Schönegrundbach eine Pumpe eingesetzt, die von dort das Wasser ins Hotel pumpte.[22]

Natürlich blieb auch die Familie Schmelzle von persönlichen Schicksalsschlägen nicht verschont. Besonders hart betroffen war sie von dem frühen Tod der ersten Ehefrau des Christian Schmelzle, Maria Schmelzle, geb. Glaser am 21. März 1910 – mitten in der Aufbauphase des neuen Hotels.[23] Schnell musste eine neue Ehefrau und Gastgeberin gefunden werden. Und so kam es schon am 7. Dezember 1910 zum Ehebund zwischen Christian Schmelzle und der 18-jährigen Luise Fahrner aus Mitteltal (Baiersbronn).[24] Mit dieser Frau hatte Christian Schmelzle einen wahren Glücksgriff getan. Im Laufe der Jahre wurde sie

Bild 6: Die „Zuflucht“ Anfang der 1930er Jahre. Diesseits der Straße war zwischenzeitlich eine gepflegte Gartenwirtschaft entstanden. Die geräumige Glasveranda – in der Wintersaison als Skistall genutzt – kam schon 1911 hinzu (vergl. Bild 5). Leider fiel das zierende Aussichtstürmchen auf dem Dach der „Zuflucht“ (vergl. Bild 5) den Umbaumaßnahmen zum Opfer.
Archiv Nienhaus

gleichsam Mittelpunkt und Seele des Höhenhotels. In ihrer mütterlichen, fürsorglichen Art machte sie die „Zuflucht“ zu einem wahren Familienhotel, einem Haus, in dem man einkehrt und lebt wie ein echtes Familienmitglied. Kein Wunder, dass viele Gäste Jahr für Jahr wiederkehrten; sie waren enge Vertraute von „Mutter Schmelzle“, wie sie von Vielen genannt wurde. Auch in den letzten Lebensjahren, durch Krankheitsleid bedrückt, galt ihr Denken und Handeln in mütterlich-fürsorglicher Weise stets ihren Gästen. Sie starb am 13. März 1958.[25] Ihr Ehemann Christian überlebte sie um viele Jahre; er starb am 1. Februar 1972 im Alter von 90 Jahren.[26]

Christian Schmelzle, ab 1913 Alleininhaber des Hotels – seine Mutter starb 1911, sein Vater lebte seit 1912 als Ruheständler wieder in seinem Heimatort Mitteltal – erinnert sich im Jubiläumsjahr 1958 an die ersten Jahre im Höhenhotel Zuflucht: *„Die Saison war kurz. Von Pfingsten ab. Und dann über die Zeit der Sommerferien. Aber mit dem 15. September war Saisonschluß. Und dann kam eine ruhige Zeit, wo wochenlang kein Mensch auf die ‚Zuflucht‘ kam. Nur täglich der Briefträger aus Oppenau. Denn er musste die Post zustellen und den Briefkasten leeren. Da gab es Tageseinnahmen von 25 Pfennigen. Denn der Briefträger trank ein Viertele Wein oder eine Flasche Bier und wurde andererseits zum Mittagessen eingeladen. Es gab auch noch keine Wanderer, keine Skifahrer in den ersten zwei, drei Wintern. Erst in den Jahren 1911, 1912 und 1913 kam das Skifahren bei uns auf.“*[27]

Den Wanderern und Skiläufern war Christian Schmelzle Zeit seines Lebens eng verbunden. Unter anderem stellte er für sie zwei seiner Räume als Jugendherberge kostenlos zur Verfügung; erst 1927 wurden sie zu Garagen umgebaut.[28] Wie seine Frau war auch er stets um das Wohl seiner Gäste besorgt. Am 1. Weihnachtstag 1913 rettete er elf angemeldete Gäste, die von Allerheiligen auf die „Zuflucht“ kommen wollten, sich aber offenbar verirrten. Als sie nach Anbruch der Dunkelheit noch nicht eingetroffen waren, machte sich Christian Schmelzle mit einigen Helfern auf

Bild 7: Ebenfalls in den 1930er Jahren entstand dieses Bild. Allerdings etwas später als das Bild 6, was insbesondere an dem zwischenzeitlich ausgebauten bzw. erhöhten Dachgeschoss des Hauptgebäudes zu erkennen ist. Rechts im Bild ist – leider nur halb – das 1925 erstellte Gästehaus (Landhaus) zu sehen, das zusätzlichen Platz bot: 12 Zimmer mit 25 Betten.
Archiv Nienhaus

Skiern und mit Fackeln ausgestattet auf den Weg, um nach ihnen zu suchen. Erst nach Mitternacht kam der Suchtrupp mit den Vermissten zurück. Sie wurden halb erfroren in der etwa 2 Stunden entfernten Sandhütte gefunden.[29]

Ständig erweitert und ausgebaut

Insbesondere ab der zweiten Hälfte der 1920er Jahre und in den 1930er Jahren entwickelte sich die „Zuflucht" zu einem Höhenhotel von internationalem Rang, alljährlich kamen neben deutschen Touristen mehr und mehr Gäste aus dem Ausland, z. B. aus Belgien, Frankreich, England und Amerika. Den damit einhergehenden kontinuierlichen Ausbau, auch der Umgebung, des Hotelgebäudes (z. B. Gartenwirtschaft, Glasveranda, Erhöhen des Dachgeschosses, separates Landhaus) lassen die Bilder 6 und 7 erkennen. Das separate Gäste- oder Landhaus – auf den Bildern nur zum Teil am rechten Rand zu sehen – wurde 1925 erbaut. Es vergrößerte den Hotelkomplex um 12 Zimmer mit 23 Betten. Natürlich profitierte das Hotel auch von dem bereits nach dem Ersten Weltkrieg erfolgten Anschluss an die überregionalen Verkehrsadern, beispielsweise durch die Postomnibuslinie Freudenstadt – „Zuflucht" und eine weitere von Bad Rippoldsau über die „Zuflucht" zur Schnellzugstation Appenweier. Später – 1938/40 – wurde die Schwarzwaldhochstraße vom Kniebis bis zum Ruhestein erbaut und nach dem Zweiten Weltkrieg fertig gestellt. Seitdem fuhren Omnibusse – Bundespost und Privatbusse – auch im Winter täglich. Aber schon in den 1920er Jahren setzte mehr und mehr die private Motorisierung ein; die Gäste kamen nicht nur mit der Eisenbahn oder dem Postauto, sondern immer häufiger mit dem eigenen Auto. Dadurch waren sie beweglicher aber oftmals auch nur „kurze" Gäste.

Dieser Trend hatte für die „Zuflucht" aber auch etwas Positives, ja Erfreuliches. Im Rahmen der Erprobung und Weiterentwicklung des von Prof. Porsche konstruierten Volks-

Bild 8: Adolf Hitler mit seinen Adjutanten bei einem Spaziergang in Nähe seines „Hauptquartiers Tannenberg" auf dem Kniebis, Juni 1940
Archiv Nienhaus

wagens nutzte man die Oppenauer Steige mit dem rund 9 km langen Berganstieg über etwa 700 m als Versuchsstrecke. Auf dieser in Teilbereichen recht steilen und kurvenreichen Steige sollte sich der luftgekühlte Motor bewähren oder eben noch vorhandene Mängel zu erkennen geben. Da lag es nahe, dass sich die Testfahrer für das Höhenhotel Zuflucht am oberen Ende der Versuchsstrecke als ihr Standquartier entschieden. Und genau in diesem Standquartier fand der Leiter des Testfahrerteams seine spätere Ehefrau, nämlich die zweitjüngste der fünf Töchter von Christian und Luise Schmelzle. Schon 1937 heiratete Alice Schmelzle den aus München stammenden Testfahrer Karl Ott, der sich schnell in seine neue Rolle als Hotelier zurechtfand.[30] Mit seinem gewinnenden Auftreten, seiner Gastfreundschaft und Schlagfertigkeit gewann er rasch neue Gäste für die „Zuflucht". Nach kurzer Zeit als Geschäftsführer übernahm er 1940 als Teilhaber gemeinsam mit seiner Frau die Leitung des Hauses.[31]

Auch Hitlers Begleiter quartierten sich ein

Einen erheblichen Einschnitt und Rückschlag für den Hotelbetrieb brachten die Kriegsjahre 1939–1945, insbesondere durch das Fernbleiben ausländischer Gäste[32], eine Entwicklung die sicher alle Fremden- und Beherbergungsbetriebe der deutschen Urlaubsregionen traf. Im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg sei daran erinnert, dass die unmittelbar an die „Zuflucht" vorbeiführende Oppenauer Steige auf dem Höhenplateau des Kniebis schon von jeher ein militärstrategisch wichtiger Ort war. Da wundert es nicht, dass neben den zuvor beschriebenen alten militärischen Befestigungsanlagen (Schwedenschanze und Schwaben- oder Röschenschanze – Bild 2) auch ein Führerhauptquartier aus dem Zweiten Weltkrieg auf diesem Bergrücken unweit der „Zuflucht" zu finden war. Nach dem Krieg wurden die Gebäude von französischen Truppen gesprengt; bis heute sind die von Gras, Moos, Buschwerk

und Bäumen überwachsenen Reste der Anlage noch gut zu erkennen. Erbaut wurde das „Führerhauptquartier Tannenberg“ 1939/40 von Mitarbeitern der „Organisation Todt“. Diese Organisation war nach ihrem Gründer, dem am 4. September 1891 in Pforzheim geborenen Ingenieur Dr. Fritz Todt benannt, der seit 1933 „Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen“ war und seit 1940 auch „Reichsminister für Bewaffnung und Munition“. Dr. Todt war nicht nur der Erbauer der deutschen Autobahnen, sondern auch der Schwarzwaldhochstraße. Er kam 1942 bei einem Flugzeugunfall bei Rastenburg in Ostpreußen ums Leben.[33]

Vom 27. Juni bis 5. Juli 1940 nutzte Hitler mit seinen Arbeitsstäben das „Führerhauptquartier Tannenberg“ als Standquartier (Bild 8). Während dieser Zeit führte er einige politisch und militärisch wichtigen Gespräche, u. a. mit Baldur von Schirach, Seyss-Inquart, Goebbels und dem italienischen Botschafter Alfieri. Am 2. Juli 1940 unterbreiteten der Chef des Wehrmachtsführungsamtes, Generalmajor Jodl und der Chef der Abteilung Landesverteidigung, Oberst Warlimont Hitler auf dem Kniebis die ersten Pläne für die Invasion der Britischen Inseln.[34]

Da der Gebäudekomplex des Hauptquartiers über zu wenig Räume verfügte, um alle Hitler begleitenden Mitglieder der Stabsabteilungen aufzunehmen, wurden einige „Stäbe“ in den umliegenden Hotels einquartiert, u. a. auch in der benachbarten „Zuflucht“, die natürlich für die Zeit der Einquartierung mit einer Gästesperre belegt war. Um den zu erwartenden Verdienstausfall für den Wirt auszugleichen, erging aus der unmittelbaren Umgebung Hitlers die Anweisung, die einquartierten Stabsmitglieder mögen den Wirt durch reichliche Inanspruchnahme des Weinkellers entschädigen.[35] Von einer Befehlsverweigerung ist nichts überliefert!

Nach dem Zweiten Weltkrieg – Karl Ott kehrte erst 1949 aus der Kriegsgefangenschaft heim – mussten alle Energien in einen Neuanfang investiert werden. Mit zähem Aufbauwillen wurde noch 1949 die Jägerstube ausgebaut und 1952 die Hotelhalle umfassend modernisiert. Schließlich wurden 1953 sämtliche Räume und Zimmer neu hergerichtet.[36] Diese Aktivitäten und Investitionen führten in den 1950er Jahren – ähnlich der Aufbauphase in den 1930er Jahren – zu einer ständig wachsenden Fremdenfrequenz. Getreu dem internationalen Ruf des Hauses repräsentierte das Höhenhotel Zuflucht wiederum echte Schwarzwälder Hoteltradition, verbunden mit zeitgemäßem Komfort und ausgezeichneter Gastronomie. Zu diesem Erfolg beigetragen hat neben dem Ehepaar Ott selbstverständlich auch Altwirt Christian Schmelzle, der nicht nur ein tüchtiger Gastwirt, sondern auch ein großer Nimrod war. Die Jäger gaben sich in der „Zuflucht“ die Klinke in die Hand. Die Stammtischrunden im Jägerstübchen mit Christian Schmelzle waren Muster an Originalität und weithin berühmt. Bei gutem Essen und Trinken wurde bis spät in die Nacht Jägerlatein gesponnen. In der urig und behaglich eingerichteten Hüttenbar übertrafen sich die Skifahrer mit ihren Erzählungen über steile Abfahrten und erlebnisreiche Langstreckenloipen – und stets mittendrin Altwirt Christian Schmelzle. Er war gleichermaßen beliebt bei seinen Gästen und auch den Einheimischen. Unter anderem deshalb wurde ihm am 17. März 1953 *„für seine verdienstvolle Mitarbeit zur Hebung und Förderung des Fremdenverkehrs in Bad Griesbach die Ehrenbürgerwürde der Gemeinde Bad Griesbach verliehen“*.[37]

Umbruch im Tourismus

Ab 1958 waren Karl und Alice Ott Alleininhaber der „Zuflucht“. Drei Jahre nach der Übernahme erweiterten sie das Hauptgebäude um einen großen neuen Trakt mit zusätzlichen Restaurationsräumen und 24 Betten. Allerdings sprach man zu dieser Zeit gelegentlich auch schon vom Hotelsterben an der Schwarzwaldhochstraße. Derartige Sorgen unter den Hoteliers wurden u. a. auch von Karl Ott jäh zurückgewiesen. Die Eröffnung des Erweiterungstrakts des Höhenhotels Kniebis-Lamm im Jahre 1962 mit zusätzlich 32 Gästebetten, feierte Karl Ott, der dem Ehepaar Gaiser (Inhaber Kniebis-Lamm) die Glückwünsche aller Kollegen von der Schwarzwaldhochstraße überbrachte, als *„Fest aller Hoteliers an der Schwarzwaldhochstraße, denn durch den ‚Lamm-Neubau‘ seien“* – so Karl Ott – *„die in*

den letzten Jahren entstandenen Sorgen um das Hotelsterben an der Schwarzwaldhochstraße ausgelöscht".[38]

Karl Ott blieb bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1967, erst 57 Jahre alt, hinsichtlich seines Hotelbetriebs positiv gestimmt und tat alles in seiner Macht stehende, um das Angebot für seine Gäste ständig attraktiver zu machen. Sein Erbe wurde von seiner Ehefrau Alice und dem im elterlichen Betrieb eingetretenen Sohn Rüdiger nebst Ehefrau bestens verwaltet. Bereits im Jahr der Geschäftsübergabe – 1968 – wurden 100 000,00 DM investiert und zehn Jahre später sämtliche Gästezimmer des alten Gebäudeteils mit Bad/Dusche und WC ausgestattet, Kostenaufwand: 300 000,00 DM.

Natürlich beobachtete Rüdiger Ott sehr nüchtern die Entwicklung des Reise- und Fremdenverkehrs. Ihm war klar, dass die Urlaubsgäste, gemessen an denen früherer Zeiten, inzwischen wesentlich höhere Ansprüche stellten und sein Hotel nur dann überleben könne, wenn der gebotene Komfort höchsten Ansprüchen genügt. Deshalb entschloss er sich schon 1973 zu einer umfassenden Erweiterung und Modernisierung des Hauses. Er plante nicht nur die Bettenkapazität um 100 zu erweitern und sämtliche Wirtschaftsräume zu renovieren, sondern auch ein Schwimmbad und weitere Freizeiteinrichtungen in sein Haus zu integrieren. Um diese Vorstellungen zu verwirklichen, war Rüdiger Ott um 1973 noch bereit, 5 Millionen DM zu investieren. Um sich existenziell abzusichern, pachtete er – gewissermaßen als „zweites Bein" – ab dem 1. Januar 1972 die Autobahnraststätte Bruchsal-Ost.[39] Insbesondere durch die ausgezeichnete Küche verschaffte Rüdiger Ott diesem Haus einen dermaßen guten Ruf, dass es sich unter den umsatzstärksten Autobahnraststätten Baden-Württembergs einreihte.

Die zuständigen Aufsichtsbehörden stimmten der von Ott geplanten, umfassenden Erweiterung des Hotels jedoch nicht zu. Alles Verhandeln führte zu keinem einvernehmlichen Ergebnis. Die Vorstellungen des Hoteliers und der Behörden waren nicht unter einen Hut zu bringen. Viermal wurden die Baupläne geändert, und immer noch wurde der Baukörper behördlicherseits als „zu groß" empfunden. Nach einem rund vierjährigen „Planungskrieg" erhielt Rüdiger Ott 1977 einen Bauvorbescheid, in dem einer Erweiterung von 50 Betten zugestimmt wurde. *„In diesem Rahmen"* – so die Behörden – *„sei es möglich, das Haus voll ertragsfähig zu führen".* Aus der Sicht von Rüdiger Ott war der vorgegebene bauliche Rahmen aber wesentlich zu eng. Unter den gegebenen Umständen war er nun nicht mehr bereit, die Summe von einigen Millionen Mark in die „Zuflucht" zu investieren. Er rüstete zwar noch 1978 alle älteren Gästezimmer mit Bad/Dusche und WC aus, entschloss sich aber schon 1980 – schweren Herzens, wie er auch heute noch sagt – das Hotel, das nun über vier Generationen im Familienbesitz war, zu verkaufen. Im März 1980 ging es in den Besitz des Deutschen Jugendherbergswerks über, das es über rund 27 Jahre als Jugendherberge „Zuflucht" nutzte; zuletzt standen 192 Betten in 53 Zimmern zur Verfügung. Damit schließt sich der Kreis dieser Rückschau in die Geschichte der „Zuflucht" und seiner unmittelbaren Umgebung. Es bleibt zu hoffen, dass ein neuer Besitzer gefunden wird, der die inzwischen rund 200-jährige gastliche Tradition an dem außergewöhnlich schönen und geschichtsträchtigen Ort fortsetzt.

Anmerkungen

1 Mitteilung von Karl Rosner, Geschäftsführer des Deutschen Jugendherbergswerks, Landesverband Baden-Württemberg e. V. in Stuttgart, vom 23. Februar 2007.
2 Huber, Bernhard: Chronik Bad Peterstal-Griesbach, Offenburg, Herausgeber: Gemeinde Bad Peterstal-Griesbach, o. J., S. 60.
3 Jensen, Wilhelm: Der Schwarzwald, Leipzig, 1901, S. 164.
4 Schopferer, Erwin: Geschichte der Oppenauer Gaststätten (unveröffentlichtes Vortragsmanuskript), 1970, S. 71 (Kopie im Besitz des Verfassers).
5 Eimer, Manfred/Hiss, A.: Zu Kniebis auf dem Walde, Geschichtliche Zusammenfassungen über den Kniebis und die Kniebisbäder und Der Kniebis und die Kniebisbäder heute, Baiersbronn, 1954, S. 215.
6 Schopferer, wie Anm. 4.
7 Ebd.
8 Ebd. und Eimer/Hiss, wie Anm. 5, S. 215.
9 Schopferer, wie Anm. 4, S. 73–81.
10 Ebd.
11 Der Kauf ist im Grundbuch von Bad Griesbach – seit 1973 Bad Peterstal-Griesbach – eingetragen.

Die „Zuflucht“ lag und liegt auf der Gemarkung Bad Peterstal-Griesbach. Die „alte Zuflucht“ war bis Ende 1907 Eigentum der Stadt Oppenau.

12 Vier Gästebücher der „Zuflucht“ aus der Zeit zwischen 1872 und 1904 befinden sich im Stadtarchiv Oppenau.

13 Seydlitz, Dr. G. v.: Neuer Wegweiser durch den Schwarzwald anno 1870, Freiburg, 1870, S. 102.

14 Meyers Reisebücher Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Strassburg, 8. Aufl., Leipzig und Wien, 1899, S. 116.

15 Meyers Reisebücher Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Strassburg, zwölfte Aufl., Leipzig und Wien, 1908, S. 110.

16 Jensen, wie Anm. 3, S. 164.

17 Eimer/Hiss, wie Anm. 5, S. 216 f.

18 Um 1900 und während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es üblich, Urlaubsgäste oder so genannte Sommerfrischler als Kurgäste und die entsprechenden Hotels als Kurhäuser zu bezeichnen. Heute versteht man unter Kurhäuser üblicherweise Kliniken oder ähnliche Einrichtungen, in denen Kurgäste – meist auf Grund ärztlicher Verordnung – medizinisch betreut und behandelt werden. Ein Haus im letzteren Sinne war das Höhenhotel „Kurhaus Zuflucht“ zu keiner Zeit.

19 Eimer/Hiss, wie Anm. 5, S. 217.

20 Ebd.

21 Zuflucht – Höhenhotel an der Schwarzwald-Hochstraße, Gedenkschrift zum Doppel-Jubiläum am 13./14. Dezember 1958, o. S. (Kopie im Besitz des Verfassers).

22 Eimer/Hiss, wie Anm. 5, S. 218.

23 Ebd., S. 217.

24 Bidermann, Willi: Der Höhenluftkurort Ruhestein im Wandel der Zeit, Selbstverlag, Freudenstadt 2005, S. 21 f.

25 Gedenkschrift, wie Anm. 21.

26 Mitteilung von Rüdiger Ott, Baden-Baden, letzter Hotelier auf der „Zuflucht“ bis 1980.

27 Gedenkschrift, wie Anm. 21.

28 Eimer/Hiss, wie Anm. 5, S. 217 f. In den „Schwarzwaldreiseführern“ von Schnars und Griebens aus den Jahren 1924 bis 1930 wird explizit darauf hingewiesen, dass das Höhenhotel Zuflucht zu dieser Zeit auch als Jugendherberge genutzt wurde.

29 Huber, H. G.: Das historische Foto, Zeitungsbericht o. Angabe der Zeitung und eines Datums, Kreisarchiv Landratsamt Ortenaukreis, Offenburg, Generalia 3–827.

30 Gedenkschrift, wie Anm. 21.

31 Eimer/Hiss, wie Anm. 5, S. 218.

32 Ebd.

33 Huber, wie Anm. 2, S. 180 ff. Herden, Ralf Bernd: Im „Führerhauptquartier Tannenberg“, in: Jahrbuch Landkreis Freudenstadt 2005, Horb 2005, S. 18–24.

34 Herden, wie Anm. 33.

35 Heckmann, Klaus M.: Freudenstadt im Dritten Reich, in: Planstadt Kurstadt Freudenstadt: Chronik einer Touristenstadt; [1599–1999], Karlsruhe 1999, S. 307–355.

36 Mitteilung von Rüdiger Ott, Baden-Baden, letzter Hotelier auf der „Zuflucht“ bis 1980.

37 Huber, wie Anm. 2, S. 393.

38 Ruhe und Behaglichkeit im neuen Hotelbau / Kurhotel Kniebis-Lamm schafft 32 neue Fremdenbetten / Es geht aufwärts an der Hochstraße, in: Schwarzwald-Zeitung Der Grenzer, Nummer 149 (1962? – Kopie im Besitz des Verfassers).

39 Bekanntes Hotel an der Schwarzwaldhochstraße geschlossen. Ab Dienstag in der „Zuflucht“ keine Zuflucht mehr möglich, in: Schwarzwälder Bote, Freudenstädter Kreiszeitung, F. Nr. 8 vom 10. Januar 1980.

40 Mitteilung von Rüdiger Ott, Baden-Baden, letzter Hotelier auf der „Zuflucht“ bis 1980.

Mein Dank für die Hilfe bei der Suche nach historischen Quellen gilt den Herren Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchivar im Landratsamt Offenburg, Andreas Huber, Hauptamtsleiter der Stadtverwaltung Oppenau und Rüdiger Ott, Baden-Baden, letzter Hotelier des Höhenhotels Zuflucht bis 1980.

Anschrift des Autors:
Heinz Nienhaus
Ledderkesweg 4
46242 Bottrop

Hermann Althaus

Die Kelten an Hoch- und Oberrhein

Eine Wanderausstellung unter dem Schutz des Reg. Präsidenten v. Ungern-Sternberg zur Zeit in Südbaden und in Kirchzarten

Eine viel beachtete Wanderausstellung mit dem Thema **„Kelten an Hoch- und Oberrhein"** durchläuft zur Zeit einige Städte und Ortschaften Südbadens und findet aufgrund der dargestellten Funde und der Schautafeln mit entsprechenden Erklärungen rege Beachtung. Siedlungsgeschichte, Handelsverbindungen, Handwerk und Münzkunde vermitteln durchaus neue Erkenntnisse. Auch elsässische und Schweizer Institutionen zeigten sich für das Thema aufgeschlossen, hat doch die Region an Hoch- und Oberrhein zu beiden Seiten des Flusses eine gleiche und reiche Frühgeschichte. Der neue Präsident der Badischen Heimat, Dr. Sven v. Ungern-Sternberg hat die Schirmherrschaft über die kleine Wanderausstellung übernommen, die sich augenblicklich in Kirchzarten befindet und von Riegel und Mengen nach Kirchzarten kam und von dort auch nach Breisach weiter wandert.

Grabungen auch im Dreisamtal

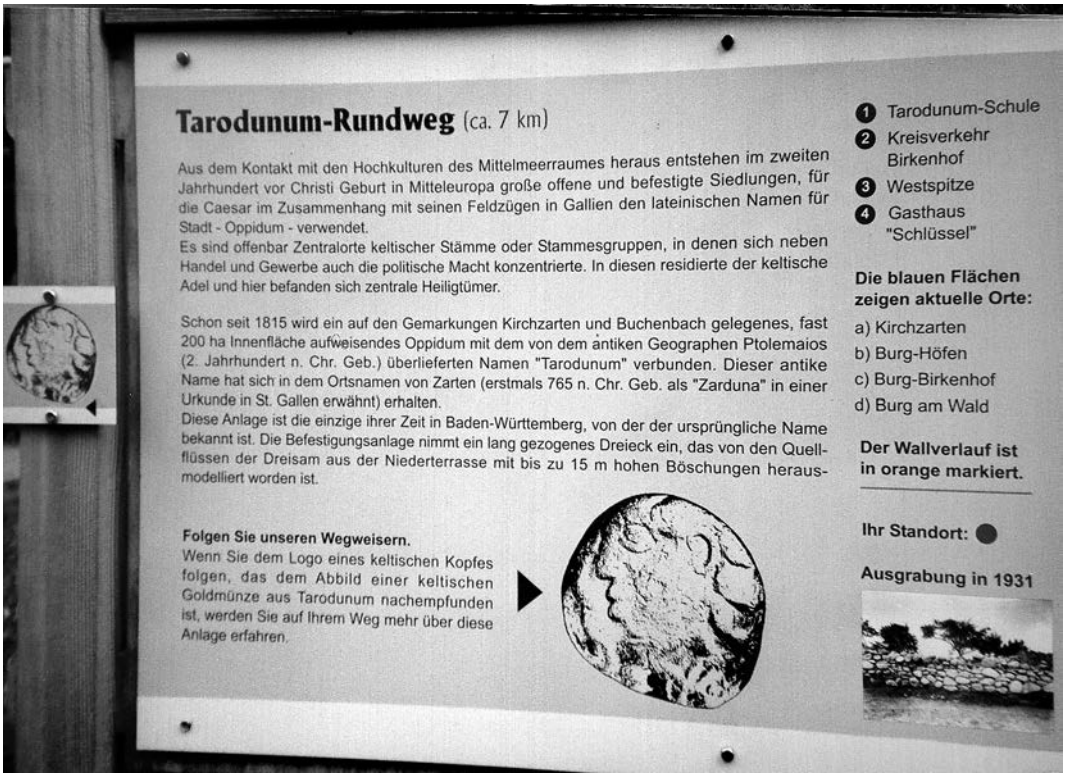
Bereits seit 2004 führte das Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters (Uni Tübingen) auf der Suche nach keltischen Spuren auch Grabungen im badischen Dreisamtal östlich von Freiburg bei der Ortschaft Zarten durch.

Die Ortschaft „Zarten" hat um 120 nach Chr. bereits Claudius Ptolemaios[1], der römische Geograph und Astronom aus dem ägyptischen Alexandria, unter dem Namen „Tarodunum" als keltische Ansiedlung in seinem Kartenwerk erwähnt. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts vermutete man **östlich** des Dorfes Zarten zwischen den an dieser Stelle zusammenkommenden Flüssen der Dreisam eine größere Ansiedlung von ca. 200 ha Innenfläche, fand darin aber keinerlei Reste, so dass der Gedanke an eine **„Fliehburg"** aufkam, wozu die Hochlage zwischen Wagensteigbach und Höllbach und Hinweise auf eine keltische Maueranlage diese Vermutung nahe legte. Der Volksmund sprach deswegen seit langem vom **„Heidengraben"**.

Es blieb aber die Frage, wo wohnten die Menschen, die diese Fliehburg hätten benutzen können?

Mit eben dieser Frage beschäftigte sich 2004 und erneut 2005 die erwähnte Forschungsgruppe unter der Leitung von Prof. Manfred Eggert und H. Wendling, M. A., mit 7 Student/innen der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Dieses Projekt wurde von der Deutschen Forschungsgesellschaft unterstützt. Aber auch andernorts, wie z. B. in Oedenburg nördlich von Biesheim bei Neufbrisach wurde und wird gegraben, französische, Schweizer und deutsche Archäologen vermuten dort das römische gallo-römische „Agentovaria", so dass man von einem trinationalen Projekt sprechen darf. Es geht um die Sicherung und Kenntnis unserer gemeinsamen Vergangenheit.

Es ist eigentlich verwunderlich, dass in unsern Schulbüchern zwar von Griechen und Römern, Makedonen und Karthagern berichtet wird – aber kaum von den Kelten, obwohl dieses bedeutende Volk doch mehr als 500 Jahre lang die Siedlungsgeschichte Mitteleuropas beeinflusst hat. Umso erfreulicher ist es, dass die o. g. kleine Ausstellung sich mit den Kelten in unserer Region beschäftigt. Immerhin brachten sie die Verhüttung und Verarbeitung von Eisen nach Mitteleuropa, legten Städte an und schufen mit ihren Ochsengespannen vor dem Pflug eine erweiterte Lebensgrundlage für die zunehmende Bevölkerung.



Der Tarodunum-Rundweg in Kirchzarten ist aus Bürgerinitiative entstanden, um die Anlage der keltischen Fliehburg bei Zarten, auf einem Hochplateau zwischen Wagensteigbach und Höllbach gelegen, bewusst zu machen. Merktafeln weisen den ca. 2½-stündigen Weg

Die Kelten im Dreisamtal

Schon vor 1987 sah man **westlich** von Zarten auf dem „Rotacker" immer wieder nach dem Umpflügen des Ackers im Frühjahr und Herbst einen jungen Studenten mit einer Sammeltasche, den heutigen Dr. Heiko Wagner, dessen Vermutungen, hier könne das alte Tarodunum gelegen haben, sich bei kleineren Probegrabungen und seinen ersten Funden in Offenlage schließlich bestätigten.

Tarodunum – Zarten: um 150 v. Chr

Eine keltische Stadt mit einer Fliehburg

Inzwischen ist man sich darüber einig, dass an dieser etwa 16 ha großen Stelle, dem sogenannten „Rotacker", zwischen 150 bis etwa 80 vor Chr. eine größere städtische Siedlung bestanden hat. Eine geomagnetische Untersuchung bestätigte die Lage der Wohnsiedlung, vor allem aber ergaben sich größere Münzfunde, die sogar auf eine Prägewerkstatt schließen lassen. Man fand immerhin 122 keltische Münzen. Keramikscherben als Tischgeschirr, und Bruchstücke importierter römischer Weinamphoren weisen auf entferntere Handelsbeziehungen und spezialisiertes Handwerk hin, eine gefundene Perle zu einem Armreif lassen auf eine gehobene Lebensweise in einer städtischen Ansiedlung schließen. Aschenreste deuten auf eine Schmiede und sogar eine Schmelze hin, die ihr Material möglicherweise aus dem nahen Schauinslandgebiet (dem „Erzkasten") erhielt. Pfostenlöcher, Glasreste[2] und Fehlbrände geben den Forschern Hinweise auf Lebensweise, Handel, Gewerbe und Besiedlungsform im frühen Dreisamtal nahe Freiburg.

Auch bei der letzten Grabungsperiode staunten die Fachleute unter ihrem großen Sonnenzelt nicht schlecht, dass lediglich ca.

Die Gemeinde Kirchzarten errichtete an der neuen B 31 ein Hinweisschild auf die Keltensiedlung „Tarodunum“ und ließ in einem neuen Kreisverkehr einen Steinwall als Hinweis auf einen „murus gallicus“ aufbauen

Fotos: Hermann Althaus

20 cm Humus auf einer großen Schotterfläche auflagen, die man im Zentrum der städtischen Siedlung als Markt- oder Versammlungsplatz einstufte. Darum herum fand man, nur so wenig unter der Ackerkrume, die Steinmauern einiger Häuser. Obgleich in diesem Jahr (2005) die Ausbeute an wertvollen Fundstücken relativ geringer war, so bestätigte sich doch die Annahme, dass die länger bekannte Fliehburg für die ca. 1 km entfernte städtische Siedlung entstanden sein muß. Ob sie allerdings benutzt wurde oder überhaupt fertig gestellt wurde, bleibt wohl noch einige Zeit im Dunklen. Offen bleibt wohl auch noch die Klärung der Frage, wo die Menschen, die dort lebten, beerdigt wurden, ob es eine eigene Nekropole gab oder ob die Toten zentral in Breisach oder Ihringen bestattet wurden. Offen bleibt auch die Frage, warum die Siedlung ca. 80 v. Chr. bereits aufgegeben wurde.

Ein Rundgang um die Fliehburg

Um die Geschichte der keltischen Siedlung im Dreisamtal den Bewohnern, Wanderern und Touristen aufzuschließen und näher zu bringen, hat das Landesdenkmalamt Freiburg (Dr. Dehn) und der Bürgerverein Burg-Birkenhof (Initiator: Alt-B.G. Klaus Birkenmeier) zusammen mit der Tourist-Information Kirchzarten einen ca. 2½ stündigen Rundweg um die Fliehburg erschlossen. Auf großen Schautafeln[3] und auf einem Prospekt, dessen Schauseite eine in Tarodunum geprägte Goldmünze zeigt, werden Hinweise auf die historischen Zusammenhänge (Kelten = Gallier), auf die Entstehung des Namens „Zarten“ (aus Tarodunum), auf die 15 m hohen Böschungen über den Bächen gegeben, – es wird erklärt, was Julius Caesar über den „murus gallicus“ und seine Bauweise in seinen Memoiren (im „bellum Gallicum“) geschrieben hat, – wo die Eingangspforte „am Heidengraben“ (beim Gasthaus „Schlüssel“!?) gewesen sein muß und vieles andere mehr, das sowohl den Einheimischen wie anderen Besuchern und Wanderern wertvolle Hinweise auf die Bewohner des Dreisamtales vor gut 2100 Jahren gibt. Ein verdienstvolles Bürgerengagement im Dreisamtal.

Dreisam – die Schnellfliessende

Übrigens „Dreisamtal“: Die Volksetymologie erklärt den Namen damit, dass „drei“ Flüsse „zusammen“ treffen (Höllbach, Wagensteig- u. Ibentalbach). Wahrscheinlich verbirgt sich hinter dem Namen aber das keltische Wort „Trigisama, Trisanna“, das eigentlich „die Schnellfließende“ heißt. Die Kelten haben sehr gut beobachtet, dass die Täler von St. Märgen herab nach Westen durch die schnellen Flüsse schärfer und steiler ausgeschnitten wurden. Diese Gewässer benötigen bis auf die Höhe Freiburgs (ca. 270 ü. N.N.) nur ca. 16 km, während die an der Wasserscheide von der „Kalten Herberge“ zur Donau strebenden Flüsse ca. 60 km benötigen, um die gleiche Höhe zu erreichen.

Ein „murus gallicus“

Und noch etwas: In der Nähe des alten Tarodunum hat die Gemeinde Kirchzarten in der Mitte eines neuen Kreisverkehrs einen Steinwall errichtet, der an den alten „murus gallicus“ erinnern soll, obwohl er keine ganz echte Nachahmung ist. Denn eigentlich, so schreibt Caesar (de bello Gallico VII, 23) hält ein Holzgerüst die Mauern zusammen. Die Quer- und Längshölzer waren durch eiserne Vierkantnägel von 22 cm Länge – man fand solche tatsächlich auch im Dreisamtal – miteinander verbunden. Schutz vor dem (römi-

schen) Rammbock bot aber weniger die Mauer aus Holz und dem dazwischen gefüllten Felsgestein als ihre Rückseite, die aus einer aufgeschütteten Erdrampe bestand. Caesar rühmt dennoch diese Mauer als außerordentlich wirksam zur Verteidigung einer Stadt, zumal sie außerdem ein abwechslungsreiches Aussehen besitze.

Kelten oder Gallier: ein riesengrosses Volk

Kelten oder Gallier sind der gleiche große Volksstamm. Caesar schreibt (um 50 v. Chr.), es sei ein Volk, das sich in seiner eigenen Sprache „Kelten" nenne, das die Römer aber als „Gallier" bezeichnen würden. Die Kelten waren in vielen Stämmen von England bis Kleinasien (Galater) über ganz Europa verteilt. Im Jahre 390 v. Chr. überrannten sie unter ihrem Anführer Brennus sogar Rom, – und hätten nicht die „kapitolinischen Gänse" geschnattert und die Besatzung geweckt, so wäre auch noch dieser Burgberg, das Kapitol, von ihnen genommen worden. Der Ausspruch „Wehe den Besiegten" stammt aus dieser Zeit. – Die Reste der keltischen Sprache sind heute noch in der Bretagne, Schottland, Wales und Westirland erhalten. In unserer Region hat der römische Prokonsul Caesar in der Schlacht von Alesia (F) den Keltenführer Vercingetorix[4] entscheidend geschlagen und damit Gallien in den Macht- und Kulturbereich Roms überführt.

Ein lohnenswerter Ausflug ins Museum

Wer die Zeit des großen Volkes der Kelten und ihre Siedlungen im Breisgau und am Oberrhein genauer kennen lernen möchte, wird auch im Freiburger Colombi-Schlössle fündig. Die oben erwähnte kleinere Wanderausstellung in Kirchzarten und bald in Breisach zeigt die wichtigsten Schwerpunkte aber auch. Am Ober- und Hochrhein ist ja eine auffällige Konzentration von befestigten Ansiedlungen der Kelten zu beobachten. Im Museum für Ur- und Frühgeschichte, im Freiburger „Colombi-Schlössle", sind die Funde der Ausgrabungen aus den verschiedenen Fürstensitzen zu sehen, und große Schautafeln erklären die Wohnkultur, das Leben auf dem Land, das feingegliederte Sozialsystem, den Luxus der Oberschicht, die Nekropolen, die Wanderzüge, den Ansturm der Römer, aber auch die Verhüttung von Eisenerz und vieles andere.

Die oben erwähnte Wanderausstellung ist ein begrüßenswerter Beitrag zur Frühgeschichte unseres Landes und ein lohnenswerter Besuch zur Erweiterung unseres Wissens über die Besiedlung in der südbadischen Region!

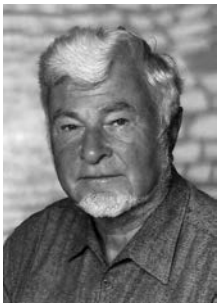
Anmerkungen

1 Claudius Ptolemäus „erfand" um 120 das sog. „geozentrische System", nach dem die Erde der Mittelpunkt unseres Planetensystems sei. Daran glaubte man das gesamte Mittelalter hindurch. Erst Kopernikus (1473–1543) setzte die Sonne, das „heliozentrische System", in den Mittelpunkt der Welt, was wir bis heute gemeinhin für richtig halten.

2 Man fand 250 keltische Gläser aus Tarodunum. Sie wurden am „Basler Institut für zerstörungsfreie Analytik und Archäometrie" analysiert. Keltischer Schmuck aus Kobaltglas wurde ebenfalls gefunden und auf seine Zusammensetzung überprüft.

3 Die gut zweistündige Rundwanderung beginnt mit den Schautafeln bei der Schule in Kirchzarten-Burg, und führt dahin zurück. Der Einstieg ist aber auch vom Bahnhof Kirchzarten aus beim Brandenburger Hof (westlich vor der Bahnschranke) möglich. Schautafeln an 4 Eckpunkten, Hinweisschilder an Bäumen vorhanden.

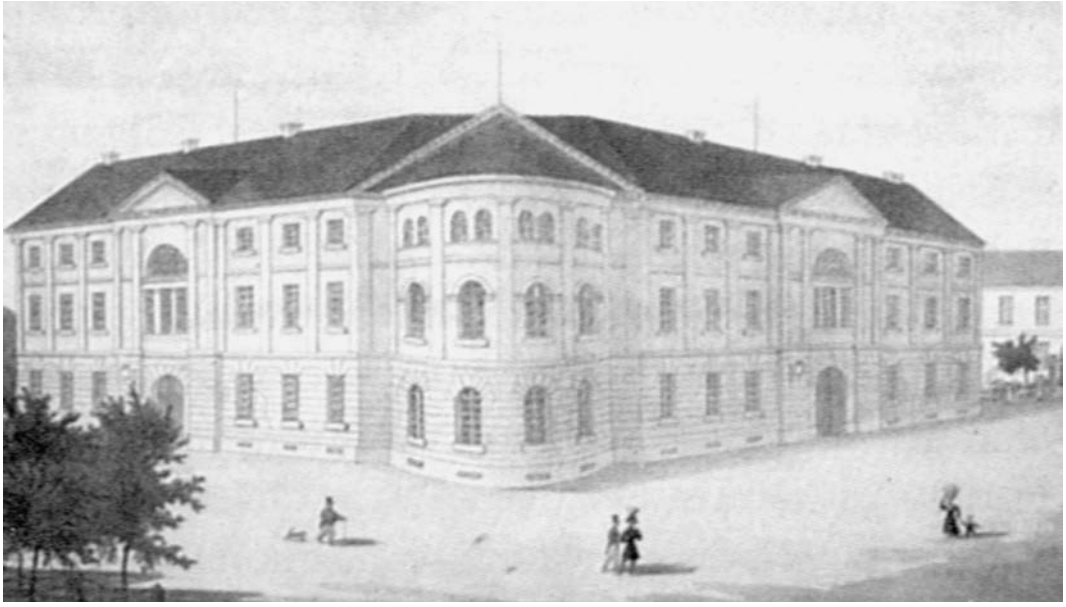
4 Vercingetorix wurde als Gefangener nach Rom gebracht, im Triumphzug Caesars mitgeführt und im Jahre 46 v. Chr. getötet.



Anschrift des Autors:
Hermann Althaus
Scheffelstraße 9b
79199 Kirchzarten

Gedenktage Badischer Geschichte

Redaktion: Heinrich Hauß



Historische Gedenktage

5. März 1847–5. März 2007
160. Todestag Sigismunds von Reitzenstein

„Der Mann, der den badischen Staat begründet hatte und ein halbes Jahrhundert seiner Geschichte in sich trug“

Sigismund von Reitzenstein bleibt für den Zeitgenossen abstrakt, eine historische Figur im besten Falle, aber nicht „greifbar“ in einem Denkmal, einer Inschrift, dem Namen einer Straße oder einer Institution, einer Ausstellung oder einem zugänglichen Grabmal. Bedenkt man, welche Bedeutung Reitzenstein für die „innere und äußere Staatsgründung“ (L. Gall) Badens hatte, für die territoriale Vergrößerung der Markgrafschaft und den Staatsaufbau durch das Novemberedikt von 1809, ist es doch erstaunlich, dass der „größte Staatsmann, den Baden hervorgebracht hat“ (F. Schnabel) , nur noch in Geschichtswerken zu finden ist.

Erst achtzig Jahre nach seinem Tode schrieb Franz Schnabel eine Lebensbeschreibung, wiederum achtzig Jahre später, 2007, schrieb Hans Merkle eine neue Studie zu „Sigismund Reitzenstein und seine Zeit“.

Was wäre aus der kleinen Markgrafschaft mit einen stets zögernden Fürsten geworden, wäre nicht Reitzenstein im Jahre 1789 in den Dienst der Markgrafschaft eingetreten? Als entschlossener Politiker und kluger Diplomat hat er als „Geschäftsführer einer partikularen Gewalt“ (F. Schnabel) über zwanzig Jahre die badische Politik bestimmt. Als er 1795 mit dem französischen Gesandten in Basel, Barthelemy, in Basel Kontakt aufnahm, um den Anschluss der Markgrafschaft an Frankreich auszuloten, trat er schnell aus seinem Verwaltungsamt als Vogt in Lörrach „in eine politische Tätigkeit größerer Bedeutung“ (L. Gall). Im Anschluß an das revolutionäre Frankreich sah er „die einzige Chance, Baden zu retten“ (E. Fehrenbach).

Für die kleine und exponierte Markgrafschaft war der Anschluss an Frankreich eine Schicksalsfrage. Diese Schicksalsfrage entschieden gegen den schwankenden Markgrafen durchgesetzt zu haben, „ist das Verdienst Reitzensteins“ (L. Gall). Er vollzog die Trennung vom kaiserlichen Österreich. Als Gesandter in Paris wurde er dann der „erfolgreichste Makler auf der großen Länderbörse“ (U. Wehler). Er sorgte dafür, dass die kleine Markgrafschaft sich über das ganze rechte Ufer des Oberrheins ausdehnte. Aber nicht nur die äußere Staatsgründung war das Verdienst Reitzen-

steins, sondern auch die innere. Das Novemberedikt von 1809 steht für den „zentralen Akt der inneren Staatsgründung“. Reitzenstein ersetzte die konservative Verwaltungsordnung von Nikolaus Brauer durch ein zweckrationales bürokratisch-zentralistisches System und beseitigte die regionalen Herrschaftsbereiche. Krönung und Abschluss war die Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit. Reitzenstein drängte auch auf eine Verfassung, deren Konsequenzen er anscheinend nicht durchschaute. Reitzenstein förderte auch die Ehe des Kurprinzen Karl mit der Adoptivtochter Napoleons, Stephanie, um die Bindung an Frankreich auch familiär abzusichern. Und wieder als Österreich und Bayern wegen der ungeregelten Erbfolge in Baden mit Gebietsforderungen drohten, drang Reitzenstein auf einen Vertrag, der die Sukzession der Hochbergschen Linie sicherte. In den Zeiten zwischen seinen Amtszeiten sorgte er darüberhinaus als Kurator für die Reform der Heidelberger Universität. „Die Universität Heidelberg von Grund aus reformiert zu haben, gehört zu den größten Verdiensten Reitzensteins“ (L. Gall). Die spätere Blüte verdankt die Universität im Wesentlichen ihm.

Reitzenstein diente einer Dynastie und der Souveränität und Integrität eines territorialen Staates. So blieb ihm nach Schnabel die „letzte historische Vollendung versagt“. Sein Wirken führte nicht über den territorialen Staat hinaus. Er verblieb auch im Gedankensystem der aufgeklärten Absolutismus, wonach er angetreten war.

Vom Anliegen einer zünftigen nationalen Einheit her betrachtet, war Reitzenstein „eingeengt durch die Kleinwelt des deutschen politischen Daseins“ und widmete „sein Leben der Dynastie und dem territorialen Staate, stärkte und festigte beide und half dazu mit, der deutschen Nation in der Folge den Weg zur vollendeten Einheit zu versperren.“ „Seine Kraft sowie seine politische Begabung und sittliches Wollen“ konnte so nur einem „Zweckwidrigen partikularen Gewalt“ (F. Schnabel) zugute kommen.

Schon Friedrich von Weech sah im „Wiedereintritt in die (politischen) Geschäfte“ Reitzensteins 1832 kein Glück für das Land, weil er in der Folge nicht im Sinne des Liberalismus in die „Staatsmaschiene“ eingriff. Im Zusammenhang mit dem am 1. Januar 1832 erlassenen Pressegesetz in Baden und dessen vom Deutschen Bund erzwungener Rücknahme (28. Juli 1832), kam es Reitzenstein darauf an, die Souveränität Badens gegen weitere Einmischungen des Bundes zu sichern. Reitzensteins Anliegen, die Souveränität Badens zu erhalten, wird erkauft durch die „klare Absage an alle liberalen Strömungen“ (Merkle).

Seine für die damalige Zeit eigentliche Leistung, die Bildung eines Territorialstaates und die Schaffung der Souveränität und Integrität Badens und Erhalt derselben wird unter zukünftigen politischen Perspektiven von Schnabel relativiert. Abträglich für sein Nachruhm war vor allem seine Absage an den Liberalismus und die Unterstützung des Metternichschen Systems auf der Ministerkonferenz in Wien 1834. Merkle sieht in Reitzensteins reaktionärer Haltung in der Zeit von 1834–1842 als Präsident des Staatsministeriums „einen Vertrauensbruch, der einen wichtigen Nährboden für die badische Revolution von 1848/49 lieferte“. Und schließlich wirft Merkle Reitzenstein vor, „dass er keine Zukunftsvision entwickelt“ habe, aber das hat Napoleon auch nicht.

Daten der badischen Geschichte: 1807

Neue Ordnung der Staatsverfassung nach dem Beitritt Badens zum Rheinbund

Die ersten Konstitutionsedikte
Mai bis August 1807

Nachdem Baden 1803 Kurfürstentum geworden war, mussten die erworbenen Gebiete zu einer Einheit zusammengefasst werden. Den neuen Verhältnissen versuchten die 13 Organisationsedikte Friedrich Brauers (1754–1813) gerecht zu werden. Die Überlegung von der Brauer sich leiten ließ, war „durch Schonung durch weitgehende Kompromisse, durch Entgegenkommen gegenüber den vielfältigen Interessen und Sonderwünschen den Prozess der gewaltsamen Ein- und Angliederung“ (L. Gall) der zusammengerafften Gebiete zu mildern. Die Lage änderte sich erneut, als mit dem Beitritt Badens zum Rheinbund 1806 neue Gebietsgewinne hinzukamen. Durch die Rheinbundakte am 12. 7. 1806 waren die Gesetze des Deutschen Reiches „de nulle effet“ erklärt worden. Eine Neuordnung des Staates war deshalb notwendig. Diese Neuordnung des Staates wurden durch sieben Konstitutionsedikte, beginnend im Mai 1807, vorgenommen. Die Konstitutiosedikte können als eine Art „Vorverfassung“ gelten, wie es auch aus der Präambel hervorgeht:

„Nachdem durch Aufhebung der Kraft der ehemaligen Grundgesetze des Deutschen Reiches die Verfassung aller Lande schwankend und unsicher geworden ist, der Rechtszustand vorhin durch jene Gesetze geregelt wurde, so finden wir unumgänglich nötig, die Stelle jener veralteten Grundgesetze mit der neuen Lage unseres Großherzogtums angemessen zu ersetzen … So wollen wir in einzelnen Konstitutionsedikten in das Mittel treten, aus deren Verbindung seinerzeit die Konstitution unseres ganzen Staates und allen Theilen hevorgehen möge“.

Das erste Konstitutionsedikt vom 14. Mai 1807 betrifft die kirchliche Verfassung des Großherzogtums, die eine „neue staatskirchlichenrechtliche Grundlage“ schuf (K. Stiefel). Das Zweite Konstitutionsedikt vom 14. Juli 1807 regelte die Städteorganisation und Selbstverwaltung der Städte. Das dritte Edikt (22. Juni 1807) betraf die Standesherrlichkeitsverfassung (Status der Standesherrn). Den Standesherrn blieben weitgehende Selbstverwaltungsbefugnisse. Das vierte Konstitutionsedikt vom 22. Juli 1807 räumte den Grundherren ähnliche weitgehende Sonderrechte ein. „Die Behandlung der Standes- und Grundherren illustriert am deutlichsten das von Brauer ausgegebene Credo (Crivellari/Oelze), ‚möglichst das Alte‘ beizubehalten und in seinen Benennungen und Formen dem Zeitgeiste anzupassen“. Das fünfte Konstitutionsedikt des Jahres 1807 betraf die Lehensverfassung des Großherzogtums (12. August 1807).

Auf Dauer war die „nach den Gedankengängen Brauers in den Jahren von 1803 bis 1807“ geschaffene Organisation „der inneren und äußeren Verschmelzung der alten und neuen Landesteile nicht förderlich“ (K. Stiefel). Erst Freiherr von Reitzenstein schuf mit dem Organisationsreskript von 1809 einen „modernen, straff gegliederten Territorialstaat mit starker Zentralgewalt“ (K. Stiefel).

Vor 170 Jahren am 25. April 1837

Franz Joseph Buß hält in der Zweiten Badischen Kammer die sogenannte Fabrikrede

Wenn auch Thesen der Fabrikrede auf eine Studie (1835) von Robert Mohl (1799–1875) zurückgehen, so war doch die Rede, die Buß als 34jähriger Abgeordneter am 25. April 1837 in der zweiten Badischen Kammer gehalten hat, die erste Rede in einem deutschen Parlament, die „konkrete Forderungen nach einer aktiven staatlichen Sozialpolitik, vor allem zum Schutze der Fabrikarbeiter“ (Otto B. Roegele) stellte. Erstmals wurde die Soziale Frage formuliert. Zunächst ist die Rede ohne Wirkung geblieben. Zwar setzte man eine Kommission ein, die aber zu dem Schluss kam, dass die Analyse von Buß den wirtschaftlichen Verhältnissen in Baden nicht entspräche und der Staat nicht befugt sei, „den Fabikanten lästige Auflagen und Beschränkungen zuzumuten“ (Otto Borst). Die Mehrheit von 30 Abgeordneten sahen keinen Handlungsbedarf, die Rede als Motion an das Staatsministerium weiterzuleiten. Die „Fernwirkung“ der Rede ist aber nicht zu verkennen: Sie hat später nachhaltig auf die Akzeptierung der Staatshilfe für die Soziale Frage und der Arbeiterfrage durch die katholische Soziallehre eingewirkt. Als der SPD-Abgeordnete Adolf Geck aus Offenburg die Rede 1904 nachdrucken ließ, schrieb der Führer der Sozialdemokratie, August Bebel, ein Vorwort, in der er das Anliegen von Buß würdigte. „Buß habe zwar ‚nicht erreicht was er wollte‘, aber ihm ‚verbleibt doch der Ruhm, der erste parlamentarische Vertreter des Arbeitsschutzes gewesen zu sein‘“.

Eine charakteristische Stelle der Rede lautet:

„Das Fabrikwesen erzeugt eine Hörigkeit neuer Art. Der Fabrikarbeiter ist der Leibeigene eines Brotherrn, der ihn als nutzbringendes Werkzeug verbraucht und abgenützt wegwirft. Es ist hier nicht einmal jene ursprünglich auf einer Wechselseitigkeit beruhende, wenngleich oft in der Tat mißbrauchte Grundhörigkeit des Mittelalters …

… Was hilft dem Arbeiter die Freiheit der Aufkündigung, dieser Wechsel der Lohnsklaverei? Um leben zu können muß er arbeiten: nicht immer findet er alsbald Arbeit in einer andren Fabrik; … Auch die politische Stellung des Fabrikarbeiters ist trostlos. Wegen seiner Abhängigkeit kann er politische Rechte nicht genießen, und würden sie ihm auch gewährt, so würde er, als Werkzeug seines Brotherrn, sie nach dessen Laune ausüben müssen …

Ein in seinen Folgen nicht zu berechnender Nachteil ist aber die durch die übertriebene Fabrikation entstehende Auflockerung des Verhältnisses der Stände der Staatsgesellschaft. Die neuere Zeit mit ihrem Trieb zur Desorganisation der stets anwachsenden Bevölkerungsmasse hat die Abgeschlossenheit dieser Stände immer mehr aufgehoben; allein in der gesunden Natur lag noch eine organische Begrenzung. Diese wurde vorzüglich durch den die Kraft der Mittelklasse bildenden Handwerkerstand erhalten. Anerkannt war dieser Handwerkerstand mit dem reichen Geflechte seiner Innungen schon im Mittelalter die Kraft deutscher Nation. Dadurch, daß der schroffe Unterschied zwischen Stadt und Land seine Gewerke erhielt, wurde die Wichtigkeit dieses Standes, selbst bei seiner inneren Schwächung, durch seine Verbreitung erhöht. Er bildete das Moment des Gleichgewichts zwischen den andern Ständen und ihren sich bekämpfenden Interessen. Dieser Stand der Handwerker, dessen Erhaltung in einer Zeit doppelt wichtig ist, in welcher das Streben nach einer alle natürlichen Unterschiede abtragenden und alle organische Festigkeit erschütternden Gleichheit vorherrscht, wird am meisten von der großen Fabrikation gefährdet …

Die durch den gewerblichen Aufschwung, durch die Tendenz unserer Staaten zur Übervölkerung und den Mangel an anderweitiger Unterkunft anschwellende Anzahl der Fabrikarbeiter führt wegen ihrer ökonomischen Unsicherheit zu einer wahren Massenarmut, dem sogenannten Pauperismus. Die unsichere Lage der Fabrikarbeiter muß schon an und für sich zu diesem gesellschaftlichen Drangsal führen. Eine Ersparung ist dem Arbeiter selbst bei günstigen Verhältnissen nur in geringem Maße möglich; jede längere Unterbrechung der Arbeit zwingt ihn, die öffentliche Hilfe anzusprechen. Den kranken Arbeiter, sein kreißendes Weib, die Witwe und die Waisen empfangen die Anstalten der öffentlichen Wohltätigkeit. Armut und Entsittlichung bevölkern die Findelhäuser mit der schwächlichen Nachkommenschaft dieses unglücklichen Geschlechts. Die ganze Lage des Fabrikarbeiters ist bei großem Angebot der Arbeit eine stete Quelle seiner Armut: treten noch Gewerbsstockungen hinzu, so wüten sie verheerend in den Reihen der Arbeiter …

Die Schaffung einer Masse von Fabrikproletariern wirft aber in derselben schon an und für sich nicht bloß einen verheerenden Krankheitsstoff in die Gesellschaft, sondern in ihr wird auch eine furchtbare, stets bereite Waffe den politischen Fraktionen angeboten. Die Tendenz des Umsturzes, wahrlich in unsern Tagen nur zu sehr verbreitet, findet in den Fabrikheloten die nahen Verbündeten, einmal weil ihre eigne unbehagliche Stellung in jeder gesellschaftlichen Veränderung ihnen eine Abhilfe vorspiegelt, ferner, weil sie in dem die Fabrikherren schützenden Staat den eignen Feind erblicken, dann weil der Materialismus der politischen Stürmer dem Materialismus der Arbeiter verwandt ist, endlich weil die Umwälzung in den Fabrikarbeitern ihre Schüler sucht und findet …“

Wir verweisen auf das Buch von Dieter K. Petri: Franz Joseph Ritter von Buß. Books on Demand 2007, ISBN 978-3-9800740-1-8, 22,– €.

Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

Vorgesehene Veränderung an der Nordseite des Marktplatzes in Karlsruhe

„Das ist die sensibelste Stelle der Stadt“. Wird die Stadt auch sensibel reagieren?

Das Schloss, der Marktplatz und die Via triumphalis in Karlsruhe sind badische Herzstücke, städtebauliche Veränderungen an diesen Stellen sind deshalb von badischem Interesse.

Anlässlich des Abbruchvorhabens an der Nordseite des Karlsruher Marktplatzes veranstalteten die Badischen Neuesten Nachrichten am 29. März 2007 im Stephanssaal ein Bürgerforum.

Der Moderator der BNN, Günther Kopp, stellte eingangs die Frage: „Wie steht der Bürger zu seiner Stadt“? Die Frage hätte allerdings lauten sollen: „Wie steht die Stadt in der Frage des Marktplatz-Ensembles von Weinbrenner zu dem Vorhaben des Investors, das Schellingsche Gebäude an der Ecke Kaiserstraße/Karl-Friedrich-Straße abreißen zu wollen?“ Oder auch: „Wie steht die Stadt zu ihrem städtebaulich-architektonischen Erbe an der sensibelsten Stelle der Stadt?“

In Bezug auf den Bau an der Nordseite des Marktplatzes selbst kann die Frage nur lauten: „Was heißt ensemblegerechtes Bauen an dieser Stelle?“ Es könnte sich nämlich dann herausstellen, dass die Schellingsche Lösung aus den 50er Jahren immer noch die optimalste Lösung darstellt. Die Bauten an der Nordseite des Marktplatzes bilden den Rahmen für den gesamten Platz und können deshalb nicht isoliert gesehen werden. In diesem Sinne sprach Konrad Freyer in einem Leserbrief (BNN 17. 3. 2007) davon, dass man „ein Gebäude dieser gebauten Qualität an dieser herausragenden Stelle nicht abbrechen“ dürfe. Was man dazu an dem Diskussionsabend hörte, gab allerdings zu Hoffnungen keinen Anlass. Für den Baudezernenten Ullrich Eidenmüller stand fest: „Es darf nicht das Diktum geben, dass ein verbauter Stein nie mehr angerührt werden darf“ (BNN 30. 3. 2007). Außerdem „müsse die Stadt sich auch an dieser prägnanten Stelle weiterentwickeln dürfen“ (BNN 2. 2. 2007). Er sei, „neugierig“, welche Lösung für den Bau an der nördlichen Marktplatzseite gefunden werde. Der Vertreter der Volksbank, Andreas Lorenz, versprach sogar, dass man etwas ganz „Tolles“ bauen werde! (Der Vorstandsvorsitzende Gerhard J. Rastetter hatte an anderer Stelle zu bedenken gegeben: „Das ist allein Sache des Investors“).

An dem Diskussionsabend konnte man den Eindruck gewinnen, dass der Abriss des Schellingschen Gebäudes durch den Investor bereits beschlossene Sache ist. Eine Diskussion über die ensemblegerechte Wertigkeit des Schellingschen Gebäudes hätte vielmehr im Mittelpunkt der Diskussion stehen sollen. Johannes Wilhelm vom Landesdenkmalamt hat das

richtig gesehen, wenn er zu bedenken gab: „Wenn man über etwas Neues redet, muss man auch über das Alte sprechen, das dadurch aus dem Weg geräumt wird“ (BNN 30. 3. 2007).

Die kritischen Beobachter wurden den Eindruck nicht los, als habe es sich bei dem sogenannten Bürgerforum um eine Alibiveranstaltung gehandelt. Den Bürger sollte der bereits feststehende Abriss des Gebäudes im Interesse des Investors vermittelt werden. Diesem Zweck sollte wohl auch der Beitrag des Architekten Daniele Marques zu Abrissprojekten in Luzern dienen.

Die beiden Gebäude an der Nordseite des Marktplatzes, so wurde beteuert, seien „die sensibelste Stelle der Stadt“. Fragen hätte man dann allerdings auch müssen, wie sensibel die Stadt an dieser Stelle – vorgängig (vor dem Abbruch) – gegenüber dem Investor zu reagieren entschlossen ist. Das Bürgerforum wäre dazu der rechte Ort gewesen.

Politische Identität durch Skandale?

Eine fatale Sicht des Handschriftenstreits

In der Publikation „Vom Kaiser zum Großherzog“, die den Übergang der Stadt Konstanz an Baden behandelt, kommen die Autoren Fabio Crivellari und Patrick Oelze in der Einleitung zu folgendem Urteil:

„Das badische Landesmuseum in Karlsruhe entschloss sich … erst spät, dem Jubiläum (1806–2006) seine Aufmerksamkeit zu widmen. Und in Konstanz spielte es in der öffentlichen Wahrnehmung so gut wie

keine Rolle. Einzig eine Artikelserie in der Lokalzeitung beschäftigte sich mit dem Übergang der Stadt an Baden … Im Jubiläumsjahr 2005 brachte erst der geplante Verkauf von mittelalterlichen Handschriften aus der Landesbibliothek, der helfen sollte, dem Familiensitz der heutigen Markgrafen in Salem finanziell zu sichern, Baden richtig in die Schlagzeilen. Und manchmal war die Empörung darüber von badischem Lokalpatriotismus gefärbt. Vielleicht stiften heute ja nicht mehr politische Feste Identität, sondern Skandale."

„Architekturschaufenster Waldstraße 8" in Karlsruhe beschließt Satzung

Am 29. März 2007 beschloss das „Architekturschaufenster" e. V. seine Satzung in einer gut besuchten Veranstaltung. „Zweck des Vereins ist es, durch Fachveranstaltungen in den Kultursparten Architektur, Städtebau, Kunst, Design, Landschafts- und Innenarchitektur – unter Einbeziehung betroffener Institutionen und Vereinigungen – das Verständnis für die Qualität gestalteter Umwelt in der Öffentlichkeit zu stärken und so einen Beitrag zur Baukultur zu leisten."

Dieser Zweck wird verwirklicht in der Förderung und Unterstützung des Betriebes eines Zentrums der Architektur in Karlsruhe, in der Erforschung und Darstellung der Entwicklung der Architektur und des Städtebaus, der Förderung des Erhalts von Baudenkmälern, insbesondere durch Förderung von Publikationen und Katalogen, Ausstellungen, Diskussions- und Weiterbildungsveranstaltungen und von Forschungsarbeiten. Dazu stellt der Verein das Raumangebot seinen Mitgliedern und der Öffentlichkeit für Aktivitäten im o. g. Sinne zur Verfügung (§ 2). Die Kosten für die Räumlichkeiten werden bis zur Eigenfinanzierung durch den Verein von der Architektenkammer Karlsruhe übernommen.

Stand der Reinhold-Schneider-Forschung

Ekkehard Blattmann hat am 18. 3. 2006 aus Anlass der Mitgliederversammlung der Reinhold-Schneider-Gesellschaft einen Vortrag gehalten „Zum Strand der Reinhold-Schneider-Forschung". Der Vortrag ist in den „Reinhold Schneider Blätter, Heft 18, Oktober 2006, abgedruckt (S. 13–40).

Blattmann leistet mit dem Vortrag eine kritische Beurteilung der Gesellschaft und eröffnet Perspektiven für das weitere Procedere und Schwerpunkte für die zukünftige Forschungsarbeit. Gerade auch im Hinblick auf den 50. Todestag Reinhold Schneiders am 6. April 2008 muss der Versuch gemacht werden, Person und Werk wieder ins das Blickfeld der interessierten Öffentlichkeit zu bringen" (Michael Albus). Dazu, so scheint es, ist aber eine Bestandsaufnahme notwendig.

Bei der jüngeren und insbesondere bei der studentischen Generation ist Reinhold Schneider in Deutschland heute „weithin vergessen". „Die negative Grundströmung", so Blattmann, sei „auch nicht durch die Arbeit der Reinhold-Schneider-Gesellschaft korrigiert worden". Blattman meint, die Gesellschaft auf Paragraph 2 der Satzung aufmerksam machen zu sollen, wonach „die Erforschung und Verbreitung von Werk und Biographie des Dichters und Schriftstellers Aufgabe der Gesellschaft ist. Dazu Herausgabe eigener und fremder Veröffentlichungen, Beiträge in den Medien, Vortragsveranstaltungen, Lesungen sowie Unterstützung der Archivarbeit". Wünschenswert ist es nach Blattmann, „Forschern im Rahmen der Reinhold-Schneider-Gesellschaft eine Diskussionsforum zu eröffnen". Auch sollte die Gesellschaft neue Forschungspublikationen überhaupt zur Kenntnis nehmen. Empfohlen wird das Erscheinen eines Publikationsforums, eine Zeitschrift oder ein Jahrbuch, zu erwägen. „Wenn die Reinhold-Schneider-Gesellschaft wieder Fuß fassen will, wird sie ein solches Organ neu installieren müssen." Eine Zusammenarbeit mit „benachbarten Gesellschaften" (Gertrud-von-Le-Fort-Gesellschaft etc.) wird dringend empfohlen. „Die Zeit der Restgesellschaften dürfte ansonsten in Kürze abgelaufen sein".

Blattmann beschäftigt sich mit jüngeren Publikationen zu Reinhold Schneider, insbesondere mit der Dissertation Thomas Wolbers, „Im Zirkel der Melancholie". Das literarische Frühwerk Reinhold Schneiders wird einem „psychoanalytischen Erklärungsmodell der Melancholie" unterworfen. Im weiteren Verlauf des Vortrages wird eine breite und differenzierte Palette von Arbeitsvorschlägen für fernere Forschungen entwickelt.

„Badische Heimat" ging im „Panzerschrank" auf Zeitreise

Viele interessierte Mitglieder waren zu Besuch im Bruchsaler Stadtarchiv

Die Bruchsaler Regionalgruppe der „Badischen Heimat" hat gezeigt, dass man nicht unbedingt in die Ferne schweifen muss, um interessante Dinge zu sehen und zu erleben. Man kann auch am Ort bleiben und eine Reise in die Vergangenheit, nämlich einen Besuch im Stadtarchiv machen. So geschehen in den vergangenen Wochen, und es waren drei Einzeltermine erforderlich, da nahezu 50 Mitglieder einen Blick hinter die dicken Archivmauern im Rathaus am Holzmarkt werfen wollten.

Stadtarchivar Thomas Moos begrüßte die Teilnehmer mit einem kurzen Überblick über die Geschichte der Bruchsaler Rathäuser und verwies die ganz Interessierten auf die Dauerausstellung, die das Archiv in Zusammenarbeit mit dem Städtischen Museum auf dem Eingangsflur des Rathauses aufgebaut hat. Dort ist auf gefälligen Schautafeln mit Bildern und erläuternden Texten beispielsweise zu sehen, wie der

Behördenalltag in den 1950er Jahren ausgesehen hat oder welch berühmte Häupter im Laufe der Zeit den jeweiligen Oberbürgermeistern schon einen Besuch abgestattet haben. Ein anschließender Diavortrag entführte dann in das Bruchsal so wie es in der Zeit vor dem 2. Weltkrieg ausgesehen hat. Gerade die „älteren Semester“ konnten hier noch interessante Geschichten zu den jeweiligen Fotos beisteuern.

„Höhepunkt“ des Nachmittags war dann natürlich der Gang durch die 60 cm dicke Archivtür, die den Weg in den zweistöckigen Tresorraum freigab. Dort wo vor einigen Jahren noch neun- oder zehnstellige DM-Beträge der Landeszentralbank eingelagert waren, bewahrt nun die Stadt Bruchsal ihre mehr immateriellen, aber nicht weniger wertvollen Schätze auf. Bei einem Gang durch die Regale zeigte der Stadtarchivar, dass ein modernes Archiv kein mit Spinnweben überzogenes Kellergewölbe voller zu gestaubter Akten ist. Im Gegenteil: moderne, hell beleuchtete Rollregalanlagen, Dia- und Kartenschränke füllen die Räume, um die zahlreichen Preziosen aufzunehmen und vor schädlichen Umwelteinflüssen zu schützen. Die dann gezeigten und erläuterten Archivalien können hier nur exemplarisch genannt werden: Historische Luftbilder, Stadtpläne aus dem 18. und 19. Jahrhundert, ein sicherlich zehn Kilo schweres Schatzungsbuch aus dem Jahre 1749, städtisches Notgeld von 1923, Zeitungen aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, ein fünfzig Jahre alter Fußball mit Seppl Herbergers Autogramm und vieles mehr. Doch auch die alten Dokumente werden mit neuer Technik verwaltet, PC und Scanner gehören zum täglichen Werkzeug von Thomas Moos und seiner Mitarbeiterin Elena Niklaus. Diese ist seit einigen Monaten damit beschäftigt, nach und nach die Fotos aus der Sammlung Habermann einzuscannen. Dadurch wird die Arbeit mit ihnen erleichtert und natürlich werden auch die Originale geschont. Endziel ist logischerweise „alles im Computer zu haben“, doch bis es soweit ist, werden sicherlich noch einige Jahre ins Land gehen, zumal immer wieder neue archivwürdige Dokumente hinzukommen.

Die Bestände nach außen zu tragen und zu zeigen, was im Archiv schlummert, ist ein besonderes Anliegen von Thomas Moos. Daher bereitet er auch gerade eine neue Buchveröffentlichung vor. Der Arbeitstitel lautet: Bruchsals Handel und Gewerbe auf historischen Ansichten. Da er zu seinen eigenen Beständen auch noch viel Bildmaterial von Firmen und Privatpersonen leihweise erhalten hat, glaubt er, dass es sicher ein schöner Band mit zahlreichen bisher noch nicht veröffentlichten Fotos gibt. Erscheinungstermin wird – passender Weise – am nächsten verkaufsoffenen Sonntag am 16. September sein. *Thomas Moos*

Aufruf an unsere Mitglieder!

Der Landesverein Badische Heimat e. V. präsentiert sich seit dem Jahr 2000 auf dem „Salon du Livre“ in Colmar, der größten Buchmesse Ostfrankreichs. Ein Bericht über die Teilnahme im November 2006 ist in unserer Zeitschrift 1/2007 vom März auf Seite 221 nachzulesen.

Wir suchen dringend eine/n Mitarbeiter/in, welche interessiert sind und Freude finden können, beim diesjährigen „Salon du Livre“ am 24. und 25. November 2007 mitzuwirken. Für Freunde des Elsass und Frankreichs bietet sich hier eine gute Gelegenheit, um z. B. mit anwesenden elsässischen Geschichtsvereinen ins Gespräch zu kommen. Wir stellen die Druckerzeugnisse der „Badischen Heimat“ und verwandter Einrichtungen vor. Etwas Französischkenntnisse sind hilfreich, aber nicht Bedingung.

Interessenten melden sich bitte bei Herrn Bühler von unserer Geschäftsstelle:
Hansjakobstraße 12, 79117 Freiburg
Tel. 07 61/7 37 24, Fax: 07 61/7 07 55 06
E-Mail: info@badische-heimat.de *Anton Burkard*

Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2006

Regionalgruppe Baden-Baden

I Denkmalschutz

Seit 50 Jahren setzt sich die Baden-Badener Ortsgruppe für den Denkmalschutz ein. Haebler sprach anlässlich des Abrisses des Englischen Hofes sogar von der „Avantgarde der Restauration". Die großen Worte wie das mühsame Engagement im Kleinen blieben ohne Erfolg. Jahr für Jahr verlor die einmalige Stadtlandschaft an Flair, Resignation setzte ein. Die ungewisse Zukunft des Neuen Schlosses Baden-Baden ist ein Beleg für mangelndes Geschichtsbewusstsein. Der Verein Stadtbild e. V. setzte die Lobby- und Öffentlichkeitsarbeit in den letzten Jahren fort, nun zeitigt der Einsatz für den Denkmalschutz unerwarteten Erfolg: der neue Oberbürgermeister Wolfgang Gerstner, ein gebürtiger Südbadner, ergriff die Initiative für eine Gesamtanlagensatzung und die zukünftige städtebauliche Gestaltung. Bleibt zu hoffen, dass sich alle Beteiligten – gleich welcher Herkunft oder Interessen – darauf besinnen, das „Paradies an der Oos" zu bewahren und nicht kurzfristigem Profitinteresse zu opfern.

II Natur- und Umweltschutz

Zur Zeit wird das gesamte Ausmaß des ungehemmten Straßenbaus in der einmaligen Murg-Kinzig-Rinne sichtbar: Die B 3 neu und der neue Autobahnanschluss Rastatt-Süd zerstören wertvollste Natur- und Lebensräume: unser Protest – auch juristischer Art – war umsonst. Wie lange kann unsere Badische Heimat, die neben dem Denkmal- auch dem Natur- und Umweltschutzschutz satzungsgemäß verpflichtet ist, dazu schweigen? Zur Zeit wird in der Stadt diskutiert, ob die Lichtentaler Allee nicht Weltkulturerbe werden soll? Die massiven Eingriffe in Architektur und Natur im Umfeld der weltberühmten Flaniermeile schmälern die Erfolgsaussichten einer Bewerbung: zwei Kilometer heile Welt genügen nicht.

III Veranstaltungen 2006

Ein Höhepunkt im vergangenen Veranstaltungsjahr war die Ausstellung über Leo Wohleb, die in „seinem" Baden-Badener Gymnasium Hohenbaden gezeigt wurde. Unser besonderer Dank gilt unserem Mitglied Dr. Kurt Hochstuhl und seiner Familie für die praktische wie ideelle Durchführung. Es wäre wünschenswert, wenn auch weitere Regionalgruppen diese Ausstellung der Öffentlichkeit präsentieren könnten. Dank gilt auch unserem Referenten Prof. Walter E. Schäfer für seine Vorträge, Anregungen und Ideen. In einer gemeinsamen Veranstaltung mit der Bibliotheksgesellschaft und der Volkshochschule sprach Prof. Schäfer über Ringelnatz, der mit dem Baden-Badener Arzt Dr. Eugen Schmitt befreundet war. In einem vollbesetzten Alten Ratsaal lies Dr. Rainer Haehling von Lanzenauer den Kriminalfall Hau wieder aufleben. Diese Veranstaltung wurde zusammen mit dem Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden e. V. organisiert. Im aktuellen Jahresheft 2006 des Arbeitskreises findet sich auch ein Beitrag unseres Ehrenmitgliedes Dr. Lothar Brandstetter über die Flößerei im Oostal. Ein weiterer Vortrag von Gerlinde Vetter beschäftigte sich mit der Jugendzeit des sog. Türkenlouis im Neuen Schloss.

Dieter Baeuerle

Regionalgruppe Freiburg

Freiburger Bilderbogen 2006

Bei eisiger Kälte traf sich „der harte Kern" der Freiburger Gruppe im Adelhauser-Museum zum ersten Thema des neuen Jahres (10. 1. 06) **„Körner, Kult und Küche"**. Frau Petra Blum führte kenntnisreich durch die neue Ausstellung, in der Ernährungsweise und Lebensart unserer Vorfahren, aber auch die der verschiedenen anderen Kulturen in Bild und Material dargestellt wurden. Für Europa bildete das Korn die Basis des Lebens und Überlebens, für Mittelamerika war der Mais, für Asien der Reis und für Afrika die Hirse jahrhundertelang die Grundlage der Essgewohnheiten der Menschen, Gaben, die sie auch ihren Göttern und Toten aus Dankbarkeit darbrachten. Frau Blum wies besonders auch auf christliche Sonderformen des Brotes in frühen Klosterbäckereien hin und bedauerte, dass es heute nahezu keine Hostienbäckereien mehr gäbe. Natürlich erzählte sie auch die Geschichte von der in Urach entstandenen Brezel. Ein Bäcker konnte sein Leben nur retten, wenn er ein Brot schaffe, durch das dreimal die Sonne hindurch scheinen könne. Das gelang seiner Frau mit der Brezel, sie rettete ihren Mann vor dem Galgen – und erfand so die Brezel, das alte Zunftzeichen der Innungen. Ähnlich nette, aber auch wissenschaftlich fundierte Geschichten erzählte die Museumsführerin auch vom Kulturkreis der Azteken und Majas aus Mittelamerika: ein kurzweiliger Nachmittag!

Unter dem Thema: **„Unser täglich Brot …"** trafen sich zahlreiche Mitglieder am 14. 2. 06 im Bad Krozinger Stadtteil „Biengen" zur Besichtigung der industriellen Backwarenfabrik „Heitzmann", einem aus kleinsten Anfängen erwachsenem Familienbetrieb in vierter Generation mit dem bekannten Logo „Lust auf lecker". Mehr als 50 Filialen in Freiburgs Umgebung versorgt diese Bäckerei mit jetzt gut 300 Mitarbeitern, Läden, die der umtriebige Chef aufgebaut und zu einem anerkannten Brothersteller herangeführt hat. Überrascht war man besonders, wieviel Handarbeit trotz der zahlreichen Maschinen auch heute noch notwendig ist, um dem Kunden am frühen Morgen seine Brötchen, etwa 15 000 Brezeln und das Brot oder auch die Torten rechtzeitig liefern zu können. Die Zahlen von Mengen an täglich verarbeitetem (auch Bio-)Mehl, ausgelieferten Brötchen oder den weiteren 120 Produkten, alles per Computer „Hightech" gesteuert, konnte man kaum realisieren. Es gibt kein „altes" Brot: dieses wird, wie man erfuhr, an die „Tafel" ausgeliefert, eine Einrichtung zur Unterstützung sozial schwacher Mitbürger. Vor allem Sauberkeit und Belüftung, Echtheit der zugelieferten heimischen Produkte, laufende Qualitätskontrolle, regelmäßige Wartung der gasbeheizten Backöfen, Offenheit für Neuerungen und Arbeitsdisziplin beeindruckten die Besucher in dem großen Fabrikgebäude, dessen internationaler Mitarbeiter-

stamm sieben Tage in der Woche um Mitternacht oder spätestens morgens um 4 Uhr „auf der Matte stehen" muß. – Firmenchef Heitzmann stellte sich anschließend an seine Führung bei Kaffee und Kuchen gern und überzeugend den (auch) kritischen Fragen seiner Zuhörer.

Einige besonders Interessierte ließen es sich nicht nehmen, die verbliebene Zeit zu einem Kurzbesuch auf dem Biengener Schloß zu nutzen. Dort waren zeitweilig die Herren von Neveu daheim. „Der gewichtige Franzele von Neveu" war zu Beginn des 20. Jahrhunderts eines der letzten bekannten adligen Originale im Freiburger Raum. Er ist dort oben begraben. In der Schloßkirche hat Helmut Lutz, der bekannte Breisacher Künstler (der neue H. L.), gearbeitet und den Altarraum mit seiner prägnanten Handschrift neu gestaltet. Eine lohnenswerte Besichtigung!

Eine bereichernde Erkenntnis über die Medienlandschaft in unserer Region brachte die **Besichtigung des SWR-Landesstudios Freiburg** am 28. 3. 06. Frau Uschi Kemény stellte nicht nur die sechs verschiedenen Sender mit ihren Programmen und Sendeschwerpunkten für verschiedene Ansprechpartner vor, klärte auch über deren Reichweite und Vernetzungen auf, sondern führte die große Zuhörerschar auch durch die diversen Senderäume, in denen an großen Steuerungstischen gerade Radiosendungen und Fernsehen „life" gemacht wurden. Man staunte über die minutiös getimten Berichte und Schaltungen des Netzwerkes bis hin zur ARD, der immerhin 17,95% seiner Berichte auch aus dem Südwesten bezieht. Die Aufnahmeteams werteten gerade ihre Bilder aus, der Cutter schnitt sie aus und fügte sie zusammen, die Moderatoren lieferten den Text dazu, und der Sprecher hinter seiner Glaswand berichtete dann von der großen Offenburger „Schnapsmesse".

Im Hörspielstudio führte Frau Kemény begeisternd vor, mit welchen Tricks hier, Geräusche und „Stimmung" vermittelt werden – sie machte aber auch immer wieder deutlich, welche gesetzliche Aufgabe eine öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt für ihre gut 14 Mio. Hörer übernommen habe, sei der Rundfunk doch ein wichtiges Informationsinstrument in einer demokratischen Gesellschaft mit mündigen Bürgern.

Unter dem Stichwort **„Struwel eilte einst gen Staufen"** (25. 4. 06) besuchte die Freiburger Gruppe die neue Außenstelle Südbaden des Badischen Landesmuseums, in der Dr. Oeschger, der Leiter „Badischen Heimat Freiburg", arbeitet. Das oben genannte Motto war aus den Liedern der 48-er Revolutionären geholt, die bekanntlich am 24. Oktober 1848 in Staufen einrückten und wohl auch den Amtshof, das Stadtschloss der ehemaligen Burgherren, besetzten. Dr. Oeschger führte durch die Räumlichkeiten und die Bibliothek und streute manche Erzählung zur Stadtgeschichte mit ein.

Schwarzwälder Bauen und Wohnen (I) wollte man im Mai (16. 5. 06) an Ort und Stelle kennen lernen und sollte sich auf dem Parkplatz des Freilichtmuseums **Vogtsbauernhof bei Gutach** zur Exkursion treffen. Leider blieben diesmal die Veranstalter unter sich – was Anlass zu einer wichtigen Fragestellung über den Besuch der Veranstaltungen überhaupt wurde, z. B. ob sich der Aufwand zur Erstellung eines Veranstaltungsprogramms, eines Lokals, des Zeitpunktes usw. überhaupt noch lohne, zumal das zunehmende Alter der Mitglieder Einschränkungen notwendig mache. Obwohl Freiburg mit rund 500 Mitgliedern die zahlenmäßig größte Gruppe in Baden bildet, spiegelt die Teilnahme an den angebotenen Veranstaltungen diese Fülle leider nicht wider. Erneut wurde deswegen die Forderung nach jungen Mitgliedern deutlich – vermutlich allerdings ein allgemeines Problem, nicht nur in der „Badischen Heimat."

„Wo die Zitronen blühen" (13. 6. 06), ein Besuch in der Stadtgärtnerei Freiburg, fand dagegen wieder ein reges Interesse. Unter sach- und fachkundiger Führung bestaunte man die Pflanzen- und Blumenschau des städtischen Gartenamtes und dessen **Organisation** zur Verschönerung des Stadtbildes, von dem man im Sommer sagt, es biete ein „mediterranes Ambiente".

Das Schniederlihof-Museum in Oberried-Hofsgrund unterhalb des Schauinsland war vor der Sommerpause noch einmal Zielort für das erneute Thema **Schwarzwälder Bauen und Wohnen II** (25. 7. 06). Das kleine und bekannte Museum verdeutlichte erneut die schweren Bedingungen, unter denen unsere Vorfahren in beengten Räumen gelebt haben, welche Wege ihre Kinder zurücklegen mussten, welche speziellen, dem Wetter und der Landschaft angepassten Bauformen sich auf einer Meereshöhe von 1200 m entwickelten und welchen Einfluss der Bergbau auf das Leben der Menschen dieses Bergdorfes ausübte.

Regierungspräsident **Dr. Sven v. Ungern-Sternberg** – nach OStD. Adolf Schmid aus Freiburg der neue Vorstand der Badischen Heimat –, hatte am 12. Oktober zur Eröffnung der Ausstellung **„Baustelle Baden"** ins Freiburger Regierungspräsidium eingeladen. An Bild- und Kartenmaterial wurde die Entwicklung des ehemaligen Kurfürstentums zum Großherzogtum dargestellt. Unser Mitglied Professor Wolfgang Hug hielt den begleitenden Vortrag und stellte dabei seine „Kleine Geschichte Badens" vor.

Das 2. Halbjahr wurde mit einem Rundgang durch das Tropenhaus des Freiburger Botanischen Gartens eröffnet (24. 10. 06). Vom Titel **„Im Dschungel von Freiburg"** ließ sich eine größere Zahl von Besuchern anlocken. Viele Besucher erinnerten sich kaum noch, je in diesem stadtnahen Tropenhaus oder den Gewächshäusern mit den Exoten gewesen zu sein und begrüßten deswegen umso mehr diese kleine Exkursion am Nachmittag.

Der **„Besuch bei der Badischen Heimat"** (28. 11. 06) im Haus des Vereins nahe der Musikhochschule war zur allgemeinen Überraschung sehr gut besucht. Kaum jemand kannte das Haus mit seinen herrschaftlichen Räumen und Möbeln, mit der großen Bibliothek und der Arbeitsstätte des Geschäftsführers Karl Bühler von innen. So fand Herr Bühler denn auch ein offenes Ohr, als er die Geschichte des Hauses, in dem Hermann Eris Busse als langjähriger Vorsitzender der Bad. Heimat lange Zeit auch gewohnt hatte, kurz darstellte und schließlich durch die Räume des Untergeschosses führte. Besonders überraschte seine Mitteilung, dass man erst kürzlich zwischen den verschiedenen zugewidmeten Nachlässen eine umfangreiche Bildsammlung gefunden habe, die als ein Schatz von überregionaler Bedeutung zu bezeichnen sei, der gehoben und aufgearbeitet werden müsse. Spontan meldeten sich einige Pensionäre, unsere Mitglieder, die sich für die Aufgabe und das Projekt zur Verfügung stellen wollten.

Das Vereinsjahr 2006 beschloss ein **Liederabend in alemannischer Tonart** (12. 12. 06) mit dem Freiburger Maler und Sänger Karl Streicher. Er stellte mit seiner Gitarre Lieder und Geschichten in z. T. „höchstalemannischer Mundart" aus den reizvollen Dialekträumen Alemanniens – der Nordschweiz, dem Elsass und

dem Breisgau – vor, die selbst den eingefleischten Freiburgern Verständnisschwierigkeiten bereiteten (und erst recht den zugereisten „Nordlichtern“ in der Runde) – aber dennoch die Schönheit und Besonderheit unserer Kultur deutlich und liebenswert werden ließen.

Aus dem Zuhörerkreis wurde der verantwortlichen Vorstandschaft, Dr. Bernhard Oeschger und Julia Dold, für die Gestaltung des Jahresprogramms herzlich gedankt und die aufmunternde Bitte geäußert, mit glücklicher Hand auch für 2007 ein unterhaltsames und lehrreiches Programm zusammenzustellen. Mit dem geplanten Projekt der Aufarbeitung der Bilder und deren Präsentation zum 100-jährigen Bestehen der Badischen Heimat dürfte ein wesentlicher Impuls dazu gegeben sein. *Hermann Althaus*

Regionalgruppe Lörrach

Veranstaltungen 2006

19. 1. Die Kelten im Südwesten. Dia-Vortrag von Dr. Erhard Richter.

7. 2. Ausstellungsbesuch in Karlsruhe (David Teniers d. J. und Römer, Christian, Alemannen.

17. 3. 75. Generalversammlung.

24. 3. Die Malerfamilie Holbein. Vortrag von Dr. Berthold Hänel.

4. 4. 200 Jahre Großherzogtum Baden. Dia-Vortrag von Gerhard Moehring.

12. 4. Ausstellungsbesuch in Zürich (Sammlung Merzbacher-Meyer).

19.4. Ausstellungsbesuch in Basel mit Dr. B. Hänel (Hans Holbein d. J.).

26. 4. Der Wald von Grenzach-Wyhlen. Buchvorstellung von Helmut Bauckner.

5. 5. Wanderung durch den Grenzacher Wald mit Helmut Bauckner.

16. 5. Basel und das Erdbeben 1356. Dia-Vortrag von Gerhard Moehring.

18. 5. Ausstellungsbesuch in Baden-Baden (Deutscher Expressionismus im Burda-Museum).

13. 6. Adam Spitz. Vortrag zum 100. Geburtstag von Gerhard Moehring.

21. 6. Ausstellungsbesuch in Stuttgart (Monet, Felder im Frühling).

11. 7. Bahnfahrt an den Bodensee (Singen, Radolfzell, Gaienhofen).

16. 7. Wohnen in Lörrach vor 50 Jahren. Stadtrundgang mit Albert Sänger.

21. 7. Adolf Strübe. Vortrag zum 150. Geburtstag von Dr. B. Hänel.

27. 7. Fahrt zum Zentrum Paul Klee in Bern.

12. 9. Fahrt zur Chagall-Ausstellung in der Sammlung Burda, Baden-Baden.

29. 9. Fahrt nach Bern zur Menet-Oppenheim-Retrospektive im Kunstmuseum (zus. mit dem Förderkreis M. O. Steinen).

7. 10. Berühmte Lörracher. Rundgang über den Hauptfriedhof mit Gertrud Herbster.

18. 10. Elsass-Fahrt mit Hans-Joachim Demuth (Waldersbach, Obernai, Jung St. Peter, Straßburg).

8. 11. Kandinsky und der blaue Reiter. Vortrag von Dr. B. Hänel.

15. 11. Besuch der Kandinsky-Ausstellung mit Dr. B. Hänel.

4. 12. Der geschmiedete Himmel. Ausstellungsbesuch in Basel.

Regionalgruppe Mannheim

Das Jahr begann im Hinblick auf das kommende Stadtjubiläum 2007. Dr. Grit Arnscheidt führte am 31. 1. 2006 durch das Mannheim im Jahr 1907. Ihr Lichtbildervortrag lud zu einem Spaziergang durch die Stadt im 300. Jubiläumsjahr ein. Die bekannte Historikerin entführte den Betrachter in unsere Stadt, wie sie sich zum Stadtjubiläum 1907 präsentierte. Nach dem beispiellosen Bauboom der Gründerjahre hatte die ehemalige Barockstadt ihr Gesicht grundlegend gewandelt. Die spektakuläre Internationale Kunst- und Große Gartenbauausstellung, auf deren Gelände später die Oststadt entstand, war der Höhepunkt einer Zeit, die man später „Zweites goldenes Zeitalter“ Mannheims genannt hat. Die Kapelle des einstigen Lanz-Krankenhauses, 1907 eingeweiht, war der ideale Rahmen für diesen sehr gut besuchten Vortrag.

Am 23. 3. 2006 folgte eine Führung mit Marion Schöbel durch den „Stengelhof“, Rheinaus ältestem Kulturdenkmal. Was vor 230 Jahren als Mustergut begann, drohte lange zu verfallen und war einsturzgefährdet, wie man sich bei unserer letzten Führung drei Jahren zuvor überzeugen konnte. Die gemeinsam mit der „Lebenshilfe“ veranstaltete Begehung und ein Videofilm von H. Baumann vermitteln Einblicke in die inzwischen durchgeführte Sanierung, aber auch in die bewegte Geschichte des Anwesens.

Genau am 150. Todestag von Heinrich Heine veranstaltete die Mannheimer Gruppe im Dalberghaus N 3, 4 eine Lesung mit Musik: „Der Sarg muß sein noch größer / Wie's Heidelberger Faß.“ Am 17. 2. 1856 starb Heine in seiner „Matratzengruft“ im Pariser Exil. Obwohl der Dichter Mannheim unerwähnt lässt, bestehen doch Beziehungen zum Herzen der alten Kurpfalz. Zu seinem Todestag las die Schauspielerin Bettina Franke aus den Werken dieses großen „politischen Dichters und Dichters der Liebe, dem die Synthese aus Witz und Weisheit, Charme und Scharfsinn, Gefühl und Grazie scheinbar mühelos gelang“ (M. Reich-Ranicki). Neben der Lesung sorgte Sebastian Maurer auf dem E-Bass für die musikalische Umrahmung.

Die Führung durch das Palais Bretzenheim am 14. 2. 2006 fand sehr reges Interesse. Nach der sehr gut besuchten Begehung vor fast genau einem Jahr war die Sanierung inzwischen abgeschlossen. Das 1782–1788 von Carl Theodor erbaute Palais wird heute vom Amtsgericht genutzt. Der Große Saal, dessen stilwidrige Zwischendecke entfernt und dessen Wände farblich neu gefasst wurden, konnte ebenso besichtigt werden wie das historische Treppenhaus und das Mannheimer Zimmer mit der Ansicht des Palais von Carolus Vocke. Peter Thoma, Baudirektor im Staatlichen Vermögens- und Hochbauamt Mannheim, und der mit den Umbau befasste Architekt Roger Strauß aus Karlsruhe stellten das Gebäude vor und erläuterten die Baugeschichte sowie die Umbaumaßnahmen.

Das Palais Lanz zählt zu den faszinierendsten Baudenkmälern Mannheims und ist wohl der einzige Monumentalbau des französischen Belle-Epoque-Stils in Deutschland. 1908–1913 wurde das Palais von dem Pariser Architekten Saint-Ange für Dr. Karl Lanz errichtet, aber nur knappe zehn Jahre als Wohnhaus genutzt. Danach diente es als Telegraphenamt. Die Reste der wertvollen Innenausstattung, allem voran

das grandiose Treppenhaus, sind ein Zeugnis für den Geschmack seiner Erbauer, die das Haus mit einer glänzenden Kunstsammlung anfüllten und es mit Gesellschaften und Konzerten belebten. Tobias Möllmer, der am 9. 3. 2006 durch das Bauwerk führte, räumte dabei auch mit unberechtigten Vorurteilen über den bis heute sehr unbeliebten Besitzer Karl Lanz auf.

Am 8. 4. 2006 führte Wolfgang Raufelder, Vorsitzender des BUND und Stadtrat, durch das Naturschutzgebiet Hirschacker und Dossenwald. Das 1993 eingerichtete Naturschutzgebiet umfasst eine Fläche von 128 ha zwischen Schwetzingen und Mannheim. Bemerkenswerte Elemente dieses Naturraumes sind ausgedehnte Züge von Binnendünen. Sie entstanden am Ende der letzten Eiszeit, als die Rheinebene noch vegetationsfrei war und Winde den Sand leicht aufnehmen und verdriften konnten. Schutzzweck laut Verordnung ist die Erhaltung und Förderung eines Binnendünnenzuges mit angrenzenden Flugsandfeldern, offenen Sandflächen mit Sandrasenflora und -fauna sowie einem einzigartigen Flechtenvorkommen, mit großen Heidekrautfluren und lichten Kiefernwäldern . . .

Interessante Einblicke in Mozarts Zeit gab der Mozart-Rundgang am 19. 9. 2006 mit Tanja Vogel: „Und schreiben sie bald nur die einfache Adresse an mich . . .“ 1777/78 weilte Mozart mit seiner Mutter in Mannheim auf der Suche nach einer Anstellung am Hof des Kurfürsten Karl Theodor, der ein für seine hohe Qualität europaweit bekanntes und renommiertes Orchester unterhielt. Auch Ende 1778, die Residenz war seit Beginn des Jahres aus Erbfolgegründen nach München verlegt, machte Mozart erneut nach einer Reise nach Paris in Mannheim Station. Die Stadtführung bot auf unterhaltsame Weise eine Alltagsgeschichte zur Zeit des musikalischen Genies.

Am 26. 9. 2006 führte Artur Hussal durch das ehemalige Klärwerk Friesenheimer Insel. Das Klärwerk wurde von dem Architekten Richard Perrey erbaut und 1905 in Betrieb genommen. In der Anfangsphase wurde der Schlamm als Dünger auf die umliegenden stadteigenen Wiesen und Äcker verteilt. Im Gegensatz zu modernen Anlagen wurde das Abwasser nur mechanisch geklärt. Der Wasserturm versorgte die Anlage mit Betriebswasser zum Ausspritzen der Becken. 1973 wurde der Betrieb eingestellt. Die gut erhaltene neugotische Anlage steht unter Denkmalschutz. Seit 1998 wird sie vom Verein Biotopia genutzt, der zahlreiche Restaurierungsmaßnahmen durchgeführt hat.

Ebenfalls durch Artur Hussal erlebte die Regionalgruppe am 25. 10. 2006 eine Führung durch das Museumsschiff Mannheim,. Das Museumsschiff wurde als Personen-Raddampfer „Mainz“ im Mai 1929 bei der Köln-Düsseldorfer in Dienst gestellt. Es diente als Tagesausflugsdampfer für bis zu 2600 Passagiere. 1982 wurde das Schiff außer Dienst gestellt. 1985 wurde die „Mainz“ von der „Fördergesellschaft Rheinschifffahrtsmuseum Mannheim“ übernommen, als Rheinschifffahrtsmuseum ausgebaut und im Oktober 1986 an das LTA übergeben und in „Museumsschiff Mannheim“ umbenannt.

Eine Führung durch das Herschelbad am 28. 10. 2006 machte deutlich, wie dieses Jugendstilgebäude vom Verfall bedroht ist. Das Herschelbad war ehemals eines der größten deutschen Badehäuser mit drei Schwimmhallen. Imposant und monumental erscheint es im Stadtbild Mannheims mit seinem antik anmutenden Giebel und dem dort dargestellten Gott Poseidon. Der Architekt war der damalige Mannheimer Baudirektor Richard Perrey. Der Großkaufmann und Kommerzienrat Bernhard Herschel, dessen Name das Hallenbad trägt, ermöglichte den Bau, in dem er 500 000 Goldmark seines Erbes dafür bestimmte. Er starb 1905. Im Jahr 1912 begann man mit dem Bau des Bades. Das Hallenbad, dem damals neben Einrichtungen wie einem irisch-römischen Schwitzbad u. a. auch ein Hundewaschsalon angeschlossen war, konnte erst 1920 in Betrieb genommen werden.

Der Verein Freunde und Förderer des Herschelbades in Mannheim e. V. setzt sich die Erhaltung und Sanierung des Gebäudes zum Ziel. Verschiedene Aktionen des Vereins helfen, die Attraktivität des Bades und die Frequentierung des selben mit seinen unterschiedlichen Einrichtungen zu steigern.

Tobias Möllmer führte am 14. 11. 2006 schließlich durch das Stadthaus der Familie Lanz in A 2. Nach dem Tode ihres Mannes ließ Julia Lanz das bescheidene Wohnhaus, das der noch mittelständische Unternehmer kurz nach der Gründung des Deutschen Reiches für sich und seine Familie erbaut hatte, zu einem äußerst weitläufigen und opulent ausgestatteten Witwensitz ausbauen. Mit diesem Stadtpalazzo wurde an einem damals schon weitgehend veralteten Bautypus festgehalten, der in Mannheim selbst kaum Parallelen hatte und nach den Kriegszerstörungen die einzigartige Gelegenheit bietet, die Aura großbürgerlichen Lebens des 19. Jahrhunderts in den Mannheimer Quadraten zu spüren. *Volker Keller*

Regionalgruppe Rastatt

Badische Heimat blickt auf ein erfolgreiches Jahr 2006 zurück

Mit einem Besucherrekord schloss die Badische Heimat in Rastatt das Jahr 2006 ab. Fast 600 Besucher kamen zu den 10 Veranstaltungen der Badischen Heimat im Rossi-Haus. Dabei wurde den Interessierten ein abwechslungsreiches Vortragsprogramm geboten, das sich aus zahlreichen Themen der deutschen, der badischen aber auch der lokalen Geschichte zusammenstellte. Zur Auftaktveranstaltung, einem Rastatter Filmabend mit Peter Mohr, kamen weit mehr als 100 Zuschauer. Mohr zeigte Filmschätze aus dem Fundus seines Vaters, der das alltägliche Leben in Rastatt in den 1960er und 1970er Jahren in Farbe festgehalten hat. Im Februar referierte Jürgen Oesterle über den „Gaggenauer Gaskrieg“ im Jahre 1911. Damals standen sich zwei Murgtäler Energieversorger unerbittlich gegenüber. Der Streit gelangte schließlich auf den Schreibtisch des Großherzogs zur Entscheidung. Einen weiteren Filmeabend präsentierte Patrick Götz unter dem Titel „Alte Filme aus Bühlertal“. Götz nutzte einzigartiges Material des Fotografen Karl Roth aus den Jahren 1933 und 1939. Im April des Jahres bot Kreisarchivar Martin Walter einen Einblick in die einzigartige 100 jährige Geschichte der Volksschauspiele Ötigheim. Die knapp zwei Stunden gingen rasch vorbei. Dabei präsentierte Walter rare Bildansichten aus dem Archiv der Volksschauspiele. Der Freiburger Journalist Bernward Janzing referierte vier Wochen später über „Baden unter Strom“. Der Historiker Uwe A. Oster bot dem interessierten Publikum im Juni einen Einblick über die gemeinsame Geschichte

von Baden und Hohenzollern in den letzten 200 Jahren. Kurz vor der Sommerpause berichtete Dieter Ernst Feber über die Freiherren von Drais im Murgtal und präsentierte dabei zahlreiche Modelle, aber auch einen Originalnachbau des Drais'schen Laufrades. Im Oktober bot die Badische Heimat in Zusammenarbeit mit der Frauenbeauftragten des Landkreises einen wissenschaftlichen Vortrag von Frau Prof. Dr. Renate Wind aus Nürnberg. Im Mittelpunkt stand Maria von Wedemeyer, die Verlobte Dietrich Bonhoeffers, die übrigens auf dem Gernsbacher Friedhof ihre letzte Ruhestätte erhielt. Zu den Highlights 2006 bei der Badischen Heimat zählte Hans Peter Fallers „Rastatt im Gedicht". Der Rastatter spürte rund ein Jahr lang in Archiven, Bibliotheken und Sammlungen Gedichten zu seiner Heimatstadt nach. Der Abend war ein voller Erfolg. Über 150 Besucher kamen zu diesem mehr als nur unterhaltsamen Abend in die Rastatter Handelslehranstalt, der durch Zitate und Musikeinlagen bereichert wurde. Wenige Tage vor Weihnachten beendete Urte Schulz „mit den Sagen aus dem Ufgau" das Jahresprogramm 2006 der Badischen Heimat. Die Gernsbacherin präsentierte an diesem Abend Ihr Buch „Zwischen Alb und Oos – ein Sagenführer", das als Band vier der Publikationen des Kreisarchivs Rastatt erschienen ist.

Regionalgruppe Schwetzingen

Sehr geehrte, liebe Vereinsmitglieder,

es ist seit Bestehen des Vereins Tradition geworden, zu Weihnachten in einem Rückblick das Jahr zu würdigen. Das Jahr 2006 stand europaweit unter dem Eindruck des 250. Geburtstages von Wolfgang Amadeus Mozart. Weshalb die Badische Heimat Schwetzingen dieses Terrain anderen Veranstaltern überließ. Wie bereits im vergangenen Jahr fanden die Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule und dem Stadtarchiv Schwetzingen statt. Und wir wichen von der Festlegung auf den Dienstag als Veranstaltungstag ab, mit Erfolg.

Führungen um Schloss, Park und Stadt

Der Sonntag, 10. September 2006, stand im Zeichen des Tages des Waldes in Oftersheim und des Tag des offenen Denkmals, in diesem Jahr unter dem Motto „Parks und Gärten". Zu dem letzteren boten Frau Susanne Bährle und Herr Karl Fichtner einen Rundgang um den Schwetzinger Schlossgarten an. Etwa einhundert Gäste zählte die Gruppe, die von den beiden Führern nicht nur wissenschaftlich unterrichtet wurden sondern mit zahlreichen Geschichten um den Schlosspark herum unterhalten wurden.

Gleichfalls sehr gut besucht war am Samstag, 23. 9. 2006, eine Stadtführung mit Dr. Jörg Schadt und Joachim Kresin, Stadtarchivar. Unter dem Titel „Von der kurfürstlichen Sommerresidenz zur Stadt des Bürgertums" spannten die beiden Führer den Bogen durch die Baugeschichte und Stadtentwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts. Schwetzingen erlebte seine erste Blütezeit, als es der pfälzische Kurfürst Carl Theodor zu seiner Sommerresidenz machte und zum Marktflecken erhob. Hundert Jahre später erfuhr es unter den badischen Großherzögen durch den Bau der Eisenbahn einen umfassenden Wandel, der bis in die Gegenwart die Stadt prägt.

Das Bild, das die interessierte Öffentlichkeit im Rahmen der Führungen gewonnen hatte, wurde mit einem Vortrag von Dr. Jörg Schadt am Montag, 9. Oktober 2006, m Palais Hirsch abgerundet. Während der „Zweiten Blütezeit" – so der Titel des Vortrages – erlebte Schwetzingen im Großherzogtum einen tiefgehenden Wandel. Mit dem Bau der Eisenbahn Mannheim–Karlsruhe setzte die Industrialisierung ein, die mit einer weiteren Bevölkerungszunahme, einem sozialen Strukturwandel und einer neuen Stadterweiterung einherging. Die Zahl der Vereine nahm erheblich zu, politische Parteien meldeten ihren Anspruch auf Mitgestaltung der öffentlichen Angelegenheiten an. Das Bildungswesen wurde erheblich ausgebaut. Schwetzingen erwarb sich als Spargelstadt eine neue Identität und Profil im Lande.

Hebelgedenken und Hebeltrunk

Eine „zweite Tradition" haben in Schwetzingen seit den 1980er Jahren die Kranzniederlegung am Hebelgrab und der „Hebeltrunk" im Palais Hirsch. Aus Anlass des 180. Todestages von Johann Peter Hebel luden die Stadt, Badische Heimat Bezirk Schwetzingen und die Volkshochschule zum Hebelgedenken und Hebeltrunk am Samstag, 7. Oktober, ein.

Der Person des alemannischen Dichters und protestantischen Geistlichen Johann Peter Hebel wurde um 14 Uhr am Grab am Hebelplatz gedacht. Eine kleine Feier, welche die aus Hausen im Wiesental angereiste „Hebelmusik" musikalisch eindrucksvoll umrahmte, würdigte das Wirken Hebels als Dichter, Prälat und Politiker. Werner Schellenberg sprach über Hebels „Nie gehaltene Antrittspredigt vor einer Landgemeinde". Anschließend legten der Bürgermeister Martin Bühler aus Hausen und Oberbürgermeister Bernd Kappenstein aus Schwetzingen gemeinsam einen Kranz am Grab nieder.

An das Gedenken am Hebelgrab schloss sich um 15 Uhr der „Hebeltrunk" im Palais Hirsch an. Professor Heinz Ufer referierte über „Hebel im Spiegel zeitgenössischer Kritik" und stellte die Würdigung, die der Dichter bereits zu Lebzeiten von den Größen der deutschen Literatur erfahren hatte, heraus. Das Thema des Hebelpreises aufgreifend stellte Prof. Ufer der Anonymität eines Globalismus den Begriff „Heimat", so wie ihn Hebel verstand, entgegen. „Es wird immer deutlicher, dass die extremen Formen von Mobilität Entwurzelungen zur Folge haben, die die Gesellschaft in ihrem Humanwert bedrohen. Letztendlich führen sie zu einer Entsolidarisierung, aber nicht zu einer Solidargemeinschaft."

In diesem Jahr wurden Sophia Ucles-Schmitt (Hildaschule), Simon Abraham (Hebel-Gymnasium), und Joachim Weber (Schimper-Realschule) von Oberbürgermeister Bernd Kappenstein für ihr beispielhaftes soziales Engagement in und außerhalb ihrer Schulen mit der neu gestalteten Hebelmedaille ausgezeichnet.

Mehrtagefahrt in den Harz

mit Besuchen in Hannoversch Münden, Quedlinburg und Wernigerode, Clausthal-Zellerfeld und Hahnenklee, in Goslar und Kloster Walkenried von Samstag, 28. 10. bis Mittwoch, 1. 11. 2006, boten in diesem Jahr kulturelle Eindrücke außerhalb Schwetzingens. Die Reise wurde vor Ort von einem ortkundigen Reiseleiter, Herrn Ernst Bretschneider, geführt, der viele verborgene Schönheiten des Mittelgebirges zeigen konnte, die sonst wohl de Reisenden verborgen geblie-

ben wären. Die Stadtführungen wurden ebenfalls von ihm durchgeführt, ergänzt durch die Führungen in der Stiftskirche in Quedlinburg, der Kaiserpfalz in Goslar, und dem Kloster Walkenried, die die dortigen Einrichtungen mit eigenem Personal durchführten.

Theater um Mozart

Niemand kam im Jahr 2006 um die Erkenntnis herum, dass Wolfgang Amadeè Mozart vor 250 Jahren geboren wurde. Die Badische Heimat hatte aus diesem Anlass auch den Besuch der gemeinsamen Ausstellung der Stadt Heidelberg, der Verwaltung der Staatlichen Schlösser in Schwetzingen und der Stadt Schwetzingen mit dem Titel „Theater um Mozart" in ihr Programm aufgenommen. Am Samstag, 18. November 2006, besuchte eine kleine Gruppe das Kurpfälzische Museum in Heidelberg. Hier wurde das Wirken Mozarts in der Kurpfalz gewürdigt, wo er sich, zusammengerechnet, 198 Tage aufhielt. Und schließlich die Inszenierungen der „Zauberflöte", die den größten Teil des Raumes einnahm. Nachmittags stand das Rokokotheater im Schwetzinger Schloss auf dem Programm. Im Foyer des Schwetzinger Schlosstheaters warteten auf die Teilnehmer neben Wind-, Regen- und Donnermaschinen ein bewegliches Modell des Rokokotheaters und allerlei Wissenswertes über die Baugeschichte des Theaters und den Aufenthalt Mozarts in Schwetzingen.

Im Februar 2007 wird der amtierende Oberbürgermeister Bernd Kappenstein in Schwetzingen das Amt an seinen Nachfolger Bernhard Junker übergeben. Die Badische Heimat Bezirk Schwetzingen bedankt sich auf diesem Wege für die neun Jahre vertrauensvoller und konstruktiver Zusammenarbeit. Herr Bernd Kappenstein ist in dieser Zeit immer als überzeugter Sachwalter der kulturellen Belange auf städtischer, regionaler und landesweiter Ebene aufgetreten.

Abschließend sei an dieser Stelle allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen für die geleistete Arbeit, ohne die das ehrgeizige Programm nicht durchzuführen gewesen wäre, herzlich gedankt.

Dr. Volker Kronemayer, 1. Vorsitzender

Briefe an die Redaktion

Baden braucht Freiheit beim Erlernen von Fremdsprachen

Auflösung des trennenden Grenzcharakters des Rheines durch Förderung der französischen Sprache einerseits, Schaffung einer Demarkationslinie quer durch unser eigenes Land Baden-Württemberg infolge der unterschiedlichen verpflichtenden Sprachenfolge an den Gymnasien:

Mit diesem unauflöslichen Widerspruch in Form seines zeitlich vermeintlich klug gewählten redaktionellen Beitrages in Heft 1/2007 gibt Landeskultusminister Helmut Rau sein publizistisches Stelldichein als Neumitglied unseres Vereins, und trifft zum Zeitpunkt der Veröffentlichung auf einen politischen Sturm der Entrüstung in der Region, der nicht, wie vom Minister in völlig verfehlter Einschätzung der politischen Lage vermutet, „in knapp zwei Wochen nach Ausbruch" zur Ruhe kommt, sondern im Gegenteil tagtäglich an Stärke zunimmt, je länger sich der Autor mit seiner Ministerialbürokratie fundierten Gegenargumenten standhaft verweigert.

Auf den ersten Blick mag das abgestufte Vorgehen der Landesregierung bei der Etablierung von Französisch als Grundschulfremdsprache in den rheinnahen Gebieten Badens noch vom Satzungszweck unseres Vereins – Förderung der Verständigung der Völker am Oberrhein und des Bewusstseins eines zusammenhängenden Kulturraums – gedeckt gewesen sein.

Spätestens aber in Ansehung des Zwangscharakters der Einführung von Französisch in den fünften Klassen der Gymnasien entlang des Rheines – gegen einhelligen Widerstand von Eltern als den Trägern der verfassungsmässig garantierten Erziehungsrechte ihrer Kinder, Pädagogen, kommunalen Spitzenvertretern, Wirtschaftsverbänden, Landespolitikern, in- und ausländischen Medien – wird deutlich, dass die badenwürttembergische Schulpolitik sich anschickt, den ursprünglich angestrebten Zweck mit einem in Europa nur noch Fassungslosigkeit erntenden Sonderweg in sein Gegenteil zu verkehren.

Warum? Gerade in Grenznähe existiert durch vielfältige Bemühungen seit Jahrzehnten ein gegenseitig überaus positives, sympathisches Bild vom Nachbarn. Dagegen wenden sich die Gegner des Zwangsfranzösisch überhaupt nicht. Die Wirtschaftsräume sind aufs engste verflochten. Niemals können in diesem Zusammenhang mangelnde Sprachkenntnisse ein Hindernis für diese Einigung dargestellt haben, denn sie ist Fakt. Auf beiden Seiten des Rheines weiss man, dass Englisch die Wirtschaftssprache Nummer 1 weltweit ist. Die Technologieregion Karlsruhe ist wie keine andere auf den Zustrom höchst qualifizierter Forscher und Lehrer aus aller Welt angewiesen. In der Folge siedeln sich die Unternehmen an, die künftig unseren Wohlstand sichern. Andererseits brauchen wir Deutschen eigenen hochqualifizierten Nachwuchs, dessen Chancen wir durch eine verfehlte Sprachenpolitik nicht schmälern dürfen. Viele Kinder, die eher technisch begabt sind, könnten durch zwei Fremdsprachen gleichzeitig in der fünften Klasse überfordert sein.

Sprachbarrieren werden nun also im Land innerhalb des dreigliedrigen, durch real existierende Mangelverwaltung geprägten Schulsystems aufgebaut. Ein ausländischer Investor muss sich künftig erst einmal die Landkarte vornehmen, um den Standort für seine Firmenansiedlung danach auszuwählen, welche abstrusen schulischen Besonderheiten in diesem oder jenem Landstrich im Hinblick auf Führungskräfte und ihren Nachwuchs gelten. Dabei findet diese Klientel bereits auf zahlreichen anderen Gebieten wie zum Beispiel dem Steuerrecht und anderem ein Dickicht nicht mehr zu durchschauender Regulierungswut vor.

Verständnis für den Nachbarn Frankreich und die europäische Einigung auf der einen Seite, Zwang und Bevormundung der Eltern und Kinder entlang des Rheins auf der anderen. Dies widerspricht den europaweit anerkannten Prinzipien der Selbstbestimmung und der Subsidiarität. Gerade angesichts der europäischen Verfassungsdiskussion werden heute beinahe noch höhere Ansprüche an das Demokratieprinzip gestellt als in den Mitgliedsstaaten selbst. Diesem Prinzip mehr Geltung zu verschaffen, statt in überkommenen obrigkeitlichen Kategorien Politik gegen den Standort Baden-Württemberg zu machen, wäre die vornehmste Aufgabe unseres geschätzten Neumitgliedes.

Steffen Schmid
Stv. Vorsitzender der Mittelstands- und Wirtschaftsvereinigung der CDU Karlsruhe

Aus Platzgründen konnten die „Ausstellungen in Baden" leider nicht abgedruckt werden. Sie finden Sie im Internet unter www.badische-heimat.de und unter www.gbraun-buchverlag.de

Buchbesprechungen

Peter Michael Ehrle und Ute Obhof (Hrsg.), Die Handschriftensammlung der Badischen Landesbibliothek: Bedrohtes Kulturerbe? Gernsbach: Katz, 2007, 19,80 €. ISBN 978-3-93047-25-5.

Noch ist der Pulverdampf nicht verzogen und der Name, unter dem die ganze Angelegenheit läuft, noch unfest – vom Karlsruher Handschriftenskandal zum badischen Kulturgüterstreit – da liegt bereits das Buch zum Ereignis vor. Fünf Beiträge, die sich anschicken, eine Bibliothek vor dem Schlimmsten zu bewahren.

Ute Obhof, die Leiterin der Handschriftensammlung stellt deren Kostbarkeiten (Zimelien) vor, denn um sie ging es zunächst, bevor der Bilder der Kunsthalle ins nähere Gesichtsfeld rückten.

Ihre Auswahl nach Provenienzen (Herkunftsorten) scheint besonders von der optischen Qualität her bestimmt. Schöne Seiten werden abgebildet und beschrieben.

Man fragt sich, ob dadurch nicht neue Begehrlichkeiten geweckt werden. Aber angeblich gab es schon eine Liste von Handschriften, mit deren Veräußerung die Landesregierung die Ansprüche des Hauses Baden befriedigen wollte; bis heute kennt sie allerdings niemand. Statt der eingehenden Beschreibung von Illuminationen und Initialen hätte man gern mehr über Zusammenhänge und Relevanz erfahren, auch wenn man der Meinung ist, dass eben überhaupt nichts aus dem historischen Bestand herausgelöst werden darf. Was einmal Besitz des Klosters Reichenau gewesen ist, gehört zum kulturellen Ensemble. Der Zwang zur Auswahl erschwert natürlich die Darstellung des Zusammenhangs. Man fragt sich, wie viele solche Handschriften hätten versteigert werden müssen, bis die geforderten 70 Millionen Euro zusammengekommen wären. Eine solche Zielgerade, wenn sie vorgegeben wird, verfälscht ja schon für sich die Preise. Und wie wären wohl die weniger ansehnlichen Kodizes taxiert worden, wie etwa die unspektakuläre Karlsruher Variante des in St. Gallen liegenden „Abrogans“ von etwa 780 (S. 22)? Er ist das erste deutsche Buch, ein Wörterbuch. Die Karlsruher Handschrift entstammt dem Anfang des 9. Jh.s. und wird schon gar nicht abgebildet, aber auch sie ist eine Zimelie, freilich dem Inhalt nach. Mit diesem Band wäre der einzige in Deutschland verbliebene Zeuge des ersten deutschen Wörterbuches entschwunden, wie auch mit der im selben Kodex stehenden „Visio Wettini“ eine mit dem Inselkloster verbundene Danteähnliche Jenseitsvision. Dass dies in der Öffentlichkeit weniger bewusst ist, spricht nicht gegen die Texte und deren Ausstellungspraxis als gegen die literarhistorische Bildung an den Universitäten. (Bei der kenntnisreichen Darstellung des Raimundus Lullus und der Sankt Petriner Handschrift (S. 26 ff.) hätte die Erwähnung des Raimundus Lullus-Instituts an der Freiburger Universität beider Anliegen unterstrichen).

Annette Borchardt-Wenzel schildert die Geschichte des Hauses Baden betont zurückhaltend, was man bei den Erwähnungen Kaspar Hausers sehen kann, der freilich wie vieles andere nichts mit dem gegenwärtigen Problem zu tun hat. Hier erfährt man von dem Schuldenstand des Hauses (für 1993) von 264 Millionen DM, obwohl „das Schiff“ nach der Versteigerung des Schlosses in Baden-Baden samt Inventar „wieder flott“ sei (S. 77). Man fragt sich, ob es wieder ins Schlingern kommt, wenn Salem neu verputzt werden muss und die Karlsruher Sammlung dann nicht mehr gefleddert werden kann. Unter Großherzog Friedrich I. sei das „badische Bewusstsein“ besonders ausgebildet worden, jetzt arbeitet die Familie sichtbar daran, es wieder zu reduzieren. Wer weiß, wie es aussähe, wenn nicht das „Badnerlied“ im Stadion gesungen würde. Ich kann übrigens nicht finden, dass der „schlimmste Fall“, mit dem gedroht wird, der Verkauf der Türkenbeute wäre. Diese eignet sich als Faustpfand kaum, denn irgendwann kommt sicher jemand in der Türkei auf die Idee, man müsse die Beutekunst zurückfordern, und die Landesregierung wird dem nicht abgeneigt sein.

Von besonderem aktuellen und historischem Wert ist das Kapitel von Peter Michael Ehrle „Für Baden und Europa gerettet?“ Wie kürzlich schon Heinrich Hauß (Badische Heimat 86, 2006) erstellt er eine Zwischenbilanz durch ausführliche Dokumentation der öffentlichen Aussagen. Er kann sich selber dabei durchaus zurücknehmen; die Zitatensammlung in den Anmerkungen ist hanebüchen genug. Wenn ich richtig sehe, fehlt nur noch die Äußerung des Ministerpräsidenten vor dem Stockacher Narrengericht, angesichts dessen (legendären) Alters (von 1351) machten die Handschriften eine geradezu druckfrischen Eindruck.

Niemals ist das kulturpolitische Versagen einer Landesregierung für künftige Historiker pointierter dokumentiert worden.

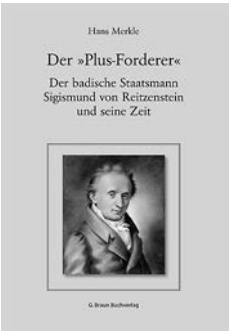
Nach der von Winfried Klein dargestellten Entwicklung des Domänenvermögens („Eigentum und Herrschaft“) fragt man sich, was denn die eingesetzte Expertenkommission noch zu beraten hat. Die Handschriften jedenfalls scheinen nun auf der sicheren Seite zu sein.

Trotzdem ist das nachdenkliche Kapitel von Michael Hübl „Tendenz fallend“ über die Änderung der Einstellung gegenüber Kultur, über ihre Abwertung mit Recht den maßgebenden Leuten, der Regierung und selbst dem Landesrechnungshof (S. 152 „Doubletten“, „Ladenhüter“) ins Stammbuch geschrieben. Ein Tabubruch hat sich vollzogen, auch wenn die Sache ausgehen sollte wie das Hornberger Schießen. Vermeintliche Obligationen sollen nicht aus dem Landeshaushalt, durch einen Solidaritätsbeitrag oder eine neue Steuer gedeckt werden, sondern – das war die ursprüngliche, inzwischen abgemilderte Idee –

durch die Freigabe von historischen und nicht wieder ersetzbaren Kulturgütern, durch Verkauf von Dingen, die angeblich nur wenige interessieren. Um so ermutigender war der weltweite Aufschrei. Es darf aber nicht übersehen werden, dass auch anderswo der Wind des Kunsthandels den bewahrenden Kräften ins Gesicht bläst, nicht nur die Fürstenberger, auch die Wettiner geben gerade ein bezeichnendes Beispiel. Die Tendenz hatte sich schon früher angekündigt. Der notwendig gewordene Ankauf der F. F. Handschriftensammlung durch das Land muss hier rühmend hervorgehoben werden, aber auch, entsprechend kritisch, die Untätigkeit der (letzten) Landesregierung, als die Druckschriften der F. F. Hofbibliothek in alle Winde zerstreut wurden. Sie zu retten wäre eine Kleinigkeit gewesen, angesichts der in die Verwaltungsreform fehlinvestierten 230 Millionen und der jährlich 30 Millionen Folgekosten, die eben erst durch den Rechnungshof bekanntgeworden sind.

Man wünscht diesem Buch viele einflussreiche und nachdenkliche Leser. *Volker Schupp*

Hans Merkle: Der „Plusforderer". Der badische Staatsmann Sigismund von Reitzenstein und seine Zeit, 348 Seiten, 9 Abbildungen und 1 Stammtafel. G. Braun Buchverlag, 2006. Preis: Euro 24,90. ISBN 978-3-7650-8352-5.



Im Jahre 1927 veröffentlichte der bekannte Historiker Franz Schnabel seine Lebensbeschreibung „Sigismund Reitzenstein. Der Begründer des Badischen Staates". Der biographische Essay, so würden wir die Arbeit heute wohl nennen, beabsichtigte, „das Bild des größten Staatsmannes, den Baden hervorgebracht hat, für die allgemeine deutsche Geschichte" wiederzugewinnen und in seiner historischen Bedeutung festzuhalten. Genau achtzig Jahre nach Schnabels Studie und 260 Jahre nach dem Tode Reitzensteins legt Hans Merkle „Sigismund Reitzenstein und seine Zeit" vor. Der Titel zeigt präzise den Unterschied zu Schnabels biographischem Werk an. Merkle entwickelt Reitzensteins Verdienste als badischer Staatsmann in der Zeit von 1789 bis 1842 auf dem Hintergrund einer ausführlich beschriebenen Zeitgeschichte. Es entsteht ein Bild nicht nur der badischen, sondern vor allem auch der deutschen und europäischen Geschichte.

In der Einbettung der Reitzensteinschen Aktivitäten in den historischen Gesamtzusammenhang scheint mir denn auch die eigentliche Leistung des Buches zu liegen, vergegenwärtigt es doch für den heutigen Leser Zusammenhänge, die ihn nicht mehr ohne weiteres gegenwärtig sein können. Allerdings führt dieses Verfahren auch zu Längungen, besonders dann, wenn Sujets behandelt werden, zu denen keine Äußerungen Reitzensteins vorliegen (Hep-Hep, Kaspar Hauser).

Obwohl Reitzenstein fast 50 Jahre die Geschicke zuerst der Markgrafschaft und dann des Großherzogtums wesentlich gestaltet hat, blieb er nach seinem Tode vergessen, „sein Name ziert kein Platz und keine Straße in der ehemaligen Residenzstadt Karlsruhe. Keine Briefmarke zeigt sein Portrait, nirgendwo ist er Ehrenbürger geworden" (Merkle S. 8). Das Vergessen Reitzensteins und die späte Biographie Schnabels (80 Jahre nach seinem Tode) hängen damit zusammen, dass Reitzenstein im Alter von 66 Jahren nochmals Präsident des Staatsministeriums wurde, um in Zusammenhang mit den Karlsbader Beschlüssen und der Wiener Konferenz Metternichs (1834) dem Ausland zu zeigen, dass Baden kein Land war, das zur Revolution neigte (Merkle S. 326). „Reitzenstein erwies sich in Wien als Befürworter der Karlsbader Beschlüsse und war an vorderster Front daran beteiligt, die Maßnahme zu ersinnen, die zu ihrer Durchsetzung erforderlich schienen. Er war davon überzeugt, dass die Opposition unterdrückt werden musste, um den Bestand und die Souveränität Badens zu wahren (Merkle S. 326). Die territoriale Integrität und Souveränität Badens hat Reitzenstein zwar erreicht, aber die Durchführung der Beschlüsse von Karlsbad und Wien waren „eine klare Absage an die liberalen Strömungen". Politisch wurde dabei „die Person und der Ruhm dieses Mannes eingesetzt und nicht seine Kraft und Fähigkeit". Das „Kapital von Ansehen und Ehrfurcht, das der große Staatsmann in der Vergangenheit erworben hatte", wurde dabei rücksichtslos aufgebraucht (Schnabel S. 179). So kommt es, dass schon wenige Jahre nach seinem Tode anlässlich des 25. Jahrestages der Verfassung sein Name nicht mehr genannt wird. „Der von Reitzenstein in Kauf genommene Vertrauensverlust lieferte damit", so Merkle, „einen wichtigen Nährboden für die Badische Revolution von 1848/49" (S. 344).

Nach Schnabel war „mit dem Jahre 1818 das Lebenswerk Reitzensteins gesichert und beendet. Was nachfolgt, ist nur ein Ausklingen – wenn auch ein sehr langes" (Schnabel S. 170). Schnabel folgert daraus: „Menschlich gesehen bleibt der letzte Lebensabschnitt des großen Staatsmannes grausam und unbefriedigend". Wir haben Schnabel zitiert, weil wir den Eindruck haben, dass Merkle im Kapitel „Der Minister der Reaktion" strikt politisch interpretiert, wo Schnabel mit fast menschlicher Zuneigung das Schicksal Reitzensteins beurteilt. *Heinrich Hauß*

David Depenau, Ernot Drücke: Karlsruhe einst und heute. Vergleichende Stadtansichten. Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher, 2006. 120 S., 112 Farb- und s/w-Fotos, geb., € 19,90. ISBN 978-3-89735-461-6.

Die Erfindung der Photographie bescherte den Menschen eine neue Form der Zeiten-Konservierung, eine Genauigkeit des Bilderbewahrens und -erinnerns, wie es bis dahin unmöglich war. Für das historische Bewußtsein, das Denken in historischen Bezügen, hatte und hat dies Auswirkungen, die kaum zu unterschätzen sind. Es ist dabei nicht nur die „realistische" Abbildqualität, sondern in weit höherem Maße die reine

Quantität der Bilder, die unsere Wahrnehmung vergangener Zeiten verändert hat. Alles, was irgend als Foto festgehalten, aber im Strudel geschichtlichen Fortschreitens hinweggespült wurde, geht nicht für immer verloren, vielmehr bleibt sein Verlust, im erhaltenen Abbild, präsent und spürbar. Dieses durch historische Fotos genährte Gedächtnis umstellt uns in einem Ausmaß mit „Untergegangenem“ und „Verlorenem“, wie in keiner Epoche zuvor. Wie schnell sich dieses Verlustempfinden einstellen kann, zeigt sich beim Betrachten des Bildbandes „Karlsruhe einst und heute“, in dem historische Fotografien mit perspektiv- und ausschnittgleichen Aufnahmen von heute verglichen werden. Die Zeit ist eine zerstörerische Kraft, läßt sich hier lernen, und was sie dafür an Neuem gebiert, ist denn doch oft ohne Charme und muss sich seine eigene historische Evidenz erst noch erringen. Angesichts der gezeigten Photos ließe sich jedenfalls nur schwerlich belegen, die Stadt habe sich ästhetisch zum Schöneren, Besseren hin entwickelt, zu deutlich gruben sich die Reißzähne zweier Kriege ins Weichbild Karlsruhes; aber auch eine einst gut gemeinte „Stadtentwicklung“ hat hier Spuren hinterlassen, die man sich heute lieber verweht wünschte. Das soll nun keinem platten „Nostalgismus“ das Wort reden, niemand möchte wohl wirklich zurück in die Zeiten von Pferdedroschken und mangelhafter Versorgungslage, aber ein bißchen darf einem schon das Herz bluten, wenn man sieht, was aus mancher Ecke Karlsruhes so geworden ist.

Ernot Drücke unterzog sich als Photograph der Mühe, jene Orte aufzuspüren, an denen seine Berufsvorgänger bereits vor rund 100 Jahren ihre Stative aufgestellt hatten, in der Mehrzahl der Bilder war dies Wilhelm Kratt. Und David Depenau stellt in kurzen Begleittexten die nötigen Daten zusammen, um die gezeigten Bildvergleiche historisch einordnen zu können. *Karl Heinz Kees*

Burkhard Pape: Die Befestigungen am Heidelberger Schloss. Verlag Stefan Wiltschko, Neckargmünd-Dilsberg 2006. 12S S., zahlreiche Abbildungen, über 200 Farbfotos. Preis: 39,70 Euro.
ISBN 3-00-017727-2.

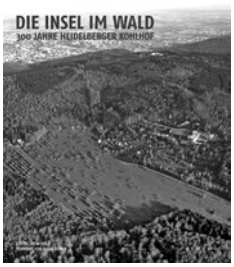
Unter den vielen Veröffentlichungen über Heidelberg und sein Schloss fehlte bisher offenbar eine detaillierte Beschreibung der Fortifikation, war doch das Schloss verschiedenen Belagerungen ausgesetzt. Eine seit zwei Jahrhunderten vorwiegend ästhetische Betrachtung der Ruine sparte die großen Bauanstrengungen vieler Generationen aus, mit denen der Kurfürstensitz gegen seine Widersacher verteidigt werden sollte. Burkhard Pape ist mit großer Sorgfalt der Entstehung der einzelnen Befestigungsabschnitte nachgegangen und hat mit 134 eigenen Fotos, jeweils mit ausführlichen Erläuterungen versehen, den zuweilen trockenen baugeschichtlichen Text verständlich zu machen versucht. Die 54 zeitgenössischen Stiche und Karten vervollständigen den Band, mit dem der Verfasser auch ein breiteres Publikum als nur die Fachwelt gewinnen will.

Mit drei Exkursen zum politischen Umfeld unter einzelnen Kurfürsten wird der historische Hintergrund für die Errichtung und die ständige Erweiterung jenes Schlossbaus geschildert. Es ist das Zeitalter der Renaissance und der frühen Neuzeit, wo Pulver und Geschütze alte Ritterburgen sturmreif schießen und neue Befestigungen nötig werden. So hilft auch eine kurze Geschichte der Artillerie bis zum 30jährigen Krieg die neue Waffe und ihre Zerstörungskraft zu verstehen. Besonders eindrucksvoll wird der Baubetrieb jener Jahrhunderte beschrieben, mit dem z. B. die gewaltigen Türme errichtet wurden. Anders dagegen die Unternehmungen der französischen Sprengkommandos, die die Fortifikation Ende des 17. Jahrhunderts vernichten wollten, wobei erst in jüngster Zeit einzelne Spuren von der Arbeit der Mineure gefunden wurden.

In einem Anhang werden die Bauphasen der Kurfürsten und ihrer Baumeister aufgeführt. Vor allem erleichtert ein Glossar beim Verständnis der Fachausdrücke.

Eine ausführliche Übersicht zur bisher erschienenen Literatur schätzt nicht nur der Fachmann, sondern sie ermöglicht auch den Einblick in die Burgenkunde und die Vielfalt, mit der schon die Baugeschichte Heidelbergs und seines Schlosses beschrieben wurde. Der Exkurs „Erhaltung und Konservierung der Schlossruine“, der Streit zwischen den Professoren Georg Dehio und Carl Schäfer um den angemessenen Weg, der ein nationalweites Echo in Deutschland fand, schließt der Text mit der sonst so üblichen „romantischen“ Sicht auf die schönste Bauruine der Kurpfalz. *Leonhard Müller*

Georg Stein (Hsrg): Die Insel im Wald. 300 Jahre Heidelberger Kohlhof. Palmyra Verlag Heidelberg 2006, 200 S., 321 Abbildungen. Preis: 29,90 Euro. ISBN 978-3-930378-71-5.



Der Herausgeber des Palmyra-Verlags Georg Stein hat 25 Autoren für ein Unternehmen gewonnen, das eine notwendige Bereicherung der Heidelberger Stadtgeschichte darstellt, weil sie eine Lücke schließt. Denn weder auf dem Stadtteilrahmenplan Altstadt noch in den Übersichtsplänen für Touristen wird auf den Kohlhof hingewiesen. Und auch in den neuesten stadthistorischen Veröffentlichungen erschien diese „Insel im Wald“ nur am Rande. Da ist ein 300jähriges Jubiläum gerade recht, jenen Flecken genauer darzustellen, von den die Lyrikerin Hilde Domin im Vorwort schreibt: „An dieser Natur könnte ich mich betrinken“.

So ist ein Sammelband mit viel Liebe und Einfühlungsvermögen entstanden, dessen variantenreiche Kapitel für jeden Leser Anreize bieten. Der Themenfächer reicht von der Geowissenschaft über das Köhlerhandwerk, dem Namensgeber des Kohlhofs, über Touristik, Geschichte, Künstler – Schliessier, Jakimow, Sohl – und Schauspieler – Heinrich George, Gustav Knuth, Werner Hinz. In Berichten über geheime U-Bootforschung, über die Jagd bis zur Astronomie der benachbarten Landessternwarte Königstuhl und vor allem die Rehabilitationsmedizin werden die unterschiedlichsten Aspekte berührt.

Mit den Themen wechselt der Stil: vom wissenschaftlichen zum feuilletonistischen Bericht, ja zum Spendenaufruf für die Restaurierung von Posselslust, dem alten Aussichtsturm. Es werden nicht nur Patien-

ten sein, die hier während ihrer Behandlung mit diesem sorgfältig lektorierten Buch entdecken, an welch ausgewählten Ort sie sich aufhalten. Die reiche Zahl vorzüglich ausgewählter alter und neuer Bilder aus allen Jahreszeiten wird viele anregen, die aufgeführten Wandervorschläge zu erproben, um Natur und Aura einer solchen Landschaft zu erleben.

Die Heimatkunde kann zuweilen in chronologischer Faktensammlung oder im touristischen Werbejargon erstarren. Stein und seine Mitarbeiter vermeiden beides. Die sachliche Information kommt nicht gestelzt daher, die emotionalen Erinnerungen der Besucher sind geschmackvoll, alle Autoren verbindet die Sympathie für ihren Gegenstand, dem man sich beim Lesen nicht entziehen kann. *Leonhard Müller*

Hans Schadek: Robert Grumbach 1875–1960, Jüdischer Rechtsanwalt, Sozialdemokrat und Stadtrat, Ehrenbürger von Freiburg. (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg im Breisgau, Heft 20). Schillinger Verlag Freiburg 2007. 180 S., 47 s/w Fotos, Euro 9,–. ISBN 978-3-89155-328-2

Wer nicht gerne allgemein-historische Darstellungen über Völker, Länder oder auch nur Gruppen von Menschen liest, aber vom Schicksal einzelner aus einen Blick auf das Erleben und Erleiden in den allgemeinen Verhältnissen erfahren will, dem sei das Buch des früheren Leiters des Freiburger Stadtarchivs, Hand Schadek, empfohlen, weil es genau diesem Darstellungsstil entspricht. Am Los der Freiburger Rechtsanwaltes Robert Grumbach und seiner Frau gelingt es dem Verfasser, das Schicksal der badischen Juden von der Zeit vor dem 1. bis nach dem 2. Weltkrieg in der Allgemeinheit und doch als einzelne Schicksale, von der Integration bis zur Ausstoßung anschaulich zu machen.

Die persönliche Auswegs- und Heimatlosigkeit, in welche die nach Gurs Deportierten gerieten, vermag man sich kaum vorzustellen. Schadek kann dem Verständnis nachhelfen, weil er im Stadtarchiv über noch unveröffentlichtes Material verfügte, wie etwa die Briefe an Grumbachs Freund Max Mayer und seine Familie. Vieles von dem Gewussten über Gurs wird durch Beschreibungen und Fotos vertieft, anderseits treten auch die übrigen Lager in den Blick, in denen viele Gesundheit und Leben verloren haben. Die Grumbachs kamen glücklicherweise wieder zurück, und in der Freiburger Not nach dem Kriege gelang es dem ehemaligen Stadtrat, wieder an seine berufliche und öffentliche Tätigkeit anzuknüpfen.

Und hier liegt ein weiterer Freiburger Erkenntnisschwerpunkt: Die Kulturpolitik der Stadt hinsichtlich des Theaters und der sonst stadtgeschichtlich unterbelichteten Literatur, die heute schon historisch in ihren Auswirkungen gesehen werden kann. Sie ist maßgeblich von Grumbach bestimmt worden. Seiner – nicht selbstverständlichen – Wertschätzung badischer Autoren von Johann Peter Hebel, Heinrich Hansjakob bis Emil Gött, den er offenbar noch gekannt hat, verdankt sich manch heute Selbstverständliches bis zur Gründung der entsprechenden Gesellschaften und der Straßennamen. Lange und zahlreiche Anmerkungen, wie sie nur ein intimer Kenner so abfassen konnte, und die durchaus für sich schon lesenswert sind, geben Einblick in Umstände und das Material, auf dessen Publikation man durchaus gespannt sein kann. *Volker Schupp*

Michael Epkenhans/Andreas von Seggern: Leben im Kaiserreich. Deutschland um 1900, 176 S. m. über 120 z. T. farb. Abb., Theiss Verlag Stuttgart 2007, € 34,90. ISBN 978-3-8062-2030-8.

Unsere heutige Fernseh- und Unterhaltungskultur hat ein Phänomen hervorgebracht, das allgemein als „Zapping“ bekannt geworden ist. In dessen Folge waren die Informationsanbieter, also jene, die die Medien mit Inhalten befeuern, gezwungen, neue Formen der Vermittlung zu entwickeln. Das „Inhaltskonzentrat“ ist nun das Ziel, möglichst viel aufregende (oder sich aufregend geriierende) Information muss in möglichst knappe Form gegossen werden, die für sich allein genommen „konsumiert“ werden kann. Das kleine zeitliche Aufmerksamkeitsfenster des Rezipienten muss ausgefüllt sein, bevor dieser „wegzuzappen“ droht. Aus dem wirklich Aufregenden wird so oft das lediglich künstlich Aufgeregte. Es entsteht eine „Häppchen-Kultur“, eine Art „Wissens-Buffet“, an dem sich der Einzelne frei wählend bedienen kann. Eine spezielle Menü-Folge ist nicht mehr vorgesehen, größere Zusammenhänge muss sich jeder selbst basteln.

Warum nun diese kurze medienkritische Einführung? Nun, ein Sachbuch liegt vor mir, ein „Lesebuch“ für den „historisch interessierten Laien“, aber keineswegs eine „quellengesättigte Gesamtdarstellung“, wie der eigene Anspruch einleitend formuliert und eingegrenzt wird – und irgendwann beim Lesen stellt sich dieses Gefühl ein, unabweisbar, ich bin in eine dieser TV-Sendungen geraten, die man mit dem Namen „Guido Knopp“ zu charakterisieren pflegt. Und das in Buchform. Im Schnitt drei Seiten nehmen sich die Autoren Zeit, um etwa den „Drang in die Metropolen“, Berlin als „Labor der Moderne“ oder anschließend den „Siegeszug der Bürokratie“ als Puzzleteile des „Leben(s) im Kaiserreich“ auszubreiten. Drei große Themenblöcke sollen dem Buch Struktur geben: zuerst unter dem Rubrum „Obrigkeitsstaat“ Staat und Politik, dann zweitens, deklariert unter „Aufbruch in die Moderne“, Gesellschaft, Wirtschaft und Alltagsleben, sowie abschließend „zwischen Tradition und Fortschritt“ Kultur, Wissenschaft und Technik. Das ist ein umfassendes Programm. Gereicht werden „Häppchen“, angereichert mit zahlreichen Bildern, und bei jedem Bissen denkt man, doch, ja, das schmeckt interessant, durchaus, aber ein wirkliches Sättigungsgefühl will sich nach all den Party-Spießchen einfach nicht einstellen.

Ärgerlich sind auch einige unnötige Schnitzer, die mit etwas mehr Sorgfalt hätten vermieden werden können. So etwa, wenn in einer Bildunterschrift von einem „Kindheitsidyll“ beim Kirschpflücken die Rede ist, während man doch in Wahrheit die damals übliche Kinderarbeit in der Landwirtschaft zu sehen bekommt, oder wir lesen erstaunt von „Hochseeromantik“, wenn Fischer in kleinen Nuss-Schalen ihrer manchmal durchaus gefahrvollen Arbeit auf der Nordsee nachgehen. Zum Glück stellt der Text selbst dies inhaltlich richtig. Darin aber gibt es wiederum manche Stellen,

die syntaktischen Husarenritten gleichen, wie etwa eine schlicht falsche „Obwohl“-Konstruktion, an der jede Logik scheitert, so oft man es auch versucht (S. 68). Bezeichnenderweise steht die inkriminierte Fügung in gerade jenem Kapitel über die „monarchische Repräsentation“ Wilhelms II., das auch inhaltlich einige Fragen offen lässt. Hier, wie auch an einigen anderen Stellen, wünschte man sich deutlich mehr und Genaueres.

Allerdings muss eine solche Kritik unfair bleiben, wo die Intention der Autoren, wie eingangs erwähnt, eine ganz andere ist. Es sei also zugestanden, dass dieser selbst gestellte Anspruch, den Lesern einen ersten Einblick in die Zeit um 1900 darzureichen, erfüllt wird. Der Hunger kommt bekanntlich mit dem Essen, und den Appetit angeregt zu haben, ist denn auch zuvorderst das Verdienst dieses Buches. Satt aber wird wohl nur der werden, der sich anschließend der Mühe unterzieht, in einige jener Werke zu „zappen“, die dort in den Literaturangaben angeführt werden.

Karl Heinz Kees

Die ältesten Monumente der Menschheit. Vor 12 000 Jahren in Anatolien. Begleitbuch zur Großen Landesausstellung Baden-Württemberg im Badischen Landesmuseum Schloss Karlsruhe 2007. 392 S. mit 600 meist farb. Abb., Theiss-Verlag 2007, € 29,90, ISBN 978-3-8086-2072-8.
Die ältesten Monumente der Menschheit. DVD-ROM, 44 Min. + Bonus. Theiss-Verlag 2007, € 22,–, ISBN 978-3-8062-2090-2.

Je weiter die Geschichtsforschung in die Vergangenheit taucht, desto mehr wandelt sie sich in eine Wissenschaft des Konjunktivs. Rare Erkenntnis wird dabei umstellt von Vermutungen und vielen „Vielleichts“, und schon manches Mal war die Forschung versucht, aus zwei halben „Wahrscheinlich“ ein ganzes „Wahr“ zu konstruieren, um nur je einen sicheren Tritt zu finden. Gerade spektakuläre Funde verführen zu einer Art „Spektakulieren“ darüber, dass – wieder einmal – nichts weniger als die Menschheitsgeschichte umgeschrieben werden müsse. Eine Nummer kleiner täte es oft auch, selbst bei aller Einsicht in die offenbare Notwendigkeit, jene mediale Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, die inzwischen sogar Forschungsbudgets maßgeblich zu beeinflussen vermag. Es bleibt auch so genug zum Staunen übrig, wenn der Besucher der Karlsruher Ausstellung „Die ältesten Monumente der Menschheit“ die Abgüsse jener übermannshohen Steinstelen betrachtet, die in der Südosttürkei neu zutage getreten sind. Der gleichnamige, zur Ausstellung erschienene Katalog, öffnet den Blick auf jene Zeitenwende, als der Mensch sesshaft wurde und begann, Ackerbau zu betreiben. Die dazu notwendige Siedlungsorganisation und Ausdifferenzierung des sozialen Zusammenlebens sind eine Kulturleistung, die am Anfang steht großräumlicher Herrschaftsbildung und damit letztlich clanübergreifender Vergesellschaftung. Viele Fundstücke geben Zeugnis vom Ausdrucksbedürfnis der damals lebenden Menschen; Reliefs, Wandmalereien und zuvorderst die architektonische Anstrengung selbst, die uns in den ausgegrabenen Fundamenten der Siedlungen entgegen tritt, lassen eine handwerkliche Meisterschaft erkennen, die das Vorurteil von der „primitiven Steinzeit“ schlagend widerlegt. Angesichts dieser Artefakte scheint es müßig, ihnen unbedingt eine irgendwie geartete religiöse, mythische, magische oder was auch immer Bedeutung zuschreiben zu wollen. Natürlich hat der Forscher Vermutungen anzustellen und Schlüsse zu ziehen, doch in den Katalogbeiträgen schimmert immer ein erfreuliches Zögern hindurch, ein Eingestehen eines letzten Geheimnisses, an dem auch nachfolgende Generationen noch herumrätseln dürfen. Klaus Schmidt, einer der maßgeblich beteiligten Forscher, denen wir Ausstellung und Katalog zu verdanken haben, spricht an einer Stelle selbst vom „immensen Interpretationspotential“ (S. 95), das die Funde bieten. Dies mag ein Grund dafür sein, dass in manchen Ausstellungen und Publikationen die – unbestrittenen – Mühen des Ausgrabens selbst, unter „heldenhaften“ Entbehrungen, in den Vordergrund rücken. Es ist dann mehr über die schwierigen Arbeitsbedingungen der Forscher zu erfahren als von deren Ergebnissen. Zumindest der Katalog entgeht diesem Muster weitgehend, während ein Filmchen auf einer ebenfalls erschienenen DVD, ansonsten durchaus gefällig, ausgiebig in diese Falle tappt. Dabei wäre diese Verklärung des Archäologen zum letzten „Wissenschaftshelden“ doch gar nicht nötig. Das leise Schauern darüber, was hier unsere Vorfahren geleistet haben, schließt genug Dank an jene mit ein, die uns diese Leistungen mit ihrer Forschung zugänglich und offenbar gemacht haben.

Karl Heinz Kees

Wilfried Schweinfurth: 1806–2006 – 200 Jahre Altlußheim badisch. Historische Dokumentation der Gemeinde im Jahr 1806. Verlag regionalkultur 2006.

Aus Anlass der zweihundertjährigen Zugehörigkeit Altlußheims zu Baden hat Wilfried Schweinfurth systematisch die politischen, wirtschaftlichen und religiösen Gegebenheiten des Jahres 1806 aufgezeigt. Altlußheim kam über den Tausch – und Epurationsvertrag (Säuberung) über Tuttlingen vom 17. Oktober 1806 zu Baden. Die beiden badischen Orte Neu-

hausen und Pfauhausen auf den Fildern in der Nähe von Stuttgart sollten gegen das württembergische Altlußheim getauscht werden. Damit wurden 300 Jahre der Zugehörigkeit Altlußheims zu Württemberg beendet und die bisherige 200 Jahre Zugehörigkeit zu Baden begründet.

Die Publikation entwickelt mit den Kapiteln „Baden an der Ende zum 19. Jahrhundert“ und „Das Großherzogtum entsteht“ den geschichtlichen Hintergrund.

Der Autor entwickelt in den Kapiteln „Baden am Ende zum 19. Jahrhundert“ und „Das Großherzogtum entsteht“ den historischen Hintergrund. Im Kapitel „Altlußheim – das Dorf“ rekonstruiert der Autor, ausgehend vom Stichdatum 1806, die Altlußheimer Bausubstanz um 1806 und legt den ehemaligen Charakter und Habitus des Dorfes umfassend dar. Die in Frage kommenden Bauten sind abgebildet und im einzelnen beschrieben. Die Altlußheimer Ortsverfassung von 1806 entwirft ein Bild des Status quo einer württembergischen Enklave an der Wende zu einer neuen Zeit.

Mit der historischen Dokumentation an einem Wendepunkt der Ortsgeschichte hat Schweinfurth einen weiteren wichtigen Beitrag zur Geschichte des Ortes geliefert. *Heinrich Hauß*

Fabio Crivellari/Patrick Oelze: Vom Kaiser zum Großherzog. Der Übergang von Konstanz an Baden 1806–1848. Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz. Hg. von Jürgen Glöckler. Bd. 4, 2007, 152 Seiten. UVK Verlagsgesellschaft mbH. Preis: 14,90 Euro. ISBN 978-3-89669-613-7.

„Zwischen 1806 und 1906 hatte sich in Konstanz das Verhältnis zu Baden grundlegend gewandelt“. Aus den Bewohnern einer vorderösterreichischen Landstadt wurden treue Badener. „Innerhalb von wenigen Generationen änderte sich das Selbstverständnis der meisten Konstanzer derart, dass man mit Recht von einen tiefgreifenden Identitätswandel der Stadt sprechen kann.“ Anliegen des Buches ist es, diesem Wandel nachzuspüren. Die Autoren beschäftigen sich auch über die historisch gewordenen Identitäten hinaus mit der Frage einer badischen Identität der Stadt Konstanz im Jubiläumsjahre 2006. Mit dem Übergang an Österreich verlor 1548 Konstanz seine Unabhängigkeit und wurde dazu noch rekatholisiert. Der Übergang 1806 an Baden erschien dann im Rückblick als Befreiung aus einem historischen Vakuum. Die Österreichische Zeit diente „als Negativfolie zur Beschreibung der eigenen Zeit und zur Identitätsbildung“ (S. 22). Zwischenzeitlich gab es eine „eidgenössiche Option“, nämlich die Idee eines Beitritts von Konstanz zur Eidgenossenschaft. Mit der Revolution von 1848/49 übernahm Konstanz „eine zentrale Rolle im öffentlichen Leben des Großherzogtums“ (S. 116). In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts integrierten sich die Konstanzer „selbst aktiv in den badischen Staat“ (S. 117). Die Jubiläumsveranstaltungen im Jahre 1906 zeigten, „dass Konstanz 100 Jahre nach dem Ende der österreichischen Landesherrschaft fest zu Baden und dem Reich gehörte“ (S. 139). Für das Jubiläumsjahr 2006 stellen die Autoren nur noch „Reste eines badischen Selbstbewusstseins“ fest, das sich vielleicht noch in Klischees gegenüber den „Schwaben“ titulierten Württembergern ausmachen läßt. „Ein Bekenntnis zu Baden steht heute meist im Umfeld der Folklore“ (S. 143). Und das 200 jährige Jubiläum 2006 „spielte in der öffentlichen Wahrnehmung so gut wie keine Rolle“ (S. 8). Das hängt einmal damit zusammen, dass „Baden seine identitätsbildenden Bezugspunkte“ (S. 143) verloren hat, aber auch damit, dass dort, wo ein solcher Bezugspunkt noch am ehesten gesucht werden könnte, nämlich in der ehemaligen Residenz und im Landesmuseum anscheinend wenig Interesse an identitätsbildenden Angeboten besteht. In diesem Sinne stellen die Autoren dann auch fest, dass das badische Landesmuseum in Karlsruhe sich … erst spät entschloss, dem Jubiläum seine Aufmerksamkeit zu schenken (S. 8).

Heinrich Hauß

Ralph Hahn: Langlaufen in Baden-Württemberg, Silberburg-Verlag Tübingen. 168 S.. ISBN 978-3-87407-718-7, Euro 14,90.

Aus dem Buchhandel war zu hören, im Weihnachtsgeschäft seien Radtourenführer gut nachgefragt worden. Auch daran läßt sich Veränderung ablesen, Radfahren wird zur Ganzjahressportart. Und muss man nun also den Silberburg-Verlag dafür loben, mit dem hier anzuzeigenden Buch ein verlegerisches Risiko eingegangen zu sein? Ein Erinnerungsbuch, möchte man meinen, für einen schwindenden Markt. Denn Nostalgie und Melancholie, die ewigen Geschwister, reichen sich die Hand, wenn der Skilanglaufbegeisterte an einem dieser warmen Januartage, draußen riecht es nach Frühling, in diesem schönen Büchlein blättert. Langlaufen in Baden-Württemberg. Darin präsentiert der Autor 80 Loipen in den „klassischen“ Skilanglaufgebieten Baden-Württembergs: Schwarzwald, Schwäbische Alb, Allgäu und Schwäbisch-Fränkischer Wald, garniert mit all den Daten, die ein Leser zurecht von solch einem Ratgeber erwarten darf. Streckenlänge, Schwierigkeitsgrad, Karte und anderes Nützliches. 35 und damit der Großteil der Touren finden sich im Schwarzwald, vor der Haustür also. Eine Einladung, sich verzaubern zu lassen vom Glitzern der Schneekristalle, während sich einem der eigene Atem als feuchtkaltes Tuch aufs Gesicht legt. In der knappen, aber gut gefassten Einleitung vermittelt der Autor zudem das notwendige „Rüstzeug“ für ein unbeschwertes Wintersportvergnügen. So es den Schnee hat, ihm nachzugehen …

Karl Heinz Kees